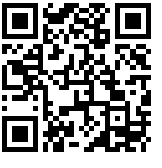
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

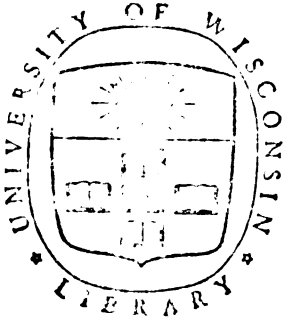
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

VIERUNDDREISSIGSTER BAND

BERLIN 1910
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. ZIMMERSTRASSE 94

Digitized by Google

Digitized by Google

INHALT.

Seite

Alt-Frankfurt bd II h. 1, von Schröder 296
Banz, Christus und die minnende Seele, von Strauch 255
Beck, Ekkehards Waltharius, von Baesecke 296
Beywl, Reimwörterbuch zu Ulrichs Lanzelet, von Schröder 111
Bjarni Þórsteinsson, Islenzk þjóðlög, von Heusler 238
Björnsson, s. Oddur
Blümml, Zwei Leipziger liederhandschriften des 17 jahrhunderts, von Schröder 185
Bødtker, Critical contributions to early english syntax, von Mourek 298
Böhmer, Sprach- und gründungsgeschichte der pfälzischen colonie am Niederrhein, von Teuchert 21
Bohn, Die nationalhymnen der europäischen völker, von Rietsch . 38
Boer, Untersuchungen über den ursprung und die entwickelung der Nibelungensage bd III, von Neckel 135
Brockstedt, Floovent-studien, von Blöte 49
———, Das altfranzösische Siegfridlied, von Blöte 53
Büchner, s. Landau
Buchwald, Joachim Greff, von Michel 171
Bürklen, Die bau- und kunstdenkmale von Wiener-Neustadt, von Schröder 183
Christus und die minnende seele, s. Banz
SColumbus, s. Hesselmann
Curme, A grammar of the german language, von Jellinek 106
Dähnhardt, Natursagen bd II und III, von Meyer 139
Dahm, Der gebrauch von *gi-* zur unterscheidung perfectiver und imperfectiver actionsart im Tatian und in Notkers Boethius, von Mourek 182
Elster, Tannhäuser in geschichte, sage und dichtung, von Schulze . 113
Engel, Kurzgefasste deutsche litteraturgeschichte, von Schröder . . 105
Finnur Jónsson, Brennu-Njálssaga, von Neckel 40
Franck, Altfränkische grammatik, von Lessiak 193
Friedemann, Die götter Griechenlands von Schiller bis Heine, von Schulze 188
Fröberg, Beiträge zur geschichte und charakteristik des deutschen sonetts im 19 jahrhundert, von Schulze 188
Glaue und Helm, Das gotisch-lateinische bibelfragment der universitätsbibliothek zu Giefsen, von Wrede 107
Haakh, Die naturbetrachtung bei den mittelhochdeutschen lyrikern, von Wallner 157
Habermann, Die metrik der kleinern althochdeutschen reimgedichte, von Baesecke 222
Halldór Hermannsson, Bibliography of the icelandic sagas 179
Hartmann, Historische volkslieder und zeitgedichte vom 16 bis 19 jh. bd II, von Schröder 118
Hebbels werke, s. Poppe
Heidrich, Christnachtsfeier und christnachtsgesänge in der evangelischen kirche, von Vogt 143
Heitz, s. Schreiber
Heitz und Major, Hohenkünigsperg 183
Heldmann, Mittelalterliche volksspiele in thüringisch-sächsischen landen, von Hoffmann-Krayer 116
Helm, s. Glaue
Hermannsson, s. Halldór

Digitized by Google

Seite
Hesselmann, Sam. Columbus, En swensk orde-skötsel, von Kahle . 109
Heusler, Lied und epos in germanischer sagendichtung, von Seemüller 130
Hoeber, Beiträge z. kenntnis d. sprachgebrauches im volksliede d. xv und xvi jh.s, von Gusinde 299
vHovorka u. Kronfeld, Vergleichende volksmedicin, von Hoffmann-Krayer 115
Hudson, The Elizabethan Shakespeare vol. 3. 4, von Schröder . . 185
Islandica i, s. Halldór
Jäschke, Lateinisch-romanisches fremdwörterbuch der schlesischen mundart, von Lessiak 31
Jahn, Goethes Dichtung und Wahrheit, von Pniower 265
Joachimi-Dege, Deutsche Shakespeare-probleme im xviii jahrhundert und im zeitalter der romantik, von Köster 73
Jónas Jónasson, s. Oddur Björnsson
Jónasson, s. Jónas
Jónsson, s. Finnur
Kettner, Studien zu Schillers dramen, i. Wilhelm Tell, von Wackernell 84
Klatscher, Zur metrik und textkritik von HHealers Evangelium Nicodemi, von Helm 167
vKralik, Zur nordgermanischen sagengeschichte, von Ranisch . . . 178
Kronfeld, s. vHovorka
Kübler, Die deutschen berg-, flur- und ortsnamen des alpinen Iller-, Lech- und Sannengebietes, von Schatz 145
Kühn, Rhythmik und melodik Michel Beheims, von Dollmayr. . . 67
Kyrieleis, MAvThümmels 'Reise in die mittägl. provinzen von Frankreich', von Riemann 301
MLandau, Hölle und fegfeuer in volksglaube, dichtung und kirchenlehre, von RMMeyer 294
PLandau, Georg Büchners Gesammelte schriften, von Schröder . . 188
Leach, The relations of the norwegian with the english church 1066—1399, von Schröder 110
Leihener, Cronenberger wörterbuch, von Teuchert 15
Liederhandschriften, s. Blümml
Löwe, Bücherkunde d. deutschen geschichte 3. Aufl., von Schröder 303
Lutz und Perdrizet, Speculum humanae salvationis, von Polheim . 55
Major, s. Heitz
Martiny, Geschichte der rahmgewinnung, i. Die aufrahmung, von Schröder 103
Meifsner, Rómveriasaga, von Heusler 239
Mildebrath, Die deutschen Avanturiers des 18 jahrhunderts, von Brecht 175
Njálssaga, s. Finnur Jónsson
Oddur Björnsson ok Jónas Jónasson, Þjóðtrú ok þjóðsagnir i, von WHVogt 232
Ohrt, Kalevala, von RMMeyer 294
Panzer, Das altdeutsche volksepos, von Seemüller 129
Perdrizet, s. Lutz
Pestalozzi, Systematik der syntax seit Ries, von Mourek (vgl. 304) . 180
Pinger, Der junge Goethe und das publicum, von RMMeyer . . . 303
Plüss, Leutholds lyrik und ihre vorbilder, von Meyer 189
Pohnert, Kritik und metrik von Wolframs Titurel, von Martin . . 111
Poppe, Hebbels werke, von Muncker 291
Preitz, Gottfried Kellers dramatische bestrebungen, von Walzel . . 98
Priebsch, Die heilige regel für ein vollkommenes leben, von Rieder 261
Ramisch, Studien zur niederrheinischen dialektgeographie, von Schatz 7
Ranke, Sprache und stil im Wälschen gast des Thomasin von Circlaria, von Bernt 62
Regel, heilige, s. Priebsch
Ricklinger, Studien zur tierfabel von HSachs, von Geiger 300
Rómveriasaga, s. Meifsner

Digitized by Google

Seite

Schaer, Die dramatischen bearbeitungen der Pyramus-Thisbe-sage in Deutschland im 16 und 17 jahrhundert, von Schröder 184
Scheinert, WvHumboldts sprachphilosophie, von Lewy 294
Schiepek, Der satzbau der Egerländer mundart II, von Ries . . . 22
Schreiber und Heitz, Die deutschen 'accipies'- und 'magister cum discipulis'-holzschnitte von Götze 70
Schuder, FrHebbel, denker, dichter, mensch, von Freye 288
Schulze, Die Franzosenzeit in deutschen landen 1806—1815, von Roethe 93
Seidl, Der schwan von der Salzach, von Rosenhagen 161
Shakespeare, s. Hudson
Socin, Mittelhochdeutsches namenbuch, von v. Grienberger . . . 150
Speculum humanae salvationis, s. Lutz und Perdrizet
Speyer, W. Raabes 'Hollunderblüthe', von Freye 189
Suolahti, Die deutschen vogelnamen, von Schröder 1
Tiedt, Witziges und spitziges, von Meyer 118
Þjóðlög, Íslenzk, s. Bjarni Þórsteinsson
Þjóðtru ok þjódsagnir, s. Oddur Björnsson ok Jónas Jónasson.
Þórsteinsson, s. Bjarni
vUnwerth, Die schlesische mundart in ihren lautverhältnissen, von Lessiak 33
Voges, Aus der heidenzeit des braunschweigischen landes, von Schröder 295
FVogt, Das königs- und kaiserideal des deutschen mittelalters, von Schulze 113
WHVogt, Zur composition der Egilssaga cap. I—LXI, von Neckel . 297
Volkslieder, s. Hartmann
Wallberg, Hebbels stil in seinen ersten tragödien 'Judith' und 'Genoveva', von Freye 290
Walser, Die theorie des witzes und der novelle, nach dem 'de sermone' des Jovianus Pontanus, von RMMeyer 117
'Waltharius', s. Beck
Walzel, Hebbelprobleme, von Freye 285
Warnecke, Goethe und Schiller, von RMMeyer 303
Wegner, Die 'Christliche warnung des treuen Eckarts', von BRingwaldt, von Götze 114
Weston, The legend of Sir Perceval II, von Blöte 242
Witkowski, Aus Schillers werkstatt, von Kettner 278
Wrede, Die diminutiva im deutschen, von Schatz 9
Zincke, FHebbels philosophische jugendlyrik, von Freye 281
———, Die entstehungsgeschichte von FHebbels 'Maria Magdalena' von dems. 283

Bresslau, Volker der spielmann 120
Leitzmann, Zum Vorauer Alexander 305
———, Bemerkungen zur Millstätter handschrift 122
Margadant und Brecht, Das geburtsjahr des Simon Lemnius . . . 125
Neuber, Lyrische federproben 305
Schmidt, Heriman 191
Schröder, Biterolf 191
Personalnotizen 128 192 306
Register 307

Digitized by Google

Digitized by Google

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXIV, 1, 2 mai 1910

Die deutschen vogelnamen. eine wortgeschichtliche untersuchung von **Hugo Suolahti**, docent an der universität Helsingfors. Strafsburg, Trübner 1909. XXXIII u. 540 ss. 8°. — 16 m.

Herr Suolahti hat vor 10 jahren unter seinem schwedischen namen Palander 'die althochdeutschen tiernamen' und zwar zunächst 'die namen der säugetiere' behandelt (Darmstadt 1899): das war eine fleifsige doctordissertation, die aber bei der beschränktheit und umgrenzung des materials wenig ergiebig schien und gerade vor den interessantesten fragen halt machte. Palander-Suolahti hat dann zunächst begonnen die versprochene fortsetzung in derselben weise auszubauen: darauf weist die besonders eingehnde und gewissenhafte prüfung des glossenmaterials der ahd. (und frühmhd.) zeit hin, welche jedem einzelnen artikel vorangestellt ist, und deren ertrag nicht immer der mühe zu entsprechen scheint die sie erfordert hat, und dem raume den sie hier beansprucht. in der beurteilung und wertung dieses oft recht zerrütteten lexikalischen stoffes hat S. gegen früher grofse fortschritte gemacht: es gelingt ihm nicht selten, aus dem schutthaufen der varianten wertvolle anzeichen der dialektischen und landschaftlichen spaltung eines namens zu ermitteln, welche die spätere überlieferung oder die heutige volkssprache bestätigt, so zb. unter 'Würger' s. 146—148 (vgl. s. VI); hier wo die nomenclatur ganz besonders reich und mannigfaltig ist, kann ich zu *würgelhâhe* (s. 150 f) noch eine gesicherte variante aus einem eigennamen anführen: *Marchwardus wurgelhane* erscheint dreimal im Cod. trad. Garzensis um 1200 (Drei bayer. traditionsbücher aus d. 12 jh. [München 1880] s. 59. 63. 70). ein wahrer meisterfund ist dem geduldigen spürsinn des vf.s mit der aufdeckung des altbairischen namens für den schwarzen storch gelungen: *ûtinswal, Uttenschwalb*, was der gotländischen bezeichnung *odensvala* genau entspricht (s. 372 f). dass ihr eine ältere form **Wuotanes-swalwa (-swal)* vorausligt, leidet keinen zweifel: in ihr ist, möglicherweise nach verschiebung der silbengrenze (**Wuotanes-walwa*), die dissimilatorische behandlung des anlauts eingetreten, die ich in meiner abhandlung über 'Blachfeld' erläutert habe, und für die auch das vorligende buch wider sehr hübsche belege bietet: so zu *turteltaube* (s. 217) einerseits das bairisch-

Digitized by Google

österreichische *gürteltaube* (schon beim Teichner) und anderseits das luxemburgische *ürteldauf*; dann zu *dorndrâel* (s. 147 f): aus Baiern *dornkrâel* und aus Österreich *dorngreuel*, mit fortfall des zweiten anlauts aber *doarnrale* in Lienz usw.

Nicht überall freilich kann ich den angaben der alten glossen und glossare den zeugniswert beimessen, den ihnen S. zubilligt: so wenn er auf s. VI der einleitung (vgl s. 376) die übersetzungen *erdhuon* und *pirchhven*, welche Admonter hss. der Versus de volucribus für 'ibis' bieten, als echte (obwol sonst ganz unbezeugte und höchst unpassende) namen jener ibis-art ('geronticus eremita') besonders betont, von der der artikel 'Waldrabe' s. 373 ff sehr anziehend nachweist, dass sie einst in den felsschluchten der Schweiz wie Steiermarks nistete und hier wie dort auch eingefangen und gezähmt gehalten wurde. dass es sich dabei um einen 'ibis' handelte, hat zwar ein gelehrter ornithologe vom j. 1591 schon richtig gesehen, aber die Admonter schreiber haben es doch gewis nicht gewust!

Es sind aber nicht eben viele fälle, in denen ich in der bewertung der glossen von dem verfasser abweiche: im allgemeinen operiert seine behandlung gerade dieses ältesten quellenstoffes mit allen wünschenswerten cautelen: er reduciert eine scheinbare vielheit der zeugnisse auf eines oder zwei, er deckt verwechselungen und misverständnisse auf, scheidet die glossen angelsächsischer herkunft aus und nimmt überall rücksicht auf das alter und womöglich auf die heimat der einzelnen handschriften. es gibt bisher keine wortuntersuchung, welche die grofse publication Steinmeyers mit soviel vorsicht und mit so reichem nutzen verwertet.

Aber würklich fruchtbar und historisch lebendig ist die arbeit freilich erst geworden, indem S. sich entschloss, die weitere litteratur, die er anfangs wol nur zu seiner eigenen orientierung mehr gelegentlich herangezogen hatte, in vollem umfang auszubeuten und die namensgeschichte eines jeden deutschen oder in Deutschland populär gewordenen vogels bis in die gegenwart und über den ganzen umfang des deutschen sprachgebiets zu verfolgen, wobei dann das skandinavische, englische und niederländische durchgehends herangezogen werden, und für die grenzgebiete die volkstümliche nomenclatur der Franzosen, Italiener und Slawen ausreichend berücksichtigt erscheint. unter den deutschen quellen, die nunmehr einen erstaunlichen reichtum hergegeben haben, stehn zwei gruppen im vordergrunde. einmal die ornithologische litteratur, die, nachdem Albertus Magnus recht interessante beiträge, Konrad von Megenberg aber nur wenige specimina geboten hat, im 16 jh. mit dem in Köln sesshaften Engländer William Turner (1544) einsetzt und dann alsbald in Konrad Gesners von Zürich Historia animalium (bd III 1555) ihre erste classische höhe erreicht — ihm treten dann im 19 jh. die

Digitized by Google

beiden Naumann, vater und sohn, mit ihrer grofsen Naturgeschichte der vögel Deutschlands gegenüber; neben diesen hätte aber Christian Ludwig Brehm (der vater) mit seinen Beiträgen zur vogelkunde (3 bde., Neustadt a. d. O. 1821, 22) nicht vergessen werden sollen. es trifft sich für unser gebiet aufserordentlich günstig, dass Gesner, der autor des 'Mithridates', mit dem interesse an der naturgeschichte das an der sprachwissenschaft verband, und zwar ein höchst intensives und zugleich praktisches interesse, das ihn bei der schaffung einer wissenschaftlichen nomenclatur leitete und ihn correspondenzen nach allen richtungen anknüpfen liefs; und dass anderseits der anhaltische bauerornithologe Johann Adam Naumann mit seiner reichen kenntnis der volkssprache seinem sohne Johann Friedrich zur seite stand. — die zweite hauptabteilung sind die idiotika, die S. in respectabler zahl ausgebeutet hat: ich habe nur wenige lücken bemerkt, die auffälligste bedeutet das fehlen von WvGutzeits Wörterbuch der deutschen sprache Livlands, wie überhaupt aller litteratur über das baltische deutsch. mit der excerpierung dieser mundartlichen wörterbücher hat man nun freilich keineswegs die volkstümliche vogelnomenclatur der betr. landesteile beisammen, wie ich das an meinem eigenen hessischen besitz erprobt habe, denn die meisten 'idiotika' verzeichnen nur das, was ihren verfassern nicht als schriftsprache oder allgemein üblich erschienen ist. S. kennt alle unsere hessischen wörterbücher (Vilmar, vPfister, Saul, Crecelius), gleichwol fehlt Hessen bei vielen bezeichnungen die aus andern landschaften notiert werden. zb. heifst es unter 'Gimpel' (s. 138:) 'heute kommt *bluetfink* in der Schweiz und im Elsass vor, auch in der Siegerländer mundart *blötfenke*' — auch in Hessen ist *blütfinke* m. w. die allgemeine bezeichnung, neben der das von den Harzer vogelhändlern importierte *dompfaffe* namentlich für den käfigvogel gilt. — ähnlich steht es bei *feldhuhn* für 'rebhuhn', das keineswegs blofs in den Rheingegenden üblich ist (s. 257).

Mit unsern deutschen landschaften passieren dem ausländer hier und da misverständnisse: 'Hessen-Nassau' (wofür Kehrein citiert wird) ist ein ganz moderner politischer sammelname, und mit 'preufsisch' darf man nicht die Neumark und noch weniger den nach Berlin eingewanderten Oberpfälzer Joh. Leonh. Frisch bezeichnen. würklich anstöfsig aber ist der irrtum, dass im register zwischen 'Niederländisch' und 'Englisch' einen besondern platz 'Friesisch' erhalten hat: mit einer wortlese die zum gröfsern teil aus dem modernen plattdeutsch Ostfrieslands (ten Doornkaat Koolman) stammt.

Auch abgesehen von den ornitholog. specialwerken und den idiotiken zählt das verzeichnis der 'angeführten litteratur' (s. 527 bis 540) eine fülle von z. tl recht abgelegenen büchern auf und liefert jedesfalls den beweis, dass der Helsingforser docent seine ferienaufenthalte in Deutschland sehr gründlich und energisch

Digitized by Google

ausgenutzt hat. ein paar irrtümer laufen mit unter, der wunderlichste, weil sich beständig widerholend, ist: 'Tremsens plattdeutsche gedichte hrsg. von Karl Eggers, Breslau 1875' — gemeint sind 'Tremsen, plattdeutsche gedichte von Karl Eggers u. Fr. Eggers. hrsg. von Karl Nehring'! — vermisst hab ich JWintelers wichtiges programm 'Naturlaute und sprache. ausführungen zu WWackernagels Voces variae animantium' (Aarau 1892). —

Nach einer einleitung (s. I—XXXIII), welche die quellen und die wege der forschung bespricht und die wichtigsten ergebnisse für alter, herkunft, geltungsbereich und geschichte der deutschen vogelnamen an beispielen erläutert: wert und einfluss der ornithologischen litteratur, culturentlehnung aus der fremde, import durch vogelhändler (italienischer u. besonders slawischer nationalität!), jägersprache, anwachsen der onomatopoietischen synonyma, zeugnisse des volksglaubens, scherzhafte und vertrauliche benennungen, kurzformen und andere kosenamen usw. usw., folgen die einzelnen vögel nach der üblichen zoologischen einteilung, wobei dann freilich der fremde papagei den reigen führen und der ebenso fremde nordische tord-alk ihn schliefsen muss. regelmäfsig stehn die erträge der ahd. glossen voran, es folgen die zeugnisse für die hauptnamen aus der poetischen und wissenschaftlichen litteratur, und das oft sehr reiche und bunte material aus den dialekten bildet den schluss. dies schema wird aber ohne pedanterie behandelt und überall durchbrochen, wo es die darstellung wünschenswert erscheinen lässt. die einzelnen abhandlungen lesen sich durchweg angenehm und vielfach interessant. dabei vermeidet der verfasser jede unnütze breite, und nur der unbehaglich hohe preis des werkes (es war zu 'ca. 8 m.' angekündigt und kostet schliefslich das doppelte) legt uns die frage nahe, ob nicht hier und da durch knappere aufreihung raum gespart werden konnte. — die angehängten texte liefsen sich auch anderweit unterbringen.

Besonderes lob verdient die zurückhaltung und der vornehme tact des verfassers in etymologicis: so verfährt nur jemand der mit vollster kenntnis der wörter und sachen ein grofses gebiet überblickt und darin würklich heimisch geworden ist. die etymologen von beruf und die sportsmen auf diesem felde werden oft genug durch den hinweis auf parallelerscheinungen oder auch durch feststellung der sachlichen unmöglichkeit widerlegt. aber auch deutungen die sich bereits eines festen ansehens erfreuten, werden gründlich abgetan und hier und da glücklich ersetzt: wie die *grasmücke*, die uns schon lang als **grâ-smucca* gegolten hat, nun höchst einleuchtend als **grasa-smucca* 'grasschmiegerin', 'grasschlüpferin' durch schwedische, dänische, englische und niederdeutsche parallelen erwiesen ist (s. 69). die schwierigkeit dieses gebietes der volkstümlichen nomenclatur tritt besonders da zu tage, wo alte klangmalende bezeichnungen später etymologisierend umgeformt sind (das bekannteste beispiel *wituhopfa*,

Digitized by Google

oder umgekehrt echte bildungen einer durchsichtigen verbalwurzel später eine onomatopoietische umgestaltung erfahren haben, wie das in den dialekten hundertfach geschehen ist. in der kritik fremder einfälle wird man S. fast durchgehend beistimmen müssen, mit eigenen vorschlägen ist er so zurückhaltend, dass er sich selten eine blöfse gibt. ein fall wo ich ihm nicht zu folgen vermag, ist die behandlung der geschichte und etymologie des *falken* (s. 327); ich geh darauf etwas näher ein, weil hier principiell wichtige fragen hineinspielen.

GBaist hatte in einem gelehrten und anregenden artikel der Zs. (27,60 ff) die erklärung des falkennamens aus einem bei Paulus resp. Festus bezeugten latein. *falco* 'einer der krumme zehen hat' zurückgewiesen und unter hinweis auf den starken germanischen einschlag der romanischen jagd- und falknerei-nomenclatur die germanische herkunft des wortes behauptet, das er am liebsten zu *fallan* stellen wollte. diese etymologie bekämpft S. s. 329, und ich glaube mit recht. aber wenn er meint, dass das gänzliche fehlen des germanischen wortes in England und sein spätes auftauchen im Norden (wo der jagdfalke zunächst *valr* hiefs, wie in England *wealhhafoc*) zur widerlegung des germanischen ursprungs hinreiche, so zieht er einen voreiligen schluss. es unterligt ja keinem zweifel, dass das wort seine weite verbreitung nicht etwa der volkssprache, sondern ausschliefslich dem technischen sprachgebrauch der beizjagd verdankt: deshalb kann es sehr wol in Deutschland geographisch, sagen wir auf den süden oder südwesten, beschränkt und dort in die, wie S. selbst zeigt, aus germanischen und romanischen elementen gemischte internationale sprache der falkner aufgenommen sein; in einer gegend mit der die festländischen vorfahren der Angelsachsen keinen culturaustausch zu haben brauchten. wenn *falch, falke* heute noch im deutschen südwesten ein pferd (oder ein rind) von 'fahler' farbe bezeichnet (vgl. zuletzt Anz. xxxiii 119), so ist das doch gewis ebenso aufzufassen, wie *rappe* für ein schwarzes, *belche* u. *blässe, blässchen* (Suolahti s. 304) für ein weifsstirniges pferd, *specht* für einen gesprenkelten ochsen (Much, Zs. f. d. wortf. 2, 284). damit ist zugleich der deutsche ursprung und die etymologie gegeben: die übertragung vom vogel auf das pferd hat möglicherweise schon zu einer zeit stattgefunden, wo man diese etymologie noch verstand oder fühlte — notwendig (wie das Much aao. anzunehmen scheint) ist das aber keineswegs, vgl. *rappe*!

Dem alten gemeinbesitz der Germanen — oder auch nur der Westgermanen — an vogelnamen gehört also *falko* ganz gewis nicht an, wie es denn auch heute noch der volkssprache weiter deutscher landschaften gänzlich unbekannt ist. diesen gemeinbesitz festzustellen macht S. in der einleitung s. xvi einen anspruchslosen versuch. ich glaube, man kann darin weiterkommen und zugleich einiges für die heimatsfrage der Germanen

Digitized by Google

gewinnen oder zur bestätigung der anerkannten ergebnisse verwenden. hier eine probe. Suolahti stellt s. 292 ganz richtig mnd. *krôn*, md. *kruon* in dasselbe ablautsverhältnis zu germ. *krana*, wie *hôn*, *huon* zu *hana*; er unterlässt aber die gleiche beobachtung s. 408 bei mnd. *swôn* zu *swana*. obwol nun *krôn* und *swôn* nur als masculina bezeugt sind, glaub ich, dass es sich dabei um alte neutrale *s*-stämme wie bei *hôn* handelt, ich vermute dass dies neutrum auch noch in den ahd. frauennamen auf *-suon* (*Engilsuon*, *Irmansuon*) steckt. danach besafsen die Germanen drei vogelnamen, die sämtlich von der stimme benannt waren, in doppelter form, für das männchen und für das weibchen:

hana m. — *hôn* n.
swana m. — *swôn* n.
krana m — *krôn* n.

diese doppelnamen müssen in derselben zeit aufgekommen sein, und ihre schaffung muss jägern zugeschrieben werden, welche den wilden hahn (welchen?), den singschwan und den kranich jagten: denn aufser haustieren haben nur die geläufigsten jagdtiere die zwiefache benennung aufzuweisen. dass eine der beiden bezeichnungen später vernachlässigt und dass die bezeichnung des weibchens auch auf das männchen angewendet wird, erleben wir auch bei andern jagdtieren, vgl. einmal den untergang von *wülpe* und *birin*, und dann den gebrauch von *vohe* für *fuhs*.

Eine sehr interessante, urzeitliche verhältnisse der semasiologie und nomenclatur widerspiegelnde erscheinung ist die gleiche benennung ganz verschiedener vögel, nicht etwa in verschiedenen landschaften, sondern offenbar in derselben gegend, unter denselben menschen. gegen Osthoffs bekannte herleitung des *hähers* und des *reihers* aus derselben grundform *hraigr-*, *hrigr-* hab ich mich früher gesträubt; wie sie hier von S. widerholt wird (s. 198 ff. 378), ist gar kein zweifel mehr möglich: die vögel haben einmal beide mit derselben schallnachahmung den namen 'schreihals' geführt. überzeugend sind vor allem die parallelen, welche unser buch bietet, so ahd. *creia* für 'grus' (s. 293), *craia* für 'coturnix' (s. 178 f, wo übrigens die erörterung dieser form unterblieben und ihr heutiges fortleben nicht erwähnt ist).

Dass bei einem umfangreichen werke wie diesem, das einen vorrat von über 6000 verschiedenen wortbildern oft der wunderlichsten gestalt aus allen arten von litteratur heranholt, hier und da kleine versehen unterlaufen, ist entschuldbar; aufgefallen sind mir besonders allerlei ungeschicktheiten in der citierung der mhd. poetischen litteratur. aber es ist wol kaum etwas darunter, was der wissenschaft gefahr bringen oder sich als dauernder irrtum in unserer litteratur festsetzen könnte — wie das in der ornithologischen namengebung nichts ganz seltenes zu sein scheint. statt mit der aufzählung von irrigen citaten und druck-

Digitized by Google

fehlern will ich also lieber mit ein paar dieser alten und zählebigen wechselbälge schliefsen, die S. als solche entlarvt hat. da hat ein schalk von Schweizer um 1540 dem Engländer Turner den namen des 'Ziegenmelkers' als *'paphum, id est sacerdotem'* angegeben, und obwol Turner selbst den verdacht ausspricht, dass ihn der mann zum besten gehabt habe, ist dieser name *pfaff* durch die ornithologische litteratur von vier jahrhunderten gewandert (s. 19). noch schlimmer aber ergieng es dem 'Dickfufs' ('oedicnemus'): er heifst officiell in der gesamten wissenschaftlichen und populären litteratur *triel* — und sollte eigentlich *griel* heifsen, denn diese lautform allein ist (zb. in Holland) nachweisbar (s. 268). schuld trägt, und zwar höchst unschuldiger weise, Gesner, der in der Hist. avium s. 245 sagt: 'ea germanice alicubi, ni fallor, *Triel* uel *Griel* nominatur'. von diesen zwei zur nachprüfung hingestellten namen haben dann die späteren gelehrten gerade den falschen gewählt, und die wissen schaftliche nomenclatur hat ihn festgenagelt. schade dass ihn noch keiner unserer berufsetymologen etymologisiert hat!

Göttingen. **Edward Schröder.**

Deutsche dialektgeographie. berichte und studien über GWenkers Sprachatlas des Deutschen reiches. herausgegeben von **Ferdinand Wrede.** heft I:

Studien zur niederrheinischen dialektgeographie mit einer karte und drei pausblättern von **Jacob Ramisch.** Die diminutiva im deutschen von **Ferdinand Wrede.** Marburg, Elwert 1908. XIII u. 144 ss. 8°. — 3,20 m.

Ramisch legt für seine studien zur niederrheinischen dialektgeographie ein linksrheinisches gebiet mit dem hauptorte Krefeld und etwa 70 ortschaften zugrunde; er stützt sich dabei auf das studium der SA.-karten Wenkers, auf Wredes berichte darüber und auf eigene, ort für ort lückenlose materialsammlung für einige eigenheiten der mda. in lautlichen unterschieden, und es soll gezeigt werden, wie der SA. von nutzen werden könne, wenn man sich damit für die locale detailforschung orientiert. R. findet durch seine specialuntersuchungen 'die wertvolle zuverlässigkeit des SA. aufs neue bestätigt'.

Nach erörterung der niederrhein. zweigipfligen silbenbetonung, die sich gegen das gebiet mit eingipfliger nicht immer scharf abgrenzen lasse, behandelt R. die grenze der hochd. lautverschiebung, der, so wichtig sie für das grofse sprachgebiet auch ist, zur abgrenzung des lautlichen unterschiedes dieses linksrhein. gebietes nur eine beschränkte wichtigkeit zukomme, weil andere sprachgrenzen nicht damit stimmen. die hauptlinie der lautverschiebung verläuft südlich von dem behandelten gebiet, das von der Wenkerschen Ürdinger linie durchschnitten wird; R. bestimmt die grenze zwischen *k* und *ch* in *ich, auch* genau von ort zu ort

Digitized by Google

und bestätigt die karte Wenkers. was sich sonst an verschobenen formen hier findet, ist entlehnung aus dem süden oder der schriftsprache. wenn R. mit berufung auf Wenker angibt, dass die verschiebung in *mich, dich, sich* am weitesten nach norden reiche, die unverschobenen formen (*mik . . .*) überhaupt nicht vorkommen, so möchte man wissen, wo *mich* mit *mi* (vgl. Maurmann Gramm. der mda. von Mülheim a. d. Ruhr § 221) zusammentrifft. eine eigene grenze hat *lək — ləχ*, das suffix hd. *-lich*, beide formen kommen nördlich und südlich der Ürdinger linie vor und auch nebeneinander. die 'vocalisierung der spirans in der verbindung *cht*' trifft den südlichen teil des gebietes, *reit* 'recht', *lōut* 'luft', die grenze reicht um einige ortschaften weiter nördlich als die *ik-ich*-linie. im norden ist *t* abgefallen, *ch* erhalten, der vocal meistens gedehnt. es besteht nun ein zusammenhang zwischen dieser entwicklung und der vertretung des germ. *g*, welches nördlich an- und auslautend stimmloser, inlautend stimmhafter gutturaler reibelaut ist, südlich aber im anlaut stimmhafter palataler, im inlaut stimmhafter gutturaler oder palataler, im auslaut stimmloser palataler oder gutturaler spirant, je nach den vorausgehenden vocalen. ein kleiner teil im südwesten hat allgemein gutturalen reibelaut und *acht* zu *out* gewandelt, während sonst dafür *eit* erscheint; das erweist den zusammenhang in der entsprechung für *cht* und *g*. — mit dieser grenze deckt sich die 'gutturalisierung von *n* + dental' nach kurzem vocal, zwei orte des *cht*-gebietes haben noch daran teil. germ. *nd, np* zu *ŋk* auslautend, *ŋ* inlautend, *hŏŋk* 'hund', *ŏŋər* 'unter', *rĕŋk* 'rind'; nördlich ist *nd* erhalten, auslautend *nt*. die erscheinung hängt mit dem wandel von *n, d* zu *ŋ, g, k* nach altem *ī, ū, iu* zusammen, der aber nicht so weit nördlich reicht, dass ihn R. noch behandeln könnte; doch macht er auf einige *iŋ* für *-īn-* aufmerksam, die auch hier vorkommen. — vom 'ausfall des intervocalischen dentals' *d, þ* wird dieses ganze gebiet getroffen, im nordwesten ist dafür *j* vorhanden, nicht als vertreter des dentals, sondern hiatusdeckend. die grenze wird genau bestimmt, die belege werden sorgfältig gesichtet beigebracht. — 'westgerm. *sk* im auslaut' wird im norden als *s* gesprochen, im süden als *š*, *fles — fleš* 'flasche'. im anlaut kommt im nordwesten auch *s* + *x* vor wie im westfälischen, doch ist die grenze gegenüber *š-* nicht deutlich zu bestimmen. — 'das diminutivum ndl. *-je*' wird im nordwesten mit dem stimmhaften palatalen reibelaut, sonst mit *š* gesprochen, die grenze deckt sich zum gröfsten teil mit der von *-s, -š*. — es werden im weitern noch die grenzen für fälle der dehnung und kürzung, für die entsprechung von westgerm. *ō, ai, au, eo* und *ē* bestimmt und beurteilt, endlich noch die pluralformen hd. *wir, ihr, uns, euch*, für welche noch keine SA.-karte vorligt. *wir, ihr* sind einheitlich vertreten, nördlich *wĕi, jĕi* (*xĕi*), südlich *wĕr, ĕr* (*wi, gi — wir, ir*). *uns* lautet im nördlichsten teil *ŏns*, sonst *ŏs*; für *iu* hat der süden

Digitized by Google

ŏχ, der norden *ŏu*. diese grenze deckt sich mit der der vocalisierung des *ch* in *cht*, es überrascht, dass also im süden, wo *nacht* als *nout, neit* vertreten ist, *ŏχ* gesprochen wird, im norden, wo die spirans erhalten ist, aber *ŏu;* einen zusammenhang dürfte man natürlich nicht erwarten, weil die doppelheit, die in mhd. *iu — iuch* vorligt, die erklärung gibt. bei der besprechung der grenze zwischen nördlichem *ī* und südlichem *ē* für westgerm. *eo* und *ē* wäre wol auch die kürzung dieses *ī* in *flĭgg*— 'fliegen' zu berühren gewesen, die Wrede im Anz. xxi 287 zwischen Krefeld und Geldern notiert; auf diese Notiz weist R. hin, ohne sich weiter auszusprechen.

Der historisch-erklärende teil erörtert die geschichtlichen unterlagen der sprachgrenzen. sie sind zum grösten teile alt und weisen auf das 14 jh., dh. die damals vorhandenen territorialgrenzen sind heute scheidelinien für die mda.; sie auf alte herzogtums- oder stammesgrenzen zurückzuführen, lehnt R. ausdrücklich ab. nun hier, wo es sich um die grenze zwischen mittel- und niederfränkisch handelt, kann man beim 14 jh. es nicht wol bewenden lassen, wenn auch von gesicherten schlüssen auf Salier und Ripuarier nicht die rede sein kann. dafür, dass die alten stammesgrenzen in den mdaa. noch zu finden sind, haben wir doch genügend sichere tatsachen. im gegensatz zu R. hab ich die überzeugung, wir dürfen n i c h t darauf 'verzichten, in unsern dialektgrenzen uralte gau- und stammesgrenzen wieder zu erkennen'. gerade weil man festzustellen vermag, dass heutige sprachgrenzen sich mit politischen grenzen durch jahrhunderte hindurch gedeckt haben, muss man diese gemeinsamen grenzen im princip in die älteste uns erreichbare zeit zurückverlegen. die *ik-ich*-grenze zb. hat ein alter von etwa dreizehn jahrhunderten und kann nur durch eine stammes- und politische grenze erklärt werden. sie verläuft heute linksrhein. zum guten teile isoliert von andern sprach- und politischen grenzen, das ersieht man gut, wenn man die von R. beigegebenen pausblätter auf seine kartenskizze legt. wie man nun diese abweichung von ein paar orten sich auch zurecht legt, das eine muss festbleiben, die ursachen, nach welchen sich in jüngerer, uns erreichbarer zeit sprachgrenzen gebildet haben, haben auch in der älteren, nur erschließbaren zeit dieselbe würkung gehabt.

W r e d e s arbeit über die diminutiva im deutschen s. 71 ff. enthält im I teile einen bericht über sechs diminutivkarten des Wenkerschen sprachatlas des Deutschen reiches, ausführlicher als die bekannten im Anz. xviii ff. erschienenen berichte, doch im kerne von gleicher art. die SA.-karten haben bisher sieben von den acht diminutiven der Wenkerschen sätze zur darstellung gebracht, *Äpfelchen* steht noch aus, *Augenblickchen* ist 'das am wenigsten glückliche; es ist selten auch nur einigermafsen volkstümlich und seine dialektkarte deshalb nur verschwommen und

Digitized by Google

nur von relativem wert' s. 79. die sechs diminutivkarten, denen der bericht gilt, enthalten die singulare *ein bisschen, kein Stückchen, auf dem Mäuerchen* und die plurale nom. *Apfelbäumchen, Vögelchen,* acc. *Schäfchen;* der bericht darüber berücksichtigt nur die suffixe. auf grund dieser sechs diminutiva sucht W. ein bild von der geographischen verbreitung der diminutivsuffixe des Deutschen reiches zu geben, ausdrücklich darauf hinweisend, dass damit noch nicht 'die' diminutivbildung des deutschen geboten werden könne.

In die topographischen angaben, die von nordwest ausgehend die drei gruppen niederdeutsch, mitteldeutsch, oberdeutsch aussondern, sind erwägungen über die herkunft und übertragung der suffixe eingeschoben. jene die sich nach des vf.s anleitung diese sechs diminutivgestalten auf pausblättern umgrenzen, werden die mischung von beschreibung und untersuchung nicht störend empfinden; andere aber haben mühe, sich über diese diminutive ein klares bild zu machen, und würden es vielleicht lieber sehen, dass beides getrennt wäre und die arten dieser sechs suffixe noch besonders in einer übersicht gruppiert.

Im niederdeutschen stellt der vf. als die ursprüngliche diminutivform *-kīn* auf, aus welcher alle belege der SA.-karten ihre erklärung finden; das pommersche *-ing* ist davon zu trennen. hier mache sich nun die friesische (ingwäonische) palatalisierung des *k* vor *ī* geltend, durch welche die suffixformen *-je, -tje, -in, -tin, -ske, -sche* usw. im westlichen niederdeutschen ihre erklärung fänden; dies palatalisierte *-kīn* sei also weit über jenes gebiet hinaus verbreitet, in welchem alle *k* vor palatalen vocalen mouilliert worden sind. fürs mitteldeutsche (aufser dem östlichsten teile, der bekanntlich *-l-* hat) ist *-chen* aus *-chīn,* fürs oberdeutsche *l*-suffix kennzeichnend. dass die sechs belege einen einblick in die art und verbreitung der deutschen diminutivbildung (im Deutschen reiche) geben, wird man zugestehn. jedoch ist es befremdlich, dass sich der vf. so wenig mit der vorhandenen dialektliteratur beschäftigt. aus dem niederdeutschen stehen mir hier nur Maurmanns Grammatik von Mülheim a. d. Ruhr, Holthausens Soester mda. und Teucherts behandlung der neumärkischen mda. zur verfügung. Maurmann handelt in § 211 über die diminutivbildung, die mit den suffixen *-šə, -kə, -skə* geschehe (der plural stets auf *-s*). W. führt § 13 aus, dass am Niederrhein westlich der ausgang der diminutivendung im sing. *-e* sei, östlich des Rheins *-en,* dies reiche bis an den Rhein, von Ürdingen bis Orsay noch aufs linke ufer; demnach müste Mülheim und das Ruhrgebiet ausschliefslich *-en* haben. wovon aber Maurmann nichts angibt. seine diminutivbeispiele enthalten die Wenkerschen diminutiva nicht (doch *bitšə* bisschen § 151, 1). sind nun diese in Mülheim mit *-en* vorhanden? oder gilt Maurmanns angabe für alle diminutiva seiner mda.? oder hat sich in ihr die diminutivbildung in den zehn bis fünfzehn jahren

Digitized by Google

zwischen der beantwortung der Wenkerschen fragebogen und der abfassung dieser grammatik (die 1898 erschienen ist) geändert? dass auch aus Mülheim eine umschrift der Wenkerschen sätze vorligt, ersieht man aus s. 86 schlusszeile. — bei Holthausen find ich in § 380 die diminutivbildung *-kn, -skn,* plural *-kəs, -skəs,* also im sing. silbisches *n,* das die *-ken, -sken, -schen* bei W. nicht erkennen lassen. ob sich aber *-kn* und *-ke* oder *-ken* und *-ke* gegenüberstehn, ist doch nicht gleichgültig, zumal ja W. § 17 annimmt, dass der ursprüngliche sing. *-e* gehabt habe (mit ingwäonischem *n*-abfall) und *n* durch niederd. einfluss restituiert sei. — Teuchert gibt als diminutivsuffix im sing. *kn* an (§§ 49. 226. 382 ua. seiner abhandlung in der Zs. f. dtsch. mdaa. 1907 und 1908); nach W. § 28 lauten die singularparadigmen im niederdeutschen östlich der Oder 'im allgemeinen auf *-ke* aus (*-ken* öfter in Pommern, besonders im westen, ferner im Weichseldelta und in seiner nachbarschaft bis Danzig und Elbing)'.

Bei der darstellung der oberdeutschen (obd. nach W.) diminutivbildung interessiert vor allem die eigenartige pluralbildung auf *-lich,* die heute in einem streifen im nordöstlichen Württemberg, im nordwestlichen Bayern nördlich von Schweinfurt und in der bayrischen Rheinpfalz vorkommt; im Judendeutsch ist sie weit verbreitet. nach Fischer Geographie der schwäb. mda. s. 73 steht im nördlichen schwäbisch dem sing. mit *-lə* der plur.mit *-li* gegenüber, die adjectiva auf mhd. *-līch* haben hier ebenfalls *-li,* folglich kann der unterschied zwischen sing. *-lə,* plur. *-li* hier überall so gedeutet werden, dass der plur. ursprünglich das collective *-lich* (aus *-lahi*) hatte. W. dehnt die annahme eines diminutivplurals auf *-lach, -lich* auf alle gebiete aus, in welchen der plur. vom sing. verschieden ist, ausgenommen die plur. auf *-ler,* so dass also der gröfsere teil des obd. sprachgebietes diese pluralbildung gekannt hätte, vgl. die zusammenfassung in § 75.

Im norden des Bodensees und Badens gibt es plurale auf *-lin, -len,* ebenso am rechten Lechufer bis zum Walchensee hin; das *-n* hält W. für eine junge neubildung, ein ersatzmittel für das einstige den plur. charakterisierende *-ch.* man vermisst es hier sehr, dass W. über die diminutiva des deutschen handelt, ohne das deutsch aufserhalb der reichsgrenze gehörig heranzuziehen; wenn schon die tatsache widerholt festgelegt wird, dass das süddeutsche seit jeher diminutivreicher war als der norden, so muss bei der erklärung der suffixarten doch auf den gesamten sprachbereich rücksicht genommen werden. aus Kärnten und Tirol kennen wir zb. sing. nom. acc. *pergle* 'berglein', dat. und plur. *perglan* oder entsprechend *pergl — perglan, -l — -lən, -lə — -lan,* westtirol. *-li — -lə.* zugrunde ligt für den sing. nom. acc. *-ilī,* für den dat. *-ilīne,* für den plur. *ilīn, -ilīnun;* von der ahd. flexionsform ist der nom. acc. plur. abgewichen, der aus den obliquen casus *-n* angenommen hat. damit vgl. die schweizerischen verhältnisse

Digitized by Google

(zb. bei Winteler Kerenzer mda. s. 181 und Odermatt Die diminutiva in der Nidwaldner mda. s. 15) mit *-li* im sing. und nom. acc. plur., mit *-lənə* im dat. plur. hier ist also die ahd. art reiner erhalten; dass *-li* (welches auf *-lī* und *-liu* zurückgehn kann) und nicht etwa *-līn* anzusetzen ist, ergibt sich aus dem *-li* der Brienzer mda., in welcher die auslautenden *-n* alle erhalten sind. der schwäbischen endung *-le* im sing. kann *lī* zugrunde liegen; wo im nordöstlichen schwäbisch der plur. *-lə* dem sing. *-le* gegenübersteht, ist eine secundäre umbildung von *-līn* (dat. *līnun, līnen*) anzunehmen, vgl. auch Fischer aao. und etwa bei Kauffmann § 110, 4 *buexę*, mhd. *buochīn*, flectiert *buexənę*. ich bin also nicht damit einverstanden, dass für den sing. des diminutivs *-līn* vorausgesetzt wird, es kann für manche gebiete vorliegen, für den gröfsern teil des oberdeutschen ist das alte *-lī* ohne *n* geblieben. mit Wilmanns Gramm.^{2} II § 247 nehm ich an, dass die bereits im mhd. auftretenden formen auf *-el* (*wengel, kindel*) aus *-ilī* herzuleiten sind; vgl. *-ele, -ile* in den Windberger psalmen: *uber chalb daz niuwele* 'super vitellum novellum' 68, 36, plur. *zesamenechumftile* 'conventicula' 15, 5, dagegen *der chnappelin* = *der iungelinch* 'adolescentulus' 67, 30, dazu in der 2 hälfte des 11 jh.s *Pezile* aus Freising bei Meichelbeck nr 1248, im Salzburger urkundenbuch zb. s. 288 *Pezili* und *Pezile, Totile, Azile*, s. 289 *Wisile* (s. 290 *Oze. Walthere*, s. 291 *Ozi* et *Oze*, s. 292 *Tagine* = *Tagani*, im 12 jh. s. 408 *Tagino*, ein beleg für den zusammenfall von altem *-ī, -i* und *o*, s. 438 *Witige*, s. 431 *Witigo*. der schwund des auslautenden vocals nach *l* und *r* ist bereits im 12 jh. zu belegen, s. 456 *Wezile*, s. 462 *Wezel, Albero*, s. 459 *Wolfper*. s. auch unten note). wenn in der mhd. literatur auch auf bair. gebiet die formen auf *-līn* verbreitet sind, kann das nur eine bestätigung für die annahme von doppelformen *-li* und *-līn* sein.

Im gröfsern teil des bair. ist heute der sing. auf *-l* gebildet, für den plur. ergibt sich aus den angaben bei W. § 73, dass in Niederbaiern die pluralcharakteristica fast ganz fehlen, vereinzelt kommt *-erln* vor, in Oberbaiern findet sich öfters *-ln*, dessen *-n* ich aber nicht mit W. als jung ansehen kann, weil ja das südbair. in Tirol und Kärnten es als ursprünglich erweist; überhaupt sollte man endlich von ansichten abkommen, wie die von W. § 64 geäufserte, dass alle bair. apo- und synkopen im süden begonnen hätten und nach norden fortgeschritten seien. man braucht etwa nur an den in verschiedenen gegenden Tirols noch bestehenden unterschied der *-er* von 'vater, meister' und 'krämer, schneider' zu denken, altbair. *-er* und *-āri*.

Das bild das W. von der art und verbreitung der diminutivformen im deutschen gibt, hätte sowol im beschreibenden wie im erklärenden teile sich klarer gestalten lassen, wenn auf die mundartliche literatur mehr rücksicht genommen wäre.

Der 2 teil s. 127f handelt von der herkunft der diminu-

Digitized by Google

tiva im deutschen. W. stellt zunächst fest, dass die altgerm. dialekte nur sehr wenig diminutiva kennen, dass im besondern das hochdeutsche in übersetzungen aus dem lateinischen sich gegen diminutiva ablehnend verhält; erst im spätahd. mehren sich die deutschen diminutiva. Polzin hat diese erscheinung dadurch zu erklären versucht, dass es der einfluss der diminutivreichen lateinischen sprache gewesen sei, der die diminutivbildung im deutschen in schwung brachte (vgl. Wilmanns Anz. XXIX 174 ff). W. will im gegensatz dazu ansetzen, dass die appellativa dim. des deutschen ihren ursprung bei den eigennamen, den personennamen haben; sie seien von haus aus gar keine verkleinerungswörter, sondern ursprünglich verschärfte individualisierungen, personificationen. nun ist zwar die ähnlichkeit zwischen kosenamen und verkleinerungen von sachwörtern zu allen zeiten zu beobachten, doch ist die gegenseitige beziehung nicht derartig, dass jene den ausgangspunct für diese gebildet haben müssen; wir finden nämlich im diminutivarmen ältern ahd. das suffix *-ilī(n)* bereits feststehend bei sachnamen, dagegen bei personennamen gegenüber andern koseformen nur vereinzelt im gebrauch. wie sich in dieser hinsicht die namen aus alem. und fränk. gegenden verhalten, kann ich nicht übersehen. ich empfinde es als mangel, dass W. die diminutivformen der altdeutschen und germ. namen nicht wenigstens skizzenhaft vorgelegt hat. Förstemanns namenbuch reicht für fragen der namenbildung nicht hin, aus dem was es von namen auf *-ilī(n)* enthält, scheint man schliefsen zu können, dass sie im alem. und fränk. etwas häufiger sind wie im bair. die ausgaben der SGaller, Weifsenburger und Fuldaer urkunden sind mir hier nicht zugänglich; so kann ich auch über die zeit der niederdeutschen namen auf *-ikīn* kein urteil gewinnen (vgl. zu *-chīn, -kīn* Wilmanns Deutsche gramm.[2] II § 248). Im langobard. finden sich nach Bruckners verzeichnis *Borgolinus, Gundolinus, Ottelinus, Azolinus, Bobulenus, Agelenus,* es ist nicht zweifellos, ob das suffix langobard. oder roman. ist. aus dem altbair. kenn ich nur *Pōpilī* um das jahr 800, Mon. boica XXVIIIb nr. 68. 53 (*Populi* nr 86), im jahre 784 im Salzburger vb. 76, 21; hier auch ein *Tatili* 84, 26 um das jahr 800 [1]. etwas öfter kommen im altbair. personennamen auf *-ilī* erst vom 11 jh. an vor. in Salzburger urkunden aus der 1 hälfte des 10 jh.s trifft man *Mazili, Razili, Azili, Uuazili, Mannili, Uuoppili,* aus der 2 hälfte *Azili, Razili, Pezili, Uuizili;* denen sieht man es übers gewand an, wie jung sie sind, und neben ihnen stehn *Azo, Mazo, Razo. Manno.* genannt sei noch aus Salzburg *Ekkili, Gunzili, Rizili,* aus Brixen *Frouuili,* aus Freising *Gozili, Liuzili,* aus Passau *Izili, Chazili,* aus dem Salzb. vb. *Totili, Tizelinus,* alle aus dem 11 jh. (*Wittilinespah, Witeleinespach* bei Meichelbeck nr 1325.

[1] *Eigilī* Mon. boica XXVIIIb nr 36 gehört zu *Eigil* und *Mahali* zu *Mahal-* (*-gis, -berht*); ob *Situli* das Suffix *-li* enthält, steht dahin.

Digitized by Google

1319, vgl. *Wittilo* nr 1325); viel mehr solcher namen wird das altbair. nicht gehabt haben. wäre nun die formung von kosenamen auf *-ilī* alt, so müsten wir, wenn schon nicht mehr namen, so doch bei den umlautfähigen den umlaut erwarten, wie ihn die alten bildungen auf *-ī* und *-ilo* regelmäfsig aufweisen, vgl. etwa altbair. *Mazii — Mezzi, Uuatti — Uuetti* oder *Tassilo — Tessilo, Azilo — Ezilo, Magilo — Megilo, Amilo — Emilo* aus dem 8 jh.; ebenso alte formen wie *Pirhtilo, Sintarfizzilo* (*Fizzilo* in Salzburg aus dem 10 jh. *Sintarfezzil* in Regensburg um das jahr 900 bei Ried nr 79), *Uuirdilo, Irphila, Hulzilo, Uulfilo.* diese suffixe welche die kosenamen neben der consonantenverstärkung (*Deotto, Isso, Hucco* ua.) beherschen, kommen bei sachnamen nur sehr selten vor, vgl. etwa *lihamilo* 'corpusculum', *schalhilo* 'servulus' in den Murbacher hymnen, *burgila* 'castellum' im Tatian, *eimberi* 'urna' bei Notker und bair. *scirpi* 'testa'. im Tatian finden sich (nach Polzin s. 25 f) *gerbilin, skifilin, kindilin, huoniclin, tubiclin* und das einzige dim. der Monseer bruchst. lautet *sceffilin:* ebenso haben die ältesten glossen das dim. auf *-ilī*, zb. *luhhili* Pa, *spirilin* gl. K, *hlaufili* R, *ruchili* Gx, *uugilili* Em. demnach kann die verkleinerung mit *-ilīn* nicht von den personennamen ausgegangen sein. eher kann man das gegenteil annehmen, dass nämlich die sachdiminutiva auf *-ilī* den anlass zur bildung von personennamen wie *Pōpilī* gaben; man darf nicht übersehen, dass die namen auf *-ilo* wol alle aus einstämmigen formen hervorgegangen sind, die zum teil schon den charakter von koseformen tragen: *Pōpo — Pōpilo* (weibl. *Pōpila*), *Pōso — Pōsilo, Hatto — Hettilo*[1], *Zeizo — Zeizilo, Nando — Nendilo — Nenzilo, Oato — Oazo — Oatilo — Oazilo* (weibl. *Uota — Uotila*), *Enzilo, Cunzo, Cunzi* — weibl. *Cunzila, Tozi — Tozzilo* ua. so werden auch namen wie *Gērilo, Deotilo, Gundilo, Waltilo* (weibl. *Gundila, Waltila*) einstämmige formen *Gēro, Deoto* usw. als grundlage haben, wenngleich *gēr, deot, gund, walt* in zusammengesetzten namen sich häufig genug und seit frühester zeit finden. ich stimme Wilmanns Anz. XXIX 177 bei, wenn er dem suffix *-ilīn*

[1] *Hettilo* in einer Freisinger urkunde von 804—806 (Bitterauf nr 208), bei Förstemann I² 741, in Salzburg im 11 und 12 jh. (Mon. Germ. necr. II s. 616; vgl. auch I s. 499 ²⁶/₅ *Hettel*, s. 500 ⁶/₅ *Hettil* 14 jh. aus Schaffhausen). FWilhelm hat Beitr. 33, 570 ['Ein wichtiges Regensburger zeugnis für die Hildesage im 12 jh.'] aus dem vorkommen des namens *Hettil* in einer zeugenreihe (abschrift des 14 jh.s) den schluss gezogen, dass die Hildesage in Baiern im frühen 12 jh. schon den namen *Hetin* in der Form gekannt hat, in der er in der Kudrun erscheint (doch *Hetel*, denn *Hettel* fällt der Ambraser hs. zu) und damit auch die spätere mhd. sage in ihrem wesentlichen bestande. dieser schluss ist m. e. völlig haltlos, denn diese form *Hettil* kann aus *Hettilo* entstanden sein, wenn auch neben ihr *Sarhe* (sowie *Babo*) altes *-o* erhalten zeigt; übrigens kann *Hettil* auch echt und alt oder aus *Hettili* hervorgegangen sein. vgl. im Salzburger vb. aus dem 12 jh. *Wulfil* s. 363, 44, 16; 395, 124, 26, *Wluti* s. 299 ⁹/₇, s. 149 ⁹/₇ B, *Wulfilo* s. 378, 87, 4 oder *Wezil, Wezili, Wezilo, Ezil, Hezil.*

Digitized by Google

eine selbständige, aus heimischem boden quellende lebenskraft zuerkennt, und ich halte es für sicher, dass es sich an sachnamen selbständig gebildet hat.

Lemberg, 8 jänner 1909. **J. Schatz.**

Deutsche dialektgeographie herausgegeben v. **Ferdinand Wrede** heft II und III:

II. Cronenberger **wörterbuch** (mit ortsgeschichtlicher, grammatischer und dialektgeographischer einleitung) von **Erich Leihener.** mit einer karte. Marburg, Elwert 1908. LXXXIV u. 142 ss. — 5 m.

Mit dieser veröffentlichung ist das zweite heft der von Wrede herausgegebenen berichte und studien über Wenkers Sprachatlas des Deutschen reiches erschienen, die in glücklicher weise dessen frühere mitteilungen über den fortgang dieses großen werkes fortsetzen und eine in wissenschaftlicher hinsicht abschliefsende bearbeitung der mundarten des behandelten gebietes darstellen. vorliegende arbeit geht über den rahmen des unternehmens noch beträchtlich hinaus, indem sie den gesamten wortschatz der mundart von Cronenberg vermittelt. es ist eine forderung der mundartenforschung, wie sie erst in der letzten zeit erhoben worden ist, die hier wenn auch nicht zum ersten male verwirklicht wird, nicht nur ein idiotikon zu geben, sondern auch über alle aus der schriftsprache in die mundart eingedrungenen wörter aufschluss zu gewähren. dass diese forderung allerdings aufs engste mit der dialektgeographie zusammenhängt, ist ersichtlich. denn so wird es allein gelingen, die verbreitung eines wortes festzustellen und etwa den grund seines fehlens in der verdrängung durch ein schriftsprachliches wort zu finden. so ist auch der dialektgeographie gedient, denn diese darf sich nicht auf die festlegung von grenzen nach lautlichen oder flexionserscheinungen beschränken, sondern hat eine sehr wesentliche aufgabe in der begrenzung eines wortes auf landschaften und stämme zu sehen.

Der Cronenberger dialekt gehört wie alle in dem gebiet der niederdeutsch-ripuarischen grenzmundarten gelegenen zu den interessantesten die die rheinische mundartenforschung kennt. es kam L. zu gute, dass bereits gute bearbeitungen der benachbarten mundarten von Ronsdorf[1], Remscheid[2] und Wermelskirchen[3] vorliegen. so konnte er sich darauf beschränken, eine kurze lautlehre seines heimatdialektes zu geben und diesen zugleich mit den nachbarmundarten zu vergleichen. dieser teil bietet sich in tabellenform und beansprucht nur 14 seiten. zur

[1] Holthaus Zs. f. d. ph. 19, 339 ff u. 421 ff. [2] Holthausen PBrBeitr. 10, 403 ff u. 546 ff.

[3] Hasenclever, Der dialekt der gemeinde Wermelskirchen, diss. Marburg 1904.

Digitized by Google

selben zeit diente vf. so auch am besten den zwecken der Wredeschen sammlung.

Doch begnügt sich L. damit nicht. er hat sich die aufgabe gestellt, das verhältnis des bezeichneten dialektbezirkes zu den weiteren mundarten, die ihn im osten, norden und westen umgeben, festzustellen. er hat das gebiet, welches im osten an die westfälische sprachgrenze (*-ən: -ət* im pl. ind. prs.) herantritt und im norden durch 51° 20′, im westen 7° abgeschlossen wird, in monatelangen wanderungen durchforscht und dabei alle lauterscheinungen, für die ihm die Wenkerschen karten richtlinien boten, genau von ort zu ort untersucht. doch nicht genug damit: er hat auch den wortbestand zu beiden seiten von fünf hauptlinien des gebietes verglichen und dabei festgestellt, dass die lautlichen grenzlinien auch lexikalische scheiden darstellen. [die fünf linien sind die Ürdinger oder *ik* | *ich*-linie von Sonnborn bis Ronsdorf, dieselbe linie von Ronsdorf bis zur Eschbachquelle, der Eschbach, der Wupperlauf von Burg bis Leysiefen, der Wupperlauf von Sonnborn bis Burg.] es ist interessant zu sehen, wie zahlreich die ausdrücke sind, die rechts und links einer solchen grenze voneinander abweichen oder wofür auf der einen seite überhaupt kein wort vorhanden ist. so sagt man nördlich der an erster stelle genannten scheidelinie für 'kaufen' *kōpən*, südlich davon *gęilən*, d. i. gelten, nördlich heißt es *wat*, südlich *gęt* für 'etwas'. auch auf redensarten hat vf. geachtet, die ja von landschaft zu landschaft erheblich wechseln. auf der seite von Solingen-Gräfrath finden sich zb. 300 redewendungen, die in Cronenberg und Remscheid nicht vorkommen. für 9 wörter hat vf. auch für ein größeres gebiet die lexikalische grenze festgelegt, für weinen, schwester, pflanzen, kaulquappe, tolle launen, panas — wofür besser ein nicht mundartliches wort gesetzt worden wäre —, stachelbeere, himbeere, heben.

Nach den erfahrungen des vf.s haben sich die karten des Wenkerschen sprachatlas als völlig zuverlässig gezeigt. ein einziger kleiner irrtum verdient diesen namen nicht, weil die für den einen ort angegebene form neben der häufigeren auch vorkommt. dieses urteil ist recht willkommen, da es die mancherlei angriffe die das bedeutende werk erfahren hat, für dieses ripuarisch-niederdeutsche grenzgebiet rechts des Rheins als hinfällig erweist. immerhin dürfte doch für viele kenner des Sprachatlas erst jetzt nach dem vorliegen der Leihenerschen untersuchungen die zeit gekommen sein, die dialektgeographische arbeit für diesen teil Deutschlands als erledigt oder wenigstens gesichert anzusehen.

Die methode mit der L. die ergebnisse seiner lautlichen vergleichungsarbeit zur darstellung bringt, genügt für ein solch relativ nicht umfangreiches gebiet; ich ziehe seine karte der ka te Ramischs im ersten heft derselben sammlung vor. 46 einzellinie

Digitized by Google

hat er gezeichnet. durch deren addition erhält er grofse, das ganze gebiet durchschneidende, so die Ürdinger linie als 1 + 2 + 3 + 4 + 5 + 6 + 7 + 8, und die Benrather setzt sich zusammen aus 14 + 15 + 16 + 17 + 8. zugleich kann vf. leicht kleinere oder gröfsere gebiete umschreiben. immerhin würde diese primitive methode für ein gröfseres arbeitsfeld versagen. aus den teilstrecken setzen sich 19 gröfsere linien zusammen, die wie die westfälische und die Ürdinger in der hauptrichtung von sso nach nnw verlaufen oder auch verbindungen zwischen diesen herstellen, oder schliefslich linien, die wie die Benrather von osten nach westen ziehen. indem L. die anzahl in der sich diese 19 linien als grenzen für die von ihm behandelten lauterscheinungen finden, feststellt, ergibt sich, dass am häufigsten als scheidelinie die Ürdinger linie und sogar noch etwas öfter der lauf des Eschbaches auftreten, und dann die Wupper von Burg bis Leysiefen. die erste erscheint als normallinie des ganzen gebietes. die zweite, deren letzter teil mit der Benrather linie zusammenfällt, ist in ihrer gesamtheit wichtiger als die Benrather. sie gibt die grenze für die verschiebung der tenuis nach alter erhaltener kürze an. an bedeutung überragen die übrigen linien noch der Wupperlauf von Sonnborn bis Burg und das nördlich Barmen gelegene stück der westfälischen grenzlinie.

Nun erhebt sich die frage, woher diese bedeutung der angeführten sprachgrenzen komme. für das Eschbachtal und das Wupperbett von Sonnborn bis Leysiefen ergibt sich leicht als grund der natürliche wert dieser wasserläufe als grenze, wenn auch die Eschbachlinie nie eine rein politische grenze gewesen ist. der Wupperlauf ist mit einer kurzen unterbrechung auf der strecke zwischen Sonnborn bis Burg zu anfang des 19 jh.s stets politische und kirchliche grenze gewesen und eignet sich daher als dialektscheide. interessanter gestalten sich die verhältnisse bei der Ürdinger linie. hier sind keine natürlichen grenzscheiden vorhanden, und politische grenze der gegenwart ist sie nur — dabei auch noch nicht ganz genau — auf einer kurzen strecke. diese mundartengrenze verläuft zwischen Cronenberg und Elberfeld. nun aber gehörte Cronenberg noch im jahre 1789 zum amt Elberfeld und hat vom anfang seiner geschichte an stets in diesem abhängigkeitsverhältnis gestanden. doch wird es seit 1264 von Burg aus verwaltet. diese wirtschaftliche trennung und, was nach L. wichtiger ist, die tatsache dass die Ürdinger linie heute wie früher kirchspielgrenze gewesen ist, erheben diese sprachgrenze zu einer hauptgrenze des gebietes. für den teil der Ürdinger linie zwischen Remscheid und Lennep ist kirchliche trennung aller wahrscheinlichkeit nach grund für die dialektscheide. für den übrigen verlauf dieser wichtigen dialektgrenze ist nicht sicheres auszumachen.

Der vom vf. für das alter der hauptsächlichen mundarten-

Digitized by Google

grenzen geführte nachweis ist sehr dankenswert und m. e. ein beweis für das alter der heutigen dialekte selbst.

Zum wertvollsten in dem buche gehört das capitel über den circumflectierten accent. diese reizende erscheinung im gebiete der rheinischen mdaa. war allerdings durch die arbeiten früherer in allen einzelheiten nachgewiesen und als ein ersatz für apokope und synkope eines ə erklärt worden. jedoch hatte man sich zur annahme des spontanen eintretens dieser betonung bei einigen langen vocalen und diphthongen genötigt gesehen. L. räumt mit der spontaneität auf, die er mit recht für das eingeständnis mangelnder erklärung ansieht. nach ihm tritt der circumflectierte accent nur lautcombinatorisch auf. zunächst stellt er eine unterscheidung dieser betonung nach dem verhältnis der exspirationsdauer und des musikalischen intervalles der beiden accentgipfel auf. drei gruppen A, B und C ergeben sich hierbei, wobei A die geringsten unterschiede aufweist. das musikalische intervall beträgt bei A höchstens eine terz, bei B mindestens eine quinte und bei C die octave. nun zeigt sich, dass stufe C nur bei synkope oder apokope eines ə erscheint, also nur lautcombinatorisch. aufserdem aber tritt sie mit vollem recht bei allen alten diphthongen oder aus diesen contrahierten monophthongen auf, also bei wgm. *ē, ō, ai* (> ahd. *ē*), *au* (> ahd. *ō*, *ėo*; denn auch die entstandenen monophthonge sind, wie viele deutsche, auch ndd. mdaa. beweisen, stets zweigipflig gewesen. auch ahd. *ou* und *ei* haben circumflectierten ton, aber auf stufe A, ein beweis dafür, dass der accent erst in der entwicklung ist. noch weiter zurück befindet sich wgerm. *ā*, das erst in wenigen wörtern aus dem zustande der überdehnung auf stufe A angelangt ist. *ī* und *ū* zeigen überdehnung, doch schon mit den anzeichen einer circumflectierung. diese ist in Wermelskirchen bereits eingetreten.

So sehen wir den begriff des spontanen accentes verschwinden. und dafür erhalten wir endlich die gewünschte verbindung mit dem accent mindestens der ahd. zeit. seit dieser zeit tritt die circumflectierte betonung in neue gebiete ein, indem sie erstens hand in hand geht mit der abschleifung der endungen, und zweitens die immer weiter platz greifende diphthongierung langer vocale begleitet.

Die circumflexion ist der ausdruck des gesetzes von der erhaltung der kraft auf sprachlichem gebiete. man hatte sich bisher begnügt, sie nach kürze, wenn ein ə geschwunden war, bei folgendem nasal oder liquida zu constatieren. L. zeigt nun, dass sie immer eintritt, wenn ein ə schwindet, oder wenigstens stellvertretende erscheinungen. bei folgendem sth. reibelaut erscheint zerdehnung des vocals, der stl. reibelaut wird gedehnt: es ist ein unterschied zwischen dem nom. und dat. *brẹt* zu bemerken.

Digitized by Google

Auch die circumflectierte betonung in fällen wie *gū̆e.lt* gold, *swo˙m.* schwamm erklärt sich aus lautcombinatorischer veranlassung. ursache ist die zerdehnung der liquida und nasale, die in andern fällen, hier vor einer spirans, das svarabhakti-*e* zeitigt (*kaləf* kalb: *hū̆e.lt* holz). das *e*-element tritt im ersten falle nur vor der ganzen consonantengruppe auf.

So gelingt es L., über dieses gebiet, das bisher so viel des rätselhaften bot, licht zu verbreiten, wenn auch noch einzelne wenige erscheinungen sich der regel nicht fügen und gesonderte wege einschlagen.

Es mag mit einem worte noch des umstandes gedacht werden, der bisher eine crux der rheinischen mundartenforschung war, nämlich des nebeneinander von circumflectiertem accent und diphthong in verschiedenen casus desselben wortes (nom. *dī̆e.l*: dat. *de˙i.l* teil). dies erklärt sich nach L. aus der annahme von drei stufen des accentes, die ja die beobachtung bestätigt. während der nom. sich noch auf stufe B befindet, ist der dat., da hier noch ein *-e* zu ersetzen war, bereits bis zu stufe C (neben *de˙i.l* hört man noch *dī̆e.l* in stufe C) oder über diese hinaus zur diphthongierung gelangt.

Man sieht, welche prächtigen ergebnisse hier vorliegen. man muss dem vf. glück wünschen und dem geschick dankbar sein, dass es ihm gerade diese mdaa. zur bearbeitung überwiesen hat.

Nun noch einiges über das wörterbuch! dem titel nach ist es die hauptsache am ganzen buche, das übrige gibt sich ja nur als einleitung! es ist für manche menschen, zu denen ich gehöre, ein genuss, ein wörterbuch durchzugehn, wenn es zuverlässig ist. und das ist hier der fall. der ganze wortschatz von Cronenberg wird im geiste des lesers lebendig mit seinen redensarten und sprichwörtern, 8140 wörter zählt vf., darunter 4260 concreta, 210 abstracta, 770 adjectiva, 400 adverbia, 2080 verba. diese zahlen stimmen allerdings kaum, da vf. viele syntaktische verbindungen als neue wörter einführt, so *kroumplaχən* refl. sich krumm lachen u. a., ferner zb. *heməlšə a˙n.st* für sich angibt. auch halt ich die angabe, dass sich 220 gallicismen in der mda. finden, für nicht richtig. L. überschätzt den frz. einfluss. eine anzahl von wörtern, die er für frz. ausgibt, sind echtes germanisches gut. wieviele mag er noch für frz. ansehen, bei denen eine bemerkung fehlt! auf die etymologie geht vf. nicht ein; nur gelegentlich treffen wir auf einige kurze angaben. hier möchte ich fragen, woher L. mnd. *glippe* kellerloch (s. unter *glīpə*), mnd. *puve* kissen (unter *puf*) und mnd. *klungel* fetzen, zeug kennt; ich habe diese wörter nicht finden können. es wäre aber dankenswert gewesen, wenn er gelegentlich, wo er aus seiner kenntnis der lautgesetze der mda. es leicht hätte tun können, dem verständnis eines wortes nachgeholfen hätte durch beifügung der eigentlichen bedeutung, so zb. bei *waŋkrōzən* sich vor wut wie

Digitized by Google

toll gebärden (eigentlich: [gegen die] wand rasen), wie dies bei *fęlȳər* 'fell-loher' geschehen ist.

Gegenseitige verweisung wäre notwendig gewesen zwischen verschiedenen formen desselben wortes, also zwischen *fādər* und *fā:r* vater, *zen* und *zī·e.n* sehen. die geschlechtsbezeichnung hätt ich regelmäfsig gewünscht. der accent konnte in fällen wie *bebóuən*, *fərklǫ́pən* fehlen. dass L. auch vor den sogenannten unanständigen ausdrücken nicht zurückschrickt, ist zu loben; nur wäre eine etwas verhülltere ausdrucksweise angebracht gewesen. etymologisch verschiedene wörter hätten getrennt werden sollen (s. *knik* 'genick', 'biegung am wege'; *wī·e.kə* f. 'lampendocht', 'aufweichen'). wozu auch die gänsefüfschen bei den bedeutungen?

Noch einiges wenige über die etymologie! s. 27 findet sich *ęiərpā:l* eierschale, 92 *pā:l* (vgl. frz. *peler*) schale junger kartoffeln, der bäume des eies und s. 93 *pēlən* (vgl. frz. *peler*) schälen (von eiern und jungen kartoffeln). nun kommt frz. *peler* von lat. *pĭlāre* enthaaren, dagegen *pēlən* nach mafsgabe vieler ndd. mdaa. von ndd. *pęlə* f. schale der kartoffel (< lat. *pellem*). die form *pā:l* kann füglich nach den gesetzen der mda. nur auf eine form **pale* zurückgehen, die ich indessen grofse bedenken trage niederzuschreiben, denn sie stünde verwaist da. da kein anderer ansatz möglich ist, bleibt nur entlehnung dieser lautform aus einer mda. übrig, die die form **pale* lautgesetzlich entwickelt hatte. Mi hat *palen* entschoten, Richey *pahle* hülse, *pahlen*, *uthpahlen* abschälen, bei beiden aber steht *a* für tonlanges *o*, wie *knake* knoche, *hase* strumpf beweisen. *pahle* ist *pǫǫlə* zu sprechen nnd ist mit nnd. *pole* zu *pûlen* klauben zu stellen. eine form mit *a* könnte nicht platz finden. — *dorməln* leicht schlafen ist nicht von frz. *dormir* abzuleiten, sondern mit schwäb. *durmelig* schwindlig, schläfrig (Fischer II 500), *durmlə* taumeln, leicht schlafen, *dremәl*, *dromәl* schwindel, taumel (II 423), neumärkisch *dręmәln* leise reden, murmeln (Zfdma. 1909, 70) zu verbinden; vgl. das von L. genannte *drøməln* duseln! — *dørpəl* türschwelle will vf. doch nicht ernstlich aus dem lat. herleiten? — *ī·e.dər* euter entspricht mnd. *ieder*, wie das überlieferte *jeder* zu deuten ist, und bedeutet eine ablautsstufe zu as. *ūdar*. übrigens gehört hierzu *nydərn* vom dickwerden des euters: 'eutern'. — *louts* links war schon aus Remscheid bekannt; es setzt mnd. *lucht* links fort; hierzu engl. *left*. — *puf* m. kugelrundes sofakissen mit mnd. *pûge* (nicht *puge*!) zusammenzustellen, ist doch völlig unmöglich. — *rī·e.pəln* pl. masern ist wieder nicht frz., sondern entspricht dem mnd. *repel* riffel. — wie soll dann *šmūderlaχən* hinterlistig lachen gleich mnd. *smuserlachen* sein können? — *šøt* öffnung am *īshūs*, durch welche das wasser auf das rad stürzt, wird mit frz. *chute* fall, sturz zusammengebracht! es ist natürlich mnd. *schütte* f. schütze. hier hätte aber die genusangabe nicht fehlen sollen. — *špilər* m. dünne speiche von

Digitized by Google

mnd. *spîle* dünner stab?! wenn doch die quantitätsverhältnisse im Mnd. wtb. angegeben wären! es ist das mhd. *spëlter, spilter* scheit, splitter. — warum soll *tęntə* ortsbezeichnung bei Lennep u. a. frz. *tente* sein? — *tī·e.f* weiblicher hund hat nach L. männliches geschlecht; das ist auffallend, aber möglich, vgl. neumärk. *tēlə* (ndd. *tôlə*) f. für jeden häfslichen hund. — *y·l.* schlanker ton- oder emaillekrug mit henkel identificiere ich nicht mit *y·l.* eule, trotzdem diese krüge früher mit eulen bemalt gewesen sein sollen, sondern mit dem rip. *ūl* topf (< lat. *olla*). — *tseįmpən* weinen bestätigt wie westf. *tsįmpən tsįmpərn* weinen den von Franck ausgesprochenen onomatopöetischen ursprung des wortes zimpferlich.

Zur vergleichenden laut- und flexionslehre von Cronenberg, Remscheid, Ronsdorf und Wermelskirchen kann ich aus mangel an raum nicht mehr alles angeben, was ich mir notiert hatte. ich hätte vor allem gröfsere sorgfalt im ansatz der historischen laute und formen gewünscht. es berührt eigentümlich, in einer sammlung, die darauf ausgeht, 'alle dialektische localchronologie' als 'problematisch' hinzustellen, 'wie sie so gern und so oft auch in neuester zeit versucht worden und in den kunstvollsten und gelehrtesten tabellen und stammbäumen construiert worden ist'. denn was ist es anders als peinlichste 'dialektische localchronologie', wenn ein mundartliches *ǫ* in *ǫχ* ach, *šnǫrkən* schnarchen, *o* in *bo·ɯ.* band, *ō* in *gō:f* gab auf wgerm. *a* zurückgeführt oder auch nur noch wgerm. *oht* in *zout* suchte gefunden wird (vgl. übrigens richtig erklärt *fərkaut* verkauft)? *ɯit* weifs wird doch sicher auf as. *i* zurückgehen. *aləs* alles ist bekanntlich ein genitiv.

Es sei noch des anhanges gedacht, der die vornamen und ortsbezeichnungen (besser flurnamen) bringt.

Trotz einiger mängel eine gute und ergebnisreiche arbeit, die für das rheinische wörterbuch eine dankenswerte vorarbeit und für die gesamte mundartenforschung einen fortschritt bedeutet.

III. Sprach- und gründungsgeschichte der pfälzischen colonie am Niederrhein von **Emil Böhmer.** mit einer karte. Marburg, Elwert. 1909. 91 ss. 8°. — 2 m.

Vf. behandelt die siedelungsgeschichte und mundart der pfälzischen colonie am Niederrhein, die aus den orten Pfalzdorf, Louisendorf und Neulouisendorf besteht und südlich von Cleve auf der Gocher heide in den jahren 1741—43 angelegt worden ist. ihr hd., von der niederfränkischen mda. der umgebung abweichender dialekt hat sich infolge des gegensatzes der confession noch rein erhalten. ein vergleich mit den heimatmdaa. könnte zur localisirung der colonisten in der gegend von Kusel in der bairischen pfalz führen; denn damit stimmt die mda. der colonie heute am meisten überein. die siedelungsgeschichte aber zeigt,

Digitized by Google

dass die auswanderer aus den frühern pfälzischen oberämtern Simmern und Kreuznach, und zwar in etwas gröfserer zahl aus dem letztgenannten stammen. eine dialektgeschichtlich sehr interessante feststellung, aus der man die gröfste vorsicht in der localisierung von coloniemdaa. zu entnehmen hat. die behandlung der siedelungsgeschichte ist anziehend und geschickt. die darstellung der lautlehre ist, abgesehen von einigen nicht vorsichtig genug gegebenen etymologieen, einwandfrei. die vergleichung der colonistenmda. mit der heimischen von S. und K. geschieht unter benutzung der formulare des Sprachatlas, bisweilen unter anwendung philologischer methode, wie sie ja Wrede für Wenkers und sein werk für notwendig erklärt hat. wenn hier demnach auch keine absolute gewähr für sicherheit der dialektgeographischen statistik geboten ist, so genügen für den beabsichtigten zweck immerhin annäherungswerte.

Eine interessante these Wredes lernen wir s. 87 kennen. diese lautet: 'der grenzzusammenfall für dieselbe mundartliche erscheinung bei verschiedenen paradigmen ist um so eher zu erwarten, je geringeren accent diese im satzzusammenhange trägt. daher zeigen die immer unbetonten endungen gröfsere übereinstimmung als die betonten stammsilben, und in letzteren wieder die consonantischen teile gröfsere als die den ictus repräsentierenden vocalischen'. mit dieser these wird sich die mundartenforschung auseinanderzusetzen haben.

Wertvoll ist noch die beobachtung, dass sich gewisse lauterscheinungen in der colonie länger erhalten haben als in der heimat. im ganzen ist die neue ma. der colonie das product aus der mischung zweier erheblich verschiedener dialekte mit dem ergebnis des überwiegens und des ausgleichs zu gunsten des stärker vertretenen.

Eine interessante studie, der andere und zwar complicierte nachfolgen mögen!

Berlin. **H. Teuchert.**

Der satzbau der Egerländer mundart. von **Josef Schiepek**. II teil. [Beiträge zur kenntnis deutsch-böhmischer mundarten. hrsgg. v. **Hans Lambel** I.] Prag, Calve, 1908. S. 207 - 610. gr. 8°.

Mit diesem zweiten, über 400 seiten starken bande hat Schiepek seine grofse dialektsyntax, deren I teil 1899 erschienen und Anz. XXVII 238 ff besprochen ist, zu glücklichem ende geführt. er enthält die fortsetzung des IV capitels, Wortclassen: 2. Verbum C. 3. Substantivum. 4. Adjectivum. 5. Pronomina. 6. Adverbium; dann cap. V Congruenz; VI Verneinung; VII Wort- (und satz-) stellung; VIII und IX Sparsamkeit und fülle des ausdrucks; ferner ein schlusswort, nachträge und ein reichhaltiges wort- und sachregister zu beiden teilen; endlich ein ausführliches inhaltsverzeich-

Digitized by Google

nis zu teil II. da die seiten vom I teil durchgezählt sind, wird man nun leider im zusammengebundenen werk das verzeichnis der abkürzungen und des inhalts an zwei verschiedenen stellen aufzuschlagen haben: s. XV und XXI, und s. 565 und 597.

Dies buch anzuzeigen ist eine freude: es ist nicht nur, was freilich die hauptsache ist, an sich eine vortreffliche und sehr verdienstvolle leistung, durch die unsere syntaktische litteratur die wertvollste bereicherung erfährt, sondern es bereitet auch den referenten eine nicht gerade alltägliche genugtuung; denn es zeigt, dass ihre nicht immer erfreuliche und oft wenig erfolgreiche arbeit mitunter auch gute früchte trägt und sichtbaren nutzen stiftet. der vf. hat sich der berechtigung mehrerer der ausstellungen und einwände nicht verschlossen, die in den — übrigens durchaus anerkennenden — besprechungen des I teils seines werkes erhoben worden waren, und er ist mit erfolg bestrebt gewesen, sie sich für den II teil zunutze zu machen. soweit davon die anordnung und stoffbegrenzung im ganzen betroffen wurde, waren diesen 'bemühungen durch die im I teil gezogenen grundlinien der arbeit natürlich enge grenzen gezogen' (s. 539). aber nicht nur durch eine bessere anordnung im einzelnen hat der II teil gegenüber dem I gewonnen, vielmehr verdanken, wie der vf. selbst im schlusswort hervorhebt, die meiner ansicht nach wertvollsten abschnitte des vorliegenden bandes teils ihre entstehung, teils doch ihre gestaltung anregungen, die er aus den anzeigen des I teils und aus der früher noch unbeachtet gelassenen neueren syntaktischen litteratur, besonders Behaghels Heliandsyntax geschöpft hat. dahin rechne ich die capitel über congruenz und wortstellung, vor allem aber die abschnitte C über die 'verbindungen' der einzelnen wortclassen, in denen der vf. 'dem neuen gesichtspunct der wortgruppe gerecht zu werden suchte' (s. 539). so ist durch die einfügung solcher abschnitte, die im eigentlichen sinne syntaktische stoffe behandeln, das verhältnis dieser zu den capiteln, deren inhalt meiner auffassung nach die syntax nur indirect oder gar nicht angeht, im vorliegenden bande weit günstiger geworden als in teil I.

Die mitbehandlung von dingen die ich in die wort(bedeutungs)lehre verweisen würde, entschuldigt der vf. (s. 540) damit, dass 'eine erschöpfende satzlehre eigentlich eine erschöpfende wortlehre als unterbau verlange, eine solche jedoch das Egerländische noch nicht besitze'. dass solche begründung der altgewohnten stoffverteilung zur zeit einer gewissen berechtigung noch nicht entbehrt, hab ich mit ähnlichen worten nicht nur für einzelne dialekte, sondern ganz allgemein anerkannt (Anz. XXIX 21). bezweifeln möcht ich aber doch, ob sich auf diese weise die hineinziehung alles dessen, was Schiepek hier aus dem gebiet der wort(bedeutungs- und auch formen)lehre, ferner an stilistischem und rein lexikalischem mitbehandelt und mitten in

Digitized by Google

die erörterung des syntaktischen eingeschoben hat, im rahmen einer lehre vom 'satzbau' rechtfertigen lässt. wenn das ziel einer sachgemäfsen gliederung der syntax jemals erreicht und die behandlung vor der gefahr bewahrt werden soll, die eigentlich syntaktischen gesichtspuncte aus den augen zu verlieren, wenn überhaupt in systematischer und methodischer hinsicht entschiedene fortschritte gemacht werden sollen, muss doch an der forderung festgehalten werden, dass sich die erörterung der aus den andern gebieten der grammatik herbeigezogenen stoffe streng auf das beschränke, was zum verständnis der syntaktischen erscheinungen, zur begründung ihrer auffassung und erklärung würklich erforderlich ist, und ferner, dass dies alles möglichst auch räumlich abgesondert oder sonst durch typographische hilfsmittel als aufsenwerk und vorarbeit gekennzeichnet werde. unter diesem gesichtspunct erweckt trotz der besserung die stoffbegrenzung und -verteilung auch im II teil noch manches bedenken, im ganzen und einzelnen. so ist auch in den die 'verbindungen' behandelnden abschnitten trotz dieser überschrift der gesichtspunct der gruppe nicht immer festgehalten, vgl. zb. § 263 'erstarrte dative'. an falscher stelle steht zb. der inhalt des § 265, der unter 'genitiv bei verben' fälle behandelt, in denen die schriftsprache diesen casus setzt, die mundart aber nicht. wie kommen die §§ 352—54 (formenunterschied von singular und plural) unter die casus? aus dem lückenhaften zustand unserer syntaktischen litteratur erklärt und entschuldigt sich zum teil die ausführlichkeit, mit der vieles behandelt wird was nicht dem mundartlichen sprachgebrauch, geschweige dem egerländischen eigentümlich, sondern gemeingut der umgangssprache ist, nicht selten auch der lebendigeren schriftsprache angehört; vgl. zb. §§ 292. 294 über den bildlichen ausdruck (abgesehn davon, dass das meiste davon in die stilistik oder ins lexikon gehört).

Aber was in dieser hinsicht zu beanstanden wäre, tritt weit hinter die vielen und grofsen vorzüge des werkes zurück. sein reicher inhalt und die durchweg gediegene, gründliche behandlung verdienen gleich uneingeschränktes lob. es erfreut des vf.s volle beherschung seiner mundart, die fülle scharfer beobachtungen über eigenheiten des mundartlichen sprachgebrauchs überhaupt, die feinsinnige aufspürung der zugrunde liegenden auffassungen und die meist einleuchtenden erklärungen dieser letztern aus dem besonderen wesen der mda. mit umsicht und sicherem sprachgefühl geht der vf. der entstehung von bedeutungs- und gebrauchserweiterungen nach und leitet sie aus der ursprünglichen bedeutung her. dabei zeigt sich gelegentlich, wie die mda. durch die noch eingehaltenen grenzen solcher gebrauchserweiterung erkennen lässt, dass in ihr das gefühl für die grundbedeutung bisweilen noch lebendig ist, wo es der schriftsprache schon verloren gegangen ist (vgl. zb. § 486). das besonders ge-

Digitized by Google

lungene capitel über die wortstellung enthält manche gute einzelbeobachtung und hübsche bemerkung; so ist zb. die originelle fassung 'kurzschluss des physisch-sprachlichen mechanismus der mündlichen rede' an der stelle (s. 515) sehr treffend. interessant war mir der wichtige nachweis (s. 503), dass in der eg. mda. der gebrauch der ungraden folge mit syntaktischer bedeutung an stelle bei- oder unterordnender conjunction (vgl. QF 41, 25 ff; Zs. 40, 273; Wortstellung im Beow. § 31) nicht unbekannt ist.

Auch in der auffassung der sprachlichen erscheinungen dürfte der vf. meistens das richtige getroffen haben. abweichende anschauung geltend zu machen seh ich wenig anlass; etwa § 462, 4: ich finde nicht, dass '*der* beinahe zum artikel herabgedrückt ist, wenn es ein substantiv vertritt das ein präpositionalattribut bei sich hat'. das gegebene beispiel scheint mir im gegenteil deutlich zu zeigen, dass hier *der* rein determinativ und betont ist, gleich *derjenige,* wofür auch die volle form *deə* spricht, während nach § 458 'der artikel die stark abgeschliffene form *də*' hat. auch die auffassung des § 419 ra ist mir zweifelhaft.

Von principieller bedeutung ist wol nur folgendes. der auf den ersten blick bestechenden ansicht, dass 'in: *morgen ist Feiertag; zu dir ist mir zu weit* das adverb die stelle des subjects einnimmt', 'als satzhauptteil dient' (s. 468) kann ich mich nicht ohne weiteres anschliefsen zunächst sind die beiden sätze nicht gleichartig. im zweiten beispiel ligt einer der zumal in der mündlichen rede häufigen fälle vor, wo ein (und zwar der allgemeinere) teil eines vorstellungscomplexes ohne sprachlichen ausdruck geblieben ist, weil der speciellere, der auf den das interesse sich richtet, allein zum verständnis genügt. wenn wir hier heute auch mit recht nicht mehr von eigentlicher ellipse reden, nicht sagen, dass das wort *gang, weg* oder *entfernung* ausgefallen sei, weil eine bestimmte wortfassung eines derartigen begriffs überhaupt nicht vorhanden gewesen zu sein braucht, so bleibt anderseits doch immer die tatsache bestehn, dass hier die präpositionalverbindung inhaltlich reicher ist als gewöhnlich, dass sie allein sagt, was sonst durch ein substantiv (oder einen infinitiv) mit derselben präpositionalverbindung gesagt wird. diese stellt sich ein, wo — und kann sich eben nur deshalb einstellen, weil eine, wenn auch ganz unbestimmte entfernungs- oder bewegungsvorstellung dem sprechenden vorschwebt: man baut den satz correct nach dem grammatischen schema, das richtig functioniert, auch ohne dass sich die undeutlich bleibende vorstellung in ein bestimmtes wort verdichtet, von dem die präpositionale wendung abhängen könnte, und von dem sie doch auch tatsächlich abhängt, trotzdem weder der begriff noch sein sprachlicher ausdruck zu vollem leben erwacht sind. so ist es mindestens ungenau zu sagen, dass hier die präpositionalverbindung als solche selber subject sei: sie ist nur der allein zum

Digitized by Google

ausdruck gelangte teil einer unvollständig gebliebenen wortgruppe, die das subject bildet. da es sich also nicht um eine besondere 'gebrauchsform des adverbs' handelt, gehört die ganze erscheinung nicht hierher, sondern in das gebiet 'ersparung', 'kürze des ausdrucks' uä.

Durchaus anders ligt es in dem satz: *morgen ist Feiertag*, für den ich nur unter starken vorbehalten und in beschränktem umfang zugeben möchte, dass in ihm das adverb subject ist, oder 'dessen stelle einnimmt'. möglich, dass der vf. auf diesen leisen unterschied der fassung wert legt; aber sofern ich ihn richtig versteh, heifst das doch immer: das adverb hat hier, da es 'als satzhauptteil dient', die syntaktische function des subjects. das kann zunächst jedesfalls nur im psychologischen, nicht im grammatischen sinne gelten. man kann den begriff 'morgen' als psychologisches subject bezeichnen in bestimmten zusammenhängen, wo aus dem vorausgehnden oder der situation dieser begriff als der bekannte und zu prädicierende vorschwebt. oder man kann sagen: eine noch dunkele gesamtvorstellung klärt sich begrifflich, indem sie sich in ihre teilvorstellungen (hier: *morgen* und *Feiertag*) gliedert, wie sie nacheinander in den blickpunct treten; und man mag auch in vergleichender übertragung der üblichen grammatischen termini diese beiden teilbegriffe als subject und prädicat dieses psychischen processes bezeichnen. aber das bleibt ein vergleich, und das verständnis und die erklärung der sprachlichen form, in die sich der ausdruck dieses denkvorgangs kleidet, wäre damit nur dann gefördert, wenn feststünde, dass jeder sprachsatz das sich formal genau deckende abbild des ihm zugrunde liegenden denksatzes wäre. man kann vermuten, dass das in den ersten anfängen schöpferischer sprachtätigkeit der fall gewesen sein wird, würde aber das verhältnis des denkvorgangs zum sprechen in einer der in vieltausendjähriger entwicklung und übung ausgebildeten cultursprachen schwer verkennen, wenn man auch hier formale übereinstimmung beider processe als allgemeingiltig voraussetzen wollte.

Was ist also mit jenem vergleich gewonnen, da erst in jedem einzelnen falle festgestellt werden muss, ob und inwieweit sich die form des sprachsatzes der des denksatzes anschliefst? zunächst ist nur für die sätze, in denen dies nicht der fall ist, eine neue gefahr des verkennens ihrer grammatischen form heraufbeschworen, indem die ganz unbegründete vermutung nahegelegt wird, dass jene formale übereinstimmung würklich vorhanden sei.

Bezieht man die angefochtene behauptung, das adverbium nehme die stelle des subjects ein, ausschliefslich auf den denkvorgang, so bleibt davon die syntaktische form des sprachlichen gefüges unberührt und somit unerklärt. wollte man aber (und es scheint fast, als ob eine allermodernste richtung dahingeht

Digitized by Google

die grammatischen kategorieen einfach den psychologischen gleichsetzen, d. h. also die syntaktischen termini subject und prädicat rein psychologisch definieren und in der erklärung der psychischen entstehung einer sprachäufserung auch die erkenntnis ihrer syntaktischen form sehen, so wäre das ein gefährlicher irrweg. und sollte dies verfahren damit begründet werden, dass die etwa abweichende ursprüngliche function der glieder eines gefüges nur die historische sprachforschung angehe, die beschreibung und erklärung der gefüge der würklichen, der lebendigen sprache aber allein die zugrunde liegenden seelischen und gedanklichen vorgänge zu berücksichtigen habe, so wäre eben zu betonen, dass sich das sprechen seit undenklichen zeiten nicht mehr blofs durch neuschöpfung oder doch durch ein jedesmaliges neunachschaffen von sprachformen vollzieht, sondern zu einem guten teil durch rein mechanische verwendung fertiger, fester, altgewohnter formen, die zur aufnahme des gedankeninhalts bereit stehn und sich automatisch einstellen, in die er hineingegossen wird, teils im anschluss an den denkvorgang, teils aber auch von diesem unabhängig, bald ihm genau entsprechend, bald mehr oder minder von ihm abweichend.

Würkliche gleichsetzung der psychologischen und grammatischen kategorieen würde in letzter linie auf eine völlige verwischung, ja auflösung der grammatischen grundbegriffe hinauslaufen, die freilich über manche klippe in der definition des satzes und seiner hauptteile hinweghülfe, aber nicht, indem sie die vorhandenen schwierigkeiten löst, sondern indem sie diese verschleiert und umgeht. es ist ja sehr bequem zu sagen, die zwei hauptbegriffswörter eines 'satz' genannten gefüges seien sein subject und prädicat. dann müste aber als definition von subject (von der des prädicats zu schweigen) gelten: sprachlicher ausdruck des ersten der beiden wichtigsten begriffe eines satzes (wie immer dessen definition laute), wobei dann über den grad der wichtigkeit wider nur vom psychologischen standpunct entschieden werden könnte. so dreht man sich im kreise und gelangt nie zu einem erfassen der sprachlichen form. und mit dem hinzutreten jedes weitern begriffswortes entstehn sofort zahllose neue schwierigkeiten, die zeigen, dass der grammatische begriff des subjects einerseits unentbehrlich ist, anderseits nicht mit dem (nur vergleichsweise so genannten) psychologischen subjectsbegriff zusammengeworfen werden darf. wie steht es in sätzen mit zwei adverbien? *(heute ist in Neudorf Kilbe; morgen ist bei uns frei, auf der Mädchenschule nicht).* nimmt da die zeit- oder die ortsangabe die stelle des subjects ein? oder in: *heute friert mich*, das adverb oder der accusativ? und im vergleich der sätze: *heut ist bei uns frei* und: *heut haben wir frei* und: *wir haben heute frei,* ist da im ersten satz *heut* oder *bei uns* subject, da doch im zweiten, ganz gleichbedeutenden satz *wir*

Digitized by Google

sicher grammatisches subject ist, und im dritten grammatisches und psychologisches subject zugleich? alles fragen, die nur von fall zu fall und jedesmal anders oder nach willkür entschieden werden könnten. auch der satzformunterschied der gleichbedeutenden gefüge: *ich friere* und: *mich friert* lässt sich nicht mehr fassen, wenn sowol *ich*, wie *mich* die stelle des subjectes einnimmt, was wol psychologisch, aber nur psychologisch richtig ist. aber auch psychologie ist nicht grammatik, so wenig wie logik und rhetorik es sind. Franz Kerns mahnung: 'nur meine man nicht, dass man mit dieser beschäftigung [aufsuchen des sogen. logischen subjects], die geflissentlich von der form auf den inhalt übergeht, noch grammatik treibe' — 'rhetorische übungen vornehmen und grammatik treiben ist zweierlei' (Die deutsche satzlehre², 1888, s. 74. 146.) ist von neuem der beachtung eindringlich zu empfehlen, mit der besonders zeitgemäfsen erweiterung auf die übertreibungen und irrwege der psychologischen behandlung. es ist von entscheidender wichtigkeit für die klarheit der begriffe und die richtigkeit der auffassung, dass die psychologisch-genetische erklärung einer sprachäufserung mit der grammatischen analyse der bestimmten syntaktischen form, in die sie sich kleidet, weder verwechselt noch vermischt werde. (vgl. Wortstellg. im Beowulf s. 376.)

Es steht mit dem adverb *morgen* in: *morgen ist Feiertag* grammatisch zunächst nicht anders als mit den adverbien in: *heute wird geschlachtet, hier wird gerollt, oben wird getanzt.* in denen gewis auch Schiepek bedenken tragen würde, *heute, hier, oben* als subject(svertreter) anzusehen, was er consequenterweise doch müste; nicht anders als in: *gestern war mir übel; heute friert mich*, wo auch die psychologische betrachtung eher dem casus obliquus des pronomens als dem adverb die rolle des subjects zuweisen würde, oder auch in: *heut morgen hat es gefroren, jetzt ist Tauwetter,* wo zuerst unfraglich das begrifflich leere 'es' grammatisch heute die stelle des subjects einnimmt und die adverbia *heut morgen* und *jetzt* functionell gleichstehn. denn es unterligt für mich keinem zweifel, dass *morgen ist Feiertag* der form und ursprünglichen bedeutung nach jener crux der syntaktiker, den sogen. subjectlosen sätzen, zuzurechnen ist, deren grammatische form und entstehung aber weder richtiger beschrieben noch klarer erkannt wird, wenn man eine adverbiale zeitbestimmung der aussage als ihr subject bezeichnet.

Dass ein adverb überhaupt die stelle des subjects einnehmen könne, scheint mir eine grammatische unmöglichkeit, selbstverständlich von der substantivierung abgesehen (*one to-day is worth two to-morrows: morgen ist ein Adverb*) oder von der verkürzung des ausdrucks, die zur substantivierung hinführt (siehe oben s. 25), wie wenn etwa *morgen* steht für *der Tag*

Digitized by Google

morgen, der morgige Tag (morgen eignet sich nicht zu unserm Ausflug).

Nun soll mit diesem widerspruch gegen Schiepeks auffassung (oder nur formulierung?) der wert der psychologischen analyse weder im allgemeinen noch für ein vertieftes verständnis gerade auch der besprochenen fügung bestritten werden; sie ist im gegenteil auch hier sehr fruchtbar. sie zeigt nicht nur an einem deutlichen beispiel die erwähnte verwendung einer vielgebrauchten syntaktischen form zum ausdruck auch eines anders geformten denkvorgangs, sondern sie leitet auch zur erkenntnis der sonst leicht übersehenen tatsache hin, dass so dieselbe satzform zwei, zwar einander ähnliche, aber doch scharf unterscheidbare bedeutungen hat. man braucht: *morgen ist Feiertag* 1) der form und bedeutung des 'subjectlosen' satzes genau entsprechend in seinem ursprünglichen sinne einer antwort auf eine würklich gestellte oder vorschwebende frage, wann das 'feiertagsein' statthat, zb.: *wann wirst du dich mal an einem Ausflug beteiligen können? wann habt ihr mal frei? — morgen (ist frei, ist Feiertag)!* und 2) darüber hinaus mit der von Schiepek wol allein ins auge gefassten bedeutung, bei der *'Feiertag'* von *'morgen'* würklich prädiciert wird, im sinne einer antwort auf die frage: was für ein tag ist der morgige? denn die kürzere, natürlicher klingende, bequemere form schiebt sich an die stelle der grammatisch correcteren, aber steifern und umständlichern: *(der Tag) morgen ist ein Feiertag,* zb.: *kannst du mir das morgen beschaffen? — schwerlich, morgen ist (ein) (israelitischer) Feiertag, da sind die(se) Geschäfte geschlossen.*

Die psychologische analyse lehrt so erkennen, wie die sprache, indem sie sich gewisser gefüge auch zum ausdruck von etwas anders gearteten denkinhalten bedient, die äufserlich gleichbleibenden alten formen doch durch eine innere umbildung neu belebt. diese umbildung, die überführung aus der syntaktischen function der adverbialen bestimmung der aussage in die des subjects, kann sich aber nur einstellen — und daraus ergeben sich die grenzen ihres auftretens — wo die form des gefüges gleichzeitig auch den übergang seiner übrigen worte in die function des prädicats ermöglicht und begünstigt: die den körper des ganzen, in sich vollständigen 'subjectlosen' satzes bildenden worte: *ist Feiertag, ist frei* sind hier äufserlich der häufigen form des prädicats ('copula' mit prädicatsnomen) gleich und deshalb in diese verschiebbar. nur weil hier, und nur wo der subjectlose satz diese form des prädicats vortäuscht und in dessen function übertritt, wird auch das adverb in die stelle des subjects gerückt.

So ist zwar die behauptung des vf.s über die innere structur solcher sätze für einen teil ihrer verwendung und in der entwickelten auffassung als richtig anzuerkennen, aber auch hier handelt es sich um ein andres syntaktisches problem, als der vf.

Digitized by Google

meint, nicht um eine besondere gebrauchsweise der wortclasse des adverbs, sondern um eine functionsverschiebung der satzglieder.

Aus ähnlichen erwägungen heraus erheb ich die entsprechenden einwände gegen einen teil der ansätze im absatz b) desselben § 503, wo mir verschieden geartete fälle zusammengeworfen scheinen. dass von alters her im deutschen adverbien und adverbiale präpositionalverbindungen prädicativ gebraucht werden, ist kein zweifel; ich bestreite aber, dass jedes bei einer form des verbums *sein* stehende adverb als prädicativ anzusehen sei. würkliches prädicativum ist es in sätzen wie: *das Theater ist aus; die Tür ist zu;* aber nicht in: *das Theater ist auf dem Neuen Markt; die Tür (zu seinem Amtszimmer) ist am Ende des Ganges rechts;* also auch nicht, wie Schiepek will, in: *er ist oben; das war gestern,* wo es vielmehr rein adverbiale orts- oder zeitbestimmung ist zu dem in prägnantem sinne von *sich befinden, statthaben, geschehen* gebrauchten verbum. dagegen wider prädicativ in: *das ist oben, vorne* uä. im sinne von: *dies ist der obere, vordere Teil.* die äufserliche, aber doch nur scheinbare formengleichheit des syntaktischen gefüges darf nicht zur verkennung der verschiedenartigkeit der beziehung und damit der syntaktischen function seiner glieder verführen. es wäre ein misverständnis der von mir 'Was ist syntax?' s. 13ff. verfochtenen ansicht, wenn man in obigen fällen aus der gleichheit der wortformen und der wortart auf gleichheit der syntaktischen form und function schliefsen zu müssen glaubte. mit der verschiedenheit der bedeutung desselben wortes hängt überaus häufig eine verschiedene constructionsweise zusammen (wobei es hiertür gleichgiltig ist, welches das prius ist), und dass das verbum *sein* verschiedener bedeutung fähig ist, dürft unbestritten sein. daraus folgt ohne weiteres, dass das adverb bei einem vollverb mit der bedeutung *geschehen,* oder *sich befinden* in andrer syntaktischer function steht als bei dem reinen verbum substantivum, der 'copula' (vgl. ebenda s. 161 anm. 78 gegen Paul).

Noch ein paar einzelheiten: die s. 517 anm. 1 erwähnte *ἀπὸ τοῦτου* stellung ist gewis nicht nur schlesisch, auch wol überhaupt nicht blofs mundartlich, sondern aller affectisch belebten vulgärsprache eigen, auch im englischen häufig. — nach § 567 a) 'hindert die durchwegs proklitische natur der artikelformen jede einschiebung attributiver bestimmungen zwischen artikel und substantiv'. das ist sicher ein versehen. weder die behauptung selber kann in dieser allgemeinheit richtig sein, noch ist es die begründung: die proklise würde durch das zwischengeschobene attribut nicht gehindert werden. vgl. die beispiele s. 341: *bən helllöichtn Tōch, bə də stuəkfinzən Nàcht, ə dummə dàlkətə Goəs, ə dummə Iəsl;* s. 343: *də gung Hōs, zən nəiə Gàuə, ə glücksöllés nàis Gàuə, ə bàirischə Herzog, də prāissisch*

Digitized by Google

Könich usw. — wichtig ist die angabe über die stellung unbetonter pronominalformen § 567, b. 1. Schiepeks fassung lässt die annahme zu, dass in der schriftsprache auch abweichende stellung correct sei; es finden sich ja leider beispiele genug dafür, auch bei guten schriftstellern; sie beweisen aber nur, dass das feinere gefühl für den rechten satzrhythmus vielfach verloren gegangen ist. — zum selben § b, 1—3 vgl. Wortst. im Beow. § 81 und s. 43. 54. 352. — s. 427 wird 'wegen der regelmäfsigen voranstellung des genitivs' auf § 367—373 verwiesen; ich finde dort nichts darüber gesagt; die gegebenen beispiele zeigen allerdings diese stellung, bis auf *Mutter Gottes, Kind Gottes* in § 368. — die sorgfalt des vf.s hat sich auch auf die druckberichtigung erstreckt; von den wenigen fehlern, die ich bemerkt habe, ist nur s. 468: Erdmann-Mensing II (lies: I) erwähnenswert.

Durch die fleifsige heranziehung der übrigen mundarten, zumal der oberdeutschen und besonders regelmäfsig der österreichischen, und die gewissenhafte ausnützung der einschlägigen litteratur hat sich Schiepeks buch in den umfänglichen und inhaltreichen anmerkungen, zu denen auch der herausgeber manche wertvolle beisteuer geliefert hat, zu einem wahren repertorium der deutschen dialektkunde ausgewachsen, das weit über das gebiet des satzbaus hinausgreifend auch reiche belehrung über formenlehre, wortbildung und wortgebrauch der deutschen mundarten bietet.

Neben dem vf. gebührt dem herausgeber Lambel und dem drucklegenden Verein für geschichte der Deutschen in Böhmen unser wärmster dank.

Strafsburg i. E., märz 1909. **John Ries.**

Wort und Brauch. Volkskundliche arbeiten namens der Schlesischen gesellschaft für volkskunde in zwanglosen heften hrg. von dr **Theodor Siebs** und dr **Max Hippe**. Breslau, M. & H. Marcus. 8°.

2 heft. Lateinisch-romanisches fremdwörterbuch der schlesischen mundart von **Erich Jäschke** 160 ss. — 5,60 m.

3 heft. Die schlesische mundart in ihren lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt von **Wolf von Unwerth**. 94 ss. — 3,60 m.

Jäschkes arbeit bietet eine zusammenstellung von fremdwörtern in der schlesischen mundart und kann als brauchbarer beitrag zur deutschen lexikographie angesehen werden. fast gänzlich vermiss ich allerdings den versuch zu ermitteln, auf welchem wege die wörter in die mundart gedrungen sind. Ich glaube, dass man auf grund verschiedener lautlicher veränderungen (ob zb. fremdes *b, d* durch *b, d* oder *p, t* vertreten sind, ob fremdes *ā* als *ǟ* oder *ō* erscheint usw.) zu mancherlei schlüssen gelangen kann; dasselbe gilt für die altersbestimmung

Digitized by Google

(vgl. etwa *afkōte* neben *atwókóte*). freilich müste dann die auswahl nicht so willkürlich erfolgen, sondern womöglich alles material verwertet werden, und gerade die älteren entlehnungen wie *soldat, sellerie, anis, lavendel* uaa. sollten nicht aufser acht gelassen werden, da sie sicher von gröfserem interesse sind als etwa wörter wie *schneiderieren, schauderös* ua. bedenken hab ich gegen gewisse formen wie *'Moritz'* für *'mores* (lehren)' u. ähnl., für die belege dem einen oder andern volksschriftsteller entnommen sind; denn bekanntlich lieben es manche unserer volkstümlichen humoristen, dergleichen verballhornungen selbst zu construieren. auch die sogenannten volksetymologieen bestehn zum teil nur auf dem papier, indem mit hilfe der orthographie solche vermeintliche umdeutungen künstlich gemacht werden, so wenn *viehsasche* für *fisáze* geschrieben wird, was sich dann natürlich als lächerliche composition 'viehs-asche' repräsentiert. tatsache ist, dass bei ungewohnten lautverbindungen häufig ersatz durch geläufige lautfolgen vorgenommen wird. ferner auch, dass bekannte, ähnlich klingende wörter diese umgestaltungen beeinflussen, ja gelegentlich sogar eine bedeutungsverschiebung veranlassen. aber die substitutionen und anlehnungen — ergebnisse einer ungenauen reproduction — erfolgen in der regel durchaus nicht bewust, und nicht selten handelt es sich nur um ein zufälliges zusammentreffen einer in der mda. lautgesetzlich entwickelten form mit irgend einem andern bekannten lautcomplex. auch der vf. überschätzt das etymologische denken im volke, so wenn er zb. s. 128 unter *'schandárm'* meint: 'man zerlegt sich im volke dieses wort wohl in 'schande' und 'arm' in entrüstung über die angeblich so schändlich tätigen 'arme' dieses beamten'. *kupprize* erklärt J. als hervorgegangen durch anlehnung an *'kupp'* kopf. vergleicht man jedoch *kuptál, kurakter, kustánie* s. 8, auch *kuppərál* u. ähnl., so scheint die form vielmehr auf irgend einem mundartlichen wandel von vortonigem *a* in gutturaler umgebung (über *o*) zu *u* zu beruhen. *pangenett* (bajonett) soll von 'bange' beeinflusst sein. abgesehen davon, dass bange in Schlesien nicht *pange* lautet, warum erscheint das wort auch im süddeutschen, wo 'bange' gar nicht volksläufig ist, mit vorweggenommener nasalierung? allzuoft spricht J. von entstellung udgl. *Latwerge.* zb. nennt er eine verstümmelung des lat. *electuarium*, während es doch, vom *a* abgesehen, eine ganz lautgesetzliche umbildung des fremden wortes ist (vgl. lattich, ferge; *a* kann rom. ursprungs sein, ital. *lattovaro*). das schlesische *lakwerk* beruht, worauf mich ESchröder aufmerksam macht, auf dem mitteldeutschen übergang von *tw* > *kw*.

Bemerkenswert sind formen wie *zipnātər* < *signator*, da sie für einstige verbreitung der roman. aussprache *n* für lat. *gn* in Deutschland zu sprechen scheinen; ebenso kann *z* in *zipnāsium* auf romanischer aussprache des *g* vor palatal beruhen, die in

Digitized by Google

fremdwörtern im westlichen Mitteldeutschland zt. noch heute üblich ist: *zeografi, zimnāsium*. es wäre noch manches anzumerken, denn das lautliche ist nicht gerade die stärkste seite des vf.s direct zu tadeln ist die anordnung der wörter nach einer beliebig herausgegriffenen dialektform; dass die brauchbarkeit der arbeit als eines nachschlagewerkes sehr darunter leidet, hätte sich der vf. doch denken sollen.

Bedeutender ist die zweite arbeit, der ich wünsche, dass sie recht zahlreiche nachfolger auf andern dialektgebieten finden möge. v. Unwerth gibt uns allerdings kein vollständiges bild von den schlesischen dialektverhältnissen. wie in Schatzens Tirol. mundart wird nur die lautliche seite behandelt, auch hat der vf. abstand genommen von einer vergleichung mit aufserschlesischen mundarten und einer begründung seiner ansicht über den lautlichen entwicklungsgang durch urkundliche belege, wie sie etwa Weinhold in seiner schrift 'Über deutsche dialektforschung' angestrebt hat. vU. hat es verstanden, das reiche material bei aller gedrängtheit klar und übersichtlich zu gliedern; freilich werden bei der gruppierung manche erscheinungen zusammengefasst, die sich in ihrer tatsächlichen verbreitung nicht völlig decken, aber dem vf. war es ja in erster linie nicht darum zu tun grenzen festzustellen, als vielmehr einen überblick zu ermöglichen, und man darf sagen, dass er bei der notwendigen schematisierung die gebotenen grenzen im grofsen und ganzen nicht überschritten hat. dabei ist ihm der umstand zustatten gekommen, dass das schlesische, obschon oder wol besser gerade weil es eine colonialmda. ist, ein einheitlicheres gepräge aufweist als die meisten stammesmdaa. nicht einverstanden bin ich jedoch mit seiner beschränkung auf Preufsisch-Schlesien. wol werden auch die schlesischen mdaa. aufserhalb der reichsgrenze berücksichtigt, aber recht stiefmütterlich in einem anhange, der an vollständigkeit viel zu wünschen übrig lässt. es ist ein bedenken principieller art, das ich hier ausspreche: denn nur dann kann der sprachliche werdegang innerhalb eines näher zusammengehörigen dialektgebietes annähernd richtig beurteilt werden, wenn zum mindesten sämtliche dazugehörigen dialekte gleichmäfsig herangezogen werden, und wenn aufserdem auch dem übergangsgebiete die nötige beachtung geschenkt wird. leider scheint, seit der Sprachatlas an der reichsgrenze halt machen muste, die politische scheidewand auch in der dialektologie eine gröfsere rolle spielen zu wollen. ich zweifle, ob vU. bei seiner auffassung der chronologie der lautlichen entwicklung (§ 114) geblieben wäre, wenn er sich näher mit den schlesischen mdaa. aufserhalb der preufsischen provinz befasst hätte. jedenfalls hätte er die entrundung schwerlich an erste stelle gesetzt. noch heute wird unmittelbar an der reichsgrenze in Österr.-Schlesien

Digitized by Google

mhd. œ von ê geschieden (vgl. Seemüller Deutsche mdaa. II, s. 3 f). da die gerundeten und ungerundeten parallellaute sich nur durch vorhandensein oder fehlen der lippenarticulation unterscheiden, kann der zusammenfall erst spät im sonderleben der einzelnen untermdaa. eingetreten sein. zweifelhaft erscheint es mir ferner, ob ê (œ) bereits zu ī geworden war, als *i* gedehnt wurde und ob der zusammenfall von ê mit gedehntem *i* überhaupt als gemeinschlesischer vorgang aufzufassen ist. die eben genannte mda. hat wol $\bar{e} < i$, aber $\bar{e} < \hat{e}$. auch der Schönhengster gau bietet zwar *ai* für gelängtes *i* (ü), aber ê, œ bleiben auf der ī-stufe, ein beweis, dass diese hier erst nach der dehnung des *i* erreicht wurde. allein auch im preufsisch-schlesischen selbst scheint manches dafür zu sprechen, dass der zusammenfall sich keineswegs so gleichmäfsig vollzog. so hat das glätzische wol mhd. ê, ô vor *r* zu offenem ē, ō gewandelt, nicht aber gelängtes *i*, *u*. für einen teil der diphthongierungsmdaa. belegt vU. *bair* wir, *mair* mir, während dieselbe entwicklung bei ê (œ) zu fehlen scheint; es begegnen da vielmehr im süden ausweichungen nach ī hin (*zīr* sehr, *rīrə* röhre gegen sonstiges ē) [1]

Die beurteilung der verhältnisse in den 'diphthongierungsmdaa.' bekundet eine treffliche sprachwissenschaftliche schulung des vf.s. dass er die *tǭp* (topf), *šnētə* (schnitte) auf diphthongische vorstufen zurückführt, ist sicher richtig. über die beziehung der beiden niederschles. diphthongierungsgruppen zu einander habe ich allerdings eine abweichende meinung, zu der mich die geographische verteilung der diphthongierungs- und monophthongierungserscheinungen veranlasst, mit der ich aber aus mangel an genügendem belegmaterial noch zurückhalten will. der ansicht, dass ein zusammenhang zwischen dem nördlichen (niederschles.) diphthongierungsgebiet und dem südlichen (österr.-schles. und mährischen) unwahrscheinlich ist, kann ich nur beipflichten, nur hätte sie vU. mit einem andern hinweis begründen sollen als damit, dass auch die sprachinsel Schönwald bei Gleiwitz ähnliche züge aufweist wie der österr.-schlesische süden. der umfang der diphthongierung ist nämlich im süden ein wesentlich andrer: während im niederschlesischen auch die mhd. ê, œ, â, o davon betroffen wurden, bleiben sie im süden als einfache längen erhalten, umgekehrt erscheinen die mhd. *ie*, *uo* im norden als monophthonge, während sie im süden als *ei*, *ai*, *āi* bzw. als *ou*, *au*, *āu* auftreten; nur

[1] von principiellem standpunct möchte ich auch das transscriptionsverfahren beanstanden, wiewol es vU. eigentlich nicht zur last gelegt werden kann; so die nichtbezeichnung der offenen laute, die widergabe von bilabialem *w* durch *v*, von labiodentalem durch *w*. es ist bei dem grofsen gewirr auf diesem gebiete zu beklagen, dass immer wider neue transscriptionssysteme erfunden werden, welche die dialektvergleichung aufserordentlich erschweren und schliefslich doch gar keine nennenswerten vorteile bieten.

Digitized by Google

die diphthongierung von mhd. *i, ü, u* deckt sich vollständig, nicht völlig aber die monophthongierung von *ei, ou* (*ai, au*) < mhd. *î, û*. mit rücksicht auf die noch weitverbreitete ansicht, dass diphthongierung mit apokope zusammenhängt, sei besonders darauf hingewiesen, dass sich das gebiet der diphthongierung keineswegs mit dem der apokopierung deckt, dass vielmehr der weitaus grösere teil desselben die alten endungsvocale erhalten hat.

Von den erscheinungen auf dem gebiete des vocalismus sei noch hervorgehoben die besondere entwicklung des *ei, öu* in wörtern wie mhd. *ei, höu*, also im auslaut, wo es mit dem dehnungsproduct von mhd. *ê* zusammenfällt, ferner die eigenartige gestaltung der contractionsproducte aus mhd. *age, ege, ege, äge, oge, üge* (§ 106 ff), die licht zu werfen geeignet ist auf verhältnisse in anderen mdaa. die erklärung der verschiedenen vertretung von mhd. *ege* scheint mir verfehlt. bei *gegen, egede, egesam* handelt es sich einfach um isolierte formen, in denen früh die lautgesetzliche diphthongierung eintrat, bei *treget* usw. wurde sie zunächst durch systemzwang verhindert. auf lautanalogie beruht sicherlich der übergang von *s* > *š, ž* nach *ōa* < *age* (wie in *zoa-ž-a* sag es ihnen), da es mit *ōa* < *or* zusammenfiel. es ist im grunde derselbe fall, wenn in niederösterreichischen dialekten mda.*uə* < *uo* nach analogie von *uə* < *ur* unter umständen zu *ur* umgebildet wird.

Von hohem interesse ist der schlesische consonantismus deshalb, weil er (wie auch der moselfrk. und ripuar.) von der grofsen consonantenumwälzung, die das nordobd. und centralmd. betroffen hat, verschont blieb (ein charakteristisches merkmal, das vU. nicht genügend hervorhebt) und rückschlüsse auf die ehmaligen verhältnisse in den östlicheren mdaa. zu machen erlaubt. mhd. *s, v* haben den stimmton in sonorer umgebung bewahrt, fortes und lenes werden im hauptgebiet noch genau geschieden. in bezug auf die verschiebung des *d* nach cons. steht das schlesische insofern auf nordmd. stufe, als nur nach *r* die fortis erscheint *(gōrtn)*, dagegen *d* nach *l, n* (natürlich nicht in 'winter, munter'). die bemerkung s. 49 § 67 'altes (westgerm.) *d* ist im inlaut nach *r* geschwunden' gilt nicht einmal für die angeführten drei wörter ('werden (!), ordentlich, pferd', vgl. ahd. *pfarifrid*). bemerkenswert ist, dass die nachträgliche verschiebung von *d* > *t* im anlaut fast ganz mit dem obd. übereinstimmt. besonders hinweisen möcht ich auch auf die verteilung von *rž* und *rš* für *rs*, die ganz mit der Anz. XXXII 133 gemachten beobachtung übereinstimmt, vor allem da vU. ihr keine aufmerksamkeit schenkt. es steht in den mdaa., die *rš* und *rž* scheiden, nicht nur *ōrš* neben *ōrže*, auch *kiršə* kirsche, *pǫršə* bursche neben *hīržə, mēržl* ua. wenn daneben *faršə* ferse, *kiršnă* auftritt (vgl. Michel, Mda. von Seifhennersdorf § 134, 135 u. § 23), so beruht

Digitized by Google

das darauf, dass in diesen wörtern *s* infolge synkope vor consonanten zu stehn kommen konnte: *fersana* > *fersne* (daher bair.-österr. auch *ferštn* wie *kerštn* neben *feržn*, *fēzn*), *kürsenære* > *kürsnære* und weiterhin so behandelt wurde wie *sn* im anlaut, d. h. stimmlos ward. daher schriftdeutsch *kürschner*, dessen erklärung ich aao. schuldig blieb.

An den urspr. verhältnissen hat das schlesische auch insofern festgehalten als es wenigstens zum teil die alten geminaten noch bewahrt hat. wie vU. dazu kommt, die möglichkeit der erhaltung alter doppelconsonanz abzulehnen (§ 105), ist mir in anbetracht des sonstigen conservativen verhaltens des schlesischen gerade in bezug auf den consonantismus unverständlich. nur darin stimmt es zum teil mit dem östl. md., einschliefslich des rhfrk. und östl. obd. überein, als es auch den wandel von inl. *b*, *g* zu reibelauten mitgemacht hat. es muss aber nachdrücklich betont werden, dass diese spirantische aussprache nichts ursprüngliches ist (vU. spricht § 78 von alter spirans), dass im gesamten ostmd. (ostfrk.-thüring.) und rhfrk. in ahd. periode verschlusslaut gesprochen wurde; wie wären sonst die auslautenden *p*, *k*, die verschlusslaute vor stimmlosen consonanten bei alter synkope (vgl. *gibt* gegen mfrk. *gift*) zu erklären? damit soll aber nicht gesagt sein, dass die im schlesischen zum teil vorkommenden intersonoren *b*, *g* gerade die ahd. verschlusslaute repräsentieren, es kann sehr wol neue rückbildung aus der zwischenstufe *w*, *χ* vorliegen. eine weitere neuerung des schlesischen ist der teilweise erfolgte übergang von mhd. spirant. fortes nach erhaltener länge oder diphthong zu lenes, für die weiterhin sogar stimmhafte laute eintraten. dagegen hat es, wie bei einer nicht 'erweichenden' und nicht apokopierenden mda. zu erwarten ist, die mhd. auslautregel fast in vollem umfange bewahrt (vgl. auch fälle wie *šl̥imp* — inlaut *šl̥imə*), und zwar herscht noch ganz der alte zustand: es wechselt nicht nur *rōt* mit *rōdə* sondern auch mit: *a rōd is* ein rad ist . . . auf analogie beruht es natürlich, wenn diese regel zum teil auch auf urspr. fortes übertragen wird: *tōp* topf: *tōb aus* (§ 62).

Die erscheinung der 'apokope im satzinlaut' d. i. im hiatus (vgl. § 62, anm. 1 *štrimp aus* für *štrimpe aus*) hätte wol eine besondere hervorhebung verdient. die tatsache, dass die mdaa. mit erhaltenem endvocal (auch die südobd.) vor vocalischem anlaut apokopieren, ist wichtig für die beurteilung der hiatuselision im mhd.

Im übrigen vermiss ich noch folgendes: eine darstellung der umlautsverhältnisse: 1) verbreitung des *ē* - *ė* und *ė* - *ə* uml. (vor *st* + *er* scheint das gemeinschles. den *ē* - *ė* uml aufser *gestern* nicht zu kennen, also *šwastər*, doch um Mährisch-Trübau hier *ė* nicht *ę*! man beachte ferner das teilweise auftreten von offenem *e*-umlaut in *kasl* kessel, *kafχ* käfig, *kvrzə* kerze.

Digitized by Google

mda. von Sebnitz, auch Schockau. (*masv* messer dagegen weist wie die alem. und auch die bair.-österr. mdaa. welche *ë* und *ë* scheiden auf urspr. *ë*). 2) verteilung des *ou* - *öu* uml. (vgl. das eigenartige verhalten der mdaa. in der Sebnitzer gegend, wo das land uml. hat in *kaufen, raufen, taufen, erlauben, träumen,* während ihn die stadt nicht kennt. Meiche § 91). 3) verteilung des *u* - *ü* uml.

Zu berichtigen bezw. ergänzen wäre folgendes: § 9, 2: das nebeneinander von *ę* — *a* vor *r* + cons. beruht darauf, dass namentlich vor *rn, rd* frühzeitig dehnung eintrat, uzw. früher als in offner silbe (vgl. dazu Zs. f. d. mdaa. 1909 s. 5). — § 16: *u* gilt in den betr. wörtern auch sonst im nordmd.; fast die gleichen fälle kehren zb. im moselfrk. wider. — § 79: weder *quark* noch *kalk* sind fürs altschlesische mit *k* anzusetzen. *quark* beruht auf slaw. *tvarog*, *kalk* erscheint auch sonst im ostmd. mit verschobenem *k*. *sarg* ist entweder lehnwort aus der schriftsp., es kann aber auch analogische umbildung nach *bark: barjes* vorliegen. — § 103: vor *ht* scheint die verkürzung nicht allgemein zu sein, vgl. österr.-schles. *brōxtə*, Seifhennersdorf *cəvlaχtn* (Michel § 25).

Zum schlusse sei noch ein wunsch ausgesprochen: wir wären vU. sehr zu danke verpflichtet, wenn er seine arbeit ergänzte: einerseits durch eine sprachkarte des schles. dialektgebiets — die beiden beigefügten kärtchen sind doch gar zu unzureichend, anderseits durch eine darstellung der geschichtlichen entwicklung der mda., wobei vor allem die slaw. ortsnamen eine reiche ausbeute versprechen. dabei müsten allerdings auch die verhältnisse in den südlichen und östlichen sprachinseln (Galizien!) [1] eingehend berücksichtigt werden, sowie auch das sprachlich sehr interessante judendeutsch, das trotz seiner vielfachen schattierung wie das schlesische eine einheitliche grundlage voraussetzt und das im consonantismus dem schlesischen sehr nahe kommt (doch vgl. das altertümliche *š* für *ss*), dagegen im vocalismus sich freilich stärker davon unterscheidet (gedehntes *i, ü* und *ê, oe*; *â* und *o*; *ô* und *u* sind nicht zusammengefallen). nach diesen vorarbeiten wird es auch möglich sein, die näheren zusammenhänge des schles. mit den übrigen ostmd. mdaa. festzustellen, eine für die sprach- und siedlungsgeschichte höchst wichtige aufgabe. eine beträchtliche anzahl von entwicklungstendenzen hat ihre parallele in den andern md. mdaa. sowie im nordbair. am auffallendsten ist wol die doppelte vertretung des uml. von mhd. *â* durch *ā* und *ę̄* (*kāzə* käse: *tsēə* zähe) § 24, 25, die fast genau in derselben verteilung in Unterfranken, im östl. Thüringen und

[1] ich weise bei dieser gelegenheit hin auf die wol wenig bekannte schrift von LMłynek 'Narzecze wilamowickie (Wilhelmsauer dialekt)', Tarnow 1907, die eine reihe von Wilhelmsauer sprachproben bietet, allerdings in einer sehr primitiven phonet. transscription (poln. ó für d. u!)

Digitized by Google

zum teil auch in Sachsen begegnet; vgl. etwa Schmidt, Zs. f. hd. mda. 6, 332 ($\bar{a} : \bar{e}ə$; die $\bar{o}ə$ des bonnländischen sind natürlich als junge analogiebildung von der vergleichung auszuschalten), Lang, Zschorlauer mda. s. 13 ua. im östl. Thüringen entspricht dem $\bar{a} : \bar{e}$ meist $\bar{e}$ ($\bar{a}$) : $\bar{e}$. dass eine eingehndere kenntnis der entwicklungsgeschichte des ostmd. die lösung des problems von der entstehung der nhd. schriftsprache fördern wird, steht aufser frage.

Freiburg i. Ue., d. 30. vi. 1909. **P. Lessiak.**

Wort und Brauch, 4 heft. Die nationalhymnen der europäischen völker von prof. dr **Emil Bohn.** Breslau, M. & H. Marcus 1908. 75 ss. — 2,40 m.

Der um die musikpflege in Breslau und um die musikbibliographie hochverdiente verfasser[1] gibt hier einen für den druck weiter ausgestalteten vortrag wider, den er im 112. historischen concert des von ihm begründeten gesangvereins gehalten hat. in diesen berühmten historischen concerten hat Bohn äufserst glücklich seine eigenschaften als musikforscher und praktischer musiker zu einem ziele zu verwenden gewust. gehn in unserm falle auch die einzelnen beispiele nicht zu weit in die vergangenheit zurück, so ist doch die zusammenstellung in anderer weise anziehend. denn abgesehen von der allen diesen gesängen gemeinsamen eigenschaft politischer richtung spielt bei ihnen auch das volkstümliche wesen eine mehr oder minder große rolle, und die erforschung volkstümlicher einrichtungen in kunst und leben ist ja heute stark in den vordergrund getreten. von dieser seite ist denn auch der anstofs zur veröffentlichung ausgegangen. dabei konnte natürlich im rahmen eines vortrages, der zunächst die vorführung der wichtigsten europäischen volkshymnen bezweckte und nur über entstehung von wort und weise das nötigste hinzufügte, eine untersuchung über den grad der volkstümlichkeit der einzelnen weisen, über die technischen vorbedingungen hierzu, über das verhältnis der ursprünglichen und der zersungenen fassungen usf. nicht platz finden. auch in dieser anzeige kann nur auf einiges leicht hingewiesen werden. in einem puncte müssen nationalhymnen mit volksliedern übereinstimmen: sie müssen, wenn schon nicht einstimmig erfunden, doch bei einstimmiger widergabe (ohne simultanharmonische beigabe 'begleitung' wie man sagt) durchaus verständlich sein. dagegen zeigt sich bei vielen dieser gesänge die eigentümlichkeit, dass die dichtungen, wenn man diesen ausdruck überhaupt gebrauchen darf, weder volkstümlich sind noch künstlerischen wert besitzen, und dass die tragfähigkeit ihrer melodie allein den ausschlag

[1] er ist inzwischen — am 5 juli 1909 — verschieden.

Digitized by Google

gibt. dadurch unterscheiden sie sich natürlich von echten volksgesängen, die auch aus der volksseele heraus gedichtet sind. in einer folgeerscheinung berühren sie sich allerdings wieder: auf eine beliebte weise werden neue texte angewendet. Careys 'God save the King' mit den vielen deutschen umdichtungen ist der nächstliegende fall. andere fälle erinnern an eine erscheinung in der geschichte des kunstliedes vom 17 zum 18 jahrhundert. wie man damals etwa beliebten sarabandenmelodien texte untergelegt hat, so werden hier beliebte spielweisen, insbesondere märsche, zu nationalweisen erklärt, denen dann irgendein vaterländischer text zugesellt wird. manchmal ist es zu dieser nachträglichen textunterlegung gar nicht gekommen, und wir haben dann gewissermafsen ein nationallied ohne worte (zb. die 'Marcha reale' in Spanien).

Endlich möcht ich noch erwähnen, dass wir bei diesen gesängen aufser der auch hier würksamen volksmäfsigen abschleifung von wort und weise (man vergleiche die hier gegebene alte lesart des 'God save the King' mit der heute gebräuchlichen weise) noch eine zweite kennen lernen, die amtliche änderung und feststellung einer bestimmten lesart. ein beispiel bietet die österreichische volkshymne, bei der vor einigen jahren durch weisung an alle militärcapellen und schulen die fassung derart festgestellt wurde, dass der lange vorschlag im viertletzten tacte gänzlich zu entfallen habe, während er im nächsten tact beibehalten ist.

Bohn bietet 35 melodieen, von denen aber drei (aus Serbien und Montenegro) nur mit den anfangstacten angegeben sind. zweifach vertreten sind England, die drei nordischen staaten, Niederlande, Preufsen, Frankreich, Ungarn; Polen sogar dreifach. unter Böhmen ist hier nicht die von Deutschen und Tschechen bewohnte österreichische provinz zu verstehen, sondern die tschechische nation, bei der aber das von Bohn gebrachte sanfte Skroupsche lied gegenwärtig zugunsten schärferer gesänge allslawischer richtung zurückgetreten ist.

Die älteste unter diesen weisen ist das holländische 'Wilhelmus von Nassawe'. hier ist der verfasser einen schritt weitergegangen und bringt drei fassungen des liedes, übersichtlich untereinander gestellt. darunter ist die bekannte lesart aus Valerius 'Gedenck-clanck' weitaus die beste. man möge es nicht als kleinliche verfassereitelkeit ansehen, wenn ich hier das bedauern ausspreche, dass sich Bohn der landläufigen tacteinteilung bedient, deren falsche rhythmisierung ich in meiner untersuchung über 'Die deutsche liedweise' (Wien 1904) s. 62—65 glaube nachgewiesen zu haben. es muss für moderne niederschrift mit tactstrichen nach dem ersten $^4/_4$ tact ein $^2/_4$ tact und dann erst der zweite $^4/_4$ tact kommen. so im stollen, ähnlich am schluss des abgesanges.

Digitized by Google

Der verfasser beschränkte sich auf die hymnen der europäischen staaten und völker. vielleicht wäre zugunsten der drei repräsentativgesänge der amerikanischen Unionstaaten eine ausnahme willkommen gewesen, umsomehr als zwei von ihnen ('Yankee doodle' und 'Star spangled banner') englischen ursprungs sind und die dritte ('Hail Columbia') wahrscheinlich einen Deutschen zum componisten hat. eine studie über dieses lied hat Sonneck in den sammelbänden der Internationalen musikgesellschaft (III 139) veröffentlicht[1]. es ist merkwürdig und ein beleg mehr für die fast naturgeschichtliche erscheinung, dass gewisse ideen in der luft liegen und zugleich an verschiedenen orten gestalt gewinnen, wenn wir sehen, wie um das jahr 1901 plötzlich den volkshymnen eine besondere aufmerksamkeit gewidmet wird. nachdem Abert in der Zeitschrift der Intern. musikgesellschaft schon im november 1900 darüber eine studie veröffentlicht hatte, die eine sammlung der hymnen in aussicht stellte, erschienen im folgenden jahre aufser jener studie von Sonneck nicht weniger als vier sammlungen von nationalgesängen; je eine in englischer (Brown und Moffat), französischer (Rousseau und Montorgueil), tschechischer sprache (Schimatschek) und eine allerdings auf die staaten des Deutschen reiches beschränkte deutsche (Böhm).

Die reihenfolge der hymnen und ihres erklärenden textes, wobei aus technischen gründen die melodieen in einer gesonderten notenbeilage erscheinen, ist nach sprachengruppen geordnet (Germanen, Romanen, Griechen, Osmanen, Madjaren, Slawen, Livländer und Finnen). ein alphabetisches verzeichnis erleichtert das aufsuchen. den melodieen ist je die erste textstrophe in der betreffenden sprache untergelegt, was nur gebilligt werden kann. die übersetzung dieser und jeweilen auch einer weiteren strophe ist im erklärenden text gegeben. ihre beigabe zur melodie unterhalb des originaltextes wäre etwa ein wunsch für eine zweite auflage.

Prag im märz 1909. **Heinrich Rietsch.**

Brennu-Njálssaga, herausgegeben von **Finnur Jónsson.** [Altnordische sagabibliothek XIII] Halle a. S., Niemeyer, 1908. XLVI u. 452 ss. — 12 m.

Eine neue Njálaausgabe ist ein frohes ereignis; die editionen des Oldskrift-selskab leiden an äufseren und inneren mängeln, die einen neuen text längst wünschenswert machten. man darf sagen, dass die hoffnungen, die man an die ankündigung von Finnur Jónssons neuer Njála knüpfen muste, durch die vorliegende ausgabe erfüllt werden. die strophen erfahren die be-

[1] ein mittlerweile erschienenes buch desselben verfassers über diese drei lieder und ein viertes ('America') [Washington 1909] habe ich noch nicht einsehen können.

Digitized by Google

handlung die schon Guðbrandur Vigfusson als richtig erkannte, und die dann namentlich Lehmann-Schnorr und Finnur selbst des näheren begründet haben. das ist der am meisten in die augen springende fortschritt. zu den abweichungen im einzelnen bemerk ich nur folgendes wenige. s. 87, 13.14 ist *eptir Brynjólfi rósta* beibehalten. aber der *Ǫlvir rósta* der Ftb. (II 436 uö.) zeigt, dass hier mit GJ *róstu* zu lesen ist. auch kann man mit der wortstellung näher bei den hss. bleiben: *eptir Br. frænda sínum, róstu.* — 126,11 vermisst man den satz *hann spurði at þingfesti ok at heimilisfangi* (vgl. Aarbøger 1904, 122f. und zu 161,11). — 144,8 ist dagegen wol *at benjum* zu streichen; die *benjar* dürften von fällen wie 124,24 übertragen sein, aber nicht, wie Lehmann-Schnorr wollten, durch den verf., sondern durch einen gedankenlosen schreiber; diese aus inneren gründen sich am meisten empfehlende auffassung wird durch das fehlen der beiden worte in der wichtigen hs. G unterstützt. — 155, 23. 24 ist die interpunction vor und hinter *Móeiðarhváll* aus der älteren ausg. übernommen. die damit gegebene interpretation verträgt sich jedoch schwerlich mit 151,1. 152, 2—4. Njál führt an, Gunnar habe für den Móeiðarhváll, auf den sein bruder berechtigten anspruch erhoben hat, andere werte als *sonarbœtr* geboten. was jenen anspruch des Kolskegg betrifft, so versteht man ihn und den ganzen zusammenhang, glaub ich, erst recht bei der annahme, dass Gunnar und Kolskegg verschiedene mütter hatten, wozu auch stimmt, dass die Landnáma letzteren nicht kennt. Kolsk. hatte von seiner mutter den Móeiðarhváll geerbt. da aber die brüder zusammen wirtschafteten (vgl. zb. 93,18. 115,8. 132,18), so konnte das sondereigentum des jüngeren wol einmal in vergessenheit geraten.

Störend würken gewisse ungleichmäfsigkeiten der orthographie. man liest *hefnð* 96,20. 292,6. 398,5, *siglðu* 199,4, 405,15, *fíflði* 199,16, *hvílði* 303,17. 319,15, *hœlðiz* 311,25; aber *hefnda* 299,18, *mannhefndir* 310,26, *stefndi(u)* 295,18. 307,22, *signdu* 301,34, *efldi* 235,6. 237,3, *sigldi* 177,8. 181,5 und sogar *skildu* 152,14 uö. ein teil dieser formen ist in einem text des 13 jh.s nicht zu rechtfertigen; wir müssen schreiben *skilðu*, aber *hvíldi*, s. Celander Arkiv 22,24 (über *hefnð, siglði* ebd. 28. 33). — die interpunction ist öfters etwas sorglos behandelt. teils fehlen die anführungszeichen (79,9. 80,19. 103,29. 30. 304,25. 315,8. 337,14. 347,3. 355,13. 368,5), teils sind sie fälschlich und den anfänger irreführend gesetzt (66,1. 315,2. 317,9. 328,4). ähnlich steht es mit fragezeichen und komma. (an sonstigen druck- und schreibfehlern hab ich notiert: 132,21 l. *eigi*. zu 175,5. 6 l. seine mutter. zu 115,14 l. *Hrafnkell*. 269,30 l. *ǫllum*. 340,8 l. *við*. 359,14 l. *sóknarǫǫgn*. zu 386,24 l. ist statt,. 401 note r. zeile 5 l. tochter. 421,5 l. *létti*.) während die texte der sagabibliothek und so auch der unsrige im allgem. mit absätzen

Digitized by Google

sehr freigebig sind, begegnet es hier sehr oft, dass ein wichtiger sinnesabschnitt sich nicht anders im drucke ausprägt als durch die fette ziffer.

Auch die anmerkungen machen hie und da den eindruck, als hätten sie die allerletzte redaction entbehren müssen. wenn der ausdruck *reyndr*, der schon 70,17 vorkommt, erst bei 71,17 erklärt wird, so ist das nur ein beispiel für mehrere, um nicht zu sagen viele, derselben art. unpraktisch find ich noten wie diese: '*Lundi*, ein haupthof des tales, das infolgedessen auch *Lundarreykjardalr* heifst' (23,9); '*Bjarnarfirði*, dieser fjord . . .' (26,21); '*Bergþórshváli*, dieser berühmte hof . . .' (48,5); '*Rimmugýgi*, hier zum ersten male mit namen genannt . . .' (212,5). der buchstäbliche anschluss an den wortlaut im texte mutet dem leser zu wenig zu, die verschweigung der grundform aber vielleicht manchmal zu viel! ein nachdenklicher mag auch wol fragen, wie denn jener hof im mittelalter eigentlich hiefs, ob *Lundr*, wie das register zur Landnámabók angibt (heute *Lundur*), oder vielleicht *at Lundi*? in der zweiten hälfte des buches ändert sich übrigens das verfahren. da wird auf *í Vellandkǫtlu, frá Gjábakka* bezug genommen mit '*Vellandkatla*', '*Gjábakki*' (244,15, vgl. 293,1. 332,12).

Die übersetzungen erfreuen häufig durch äufserst präcise fassung des phrasensinnes. doch wäre eine erklärung an einigen stellen förderlicher als die beste übersetzung. bei einem begriff wie *hǫttr gerzkr* (70,11) ist letztere allein überflüssig. allzu frei widergegeben ist 209,26 *margir kjósa eigi orð á sik* ('man kann sich die scheltreden nicht immer aussuchen'). wenn Hródný, Niáls frühere *frilla*, an das bett des ehepaares tritt mit den worten *statt 'þú upp ór binginum frá elju minni . . .'* (227,4), so ist das für den commentar ein 'ungewöhnlicher gebrauch des wortes, das sonst nebenweib, kebse bezeichnet; es war also eher Hródný selbst, die eine *elja* Bergþóras war'. das wort bezeichnet hier nichts anderes als sonst, das besondere ist nur die pointe die die sprecherin in ihre aufforderung legt. derselbe einwand richtet sich gegen 138, 23, wo die formulierung 'uneigentlicher gebrauch' die sache wenig trifft. 252,10 handelt es sich um keinen widerspruch im texte, sondern einfach um eine lüge. 274,29: das mit dem 'unhistorischen' ist gewis richtig, aber es hätte dabei auch hervorgehoben werden müssen, dass die scharfe antwort psychologisch sehr wol begründet ist; unheilsweissagung grenzte an beleidigung, vgl. in der Njála selbst Þórir 138,25. Bróðir 408,3; Asgrím kennt Skarpheðins stimmung (277, 3—4. 279,12). denselben übel angebrachten rationalismus — wenn ich so sagen darf — find ich in der erklärung von *sær kolblár* 29,13. der ausdruck, der auch 66,22 vorkommt, ist m. e. übertragen aus *haf kolblátt* (vgl. eddisch *bláar unnir*) und bezeichnet einfach das tiefe meer oder den dicken wasserstrom. — spar-

Digitized by Google

sam ist der commentar in syntaktischen erläuterungen, auch da, wo sie vielleicht manchem nützen könnten. so passieren die nicht ganz seltenen anakoluthe des autors öfters ohne note (50,8—10. 69,26); 38,2 ist eine durchsichtige contamination, wie es scheint, nicht klar erkannt. dass *ek vil yðr beitt hafa* (328,1) nicht 'eine art fut. ex.' ist, zeigen schon die parallelstellen 358,27. 386,18. besser als das schlagwort 'attraction' wäre bei *taka fari* (vgl. *fá fari*), es unerklärt zu lassen (388,9). — eine erläuterung der namensform *Skamkell* (=*Ketill inn skammi*, Gíslason Nj. II 261) wäre nicht überflüssig gewesen (106,2). zu dem *skarband* 70,11 hätte auch auf 336,12, auf Kormáks Sigurðardrápa und das Ingeldslied verwiesen werden können; bei 134,4. 5 auf Storm Arkiv 9,213; bei 220,8 auf adän. *mæth od oc mæth æg*; bei *hákr* 276,14 auf *orðhákr*; bei *sannast ok réttast ok helzt at lǫgum* 349,22 auf den formelhaften charakter dieser kette (Heusler Zwei Isl.-geschichten XLII); bei 37,5 auf Heinzel Beschreibung 288f. (vgl. auch Bárðar s. 17: *hann var í grám kufli ok svarðreip um sik*). *fira* 145,3 würd ich auf das ausgraben der leichen beziehen; das *stefna til úhelgi* wurde ja sonst anders gemacht (Austfird. sög. 156f.). — dass Kol von Gunnar 'geschlagen' worden sei (146,5. 6 uö., schon in der abhandlung von 1904), beruht auf verwechslung. — der satz 90,1 bezieht sich auf Njáls äufserung 87,9—11. — *góðr af hestinum* 132,26 kann m. e. nur heifsen 'freigebig mit dem hengst', und dies allein passt in den zusammenhang. — *Ǫrgumleiði* 188,10 kann mit *fǫgrumkinni* offenbar nicht verglichen werden, es ist = *ǫrgum leiðr*, 'den bösen verhasst oder feindlich', also ein ironischer heldenname wie *Geirólfr gerpir*. — *grán* 207,23 dürfte eine beziehung zu *grályndr* usw. haben, nicht einfach auf die 'natürliche' hautfarbe gehn. — *strandar val* in der strophe der Steinun 240f. wird doch wol wörtlicher zu nehmen sein, jedesfalls ist *val* gesagt in beziehung auf das verbum *ráku*, also halbkenning wie die von Guðbrandur Vigf. Bárð. 144 aufgeführten. — *ofarliga kleyja* 359,21 zielt klärlich auf das kopfkratzen des sorgenvollen. — die *skjáldborg* des Brján stellte der sagaschreiber sich etwa so vor, wie der Eddasammler und schon der dichter der Helreið sich den schildzaun der walkyrje dachten (vgl. 410,4. 411,20—21), und insofern hat FJ. Aarbøger 1904, 163 und note zu 409,20 recht. dass diese vorstellung aber auf einem epigonenhaften misverständnis beruht, zeigen unzweideutige stellen wie Egilss. (Kopenh. ausg.) 64f., Hkr. 2,459. die echte schildburg bestand aus schildtragenden kriegern, so noch bei Stiklastaðir und später. von hier aus fällt erst das rechte licht auf das verhältnis der saga zu der irischen überlieferung. — *Þangbrandr* (231,15) 'entspricht' nicht *Danchrant*, sondern ist an aisl. *þang* (*þǫngull*) angelehnt (*ng* bezeugt durch reim bei Steinun 241,7). — die erklärung von

Digitized by Google

vendrœði 340,30 ist ein lapsus: den e-ablaut zu *vandr* repräsentiert vielmehr *vindr*. das *e* erklärt sich durch einen ähnlichen vorgang wie das *a* von *nakkvat*; wie dieses neben *nekkvat* zu *nekkverr* gebildet wurde, so — umgekehrt — *vendrœdi* neben *vandrœði* zu *vandráðr, vandráðinn*.

Zu dem münzkundlichen 'nachtrag' s. 422 sei bemerkt, dass neuerdings Valtýr Guðmundsson in der festschrift für Wimmer (= Tidsskr. f. fil. III r., 17) eine ganz andere — m. e. die einzig richtige auffassung geltend gemacht hat. aus der *mǫrk vaðmáls* darf man nicht ohne weiteres auf die 'elle silbers' schliefsen. diese bleibt unbegreiflich, während die silbergewichtsangabe beim *vaðmál* darauf beruhen wird, dass vor der wikingzeit 6 ellen *vaðmál* wirklich 1 *eyri silfrs* galten; der *lǫgeyrir* ist ein vorgeschichtlicher münzfufs. Valtýs darlegung von der unzuverlässigkeit der Grágásstelle verträgt übrigens noch eine ergänzung. die tendenz der stelle ist nämlich deutlich die eines laudator temporis acti. von den verhältnissen der eigenen zeit ausgehend, construiert der verf. zaghaft ein ideales altertum, das in wichtigen beziehungen noch weit hinter der historischen würklichkeit zurückbleibt. der satz *ok var þá alt eitt, talit ok vegit* besagt nicht 'man wog die münze damals nur', sondern 'die gezählte münze hatte immer das volle gewicht'.

Die einleitung bringt ua. eine chronologische übersicht über die in der saga erzählten ereignisse. diese an sich dankenswerte tabelle beruht auf der voraussetzung, dass die saga in ihren factischen angaben wesentlich historisch sei, eine annahme, die z. t. starken bedenken unterligt. FJ. hält selbst den quellenwert der Gunnargeschichte für gering, und doch setzt er für Hrúts weissagung, seine reise nach Norwegen, Unns beide thingreisen udgl. bestimmte jahreszahlen an. dass diesen zahlen aller wahrscheinlichkeit nach jegliche realität abgeht, darüber muss sich der benutzer des buches klar sein. dies hängt zusammen mit der frage nach der entstehung der saga, nach dem verhältnis des verfassers zu seinen quellen. der herausgeber hat seine anschauungen hierüber etwas geändert — die Gunnargeschichte ist ihm jetzt 'ein fabricat von verhältnismäfsig jungem datum, zusammengestellt auf grund alter und verblichener erinnerungen und verderbter traditionen' —, aber er steht doch methodisch noch auf dem früheren standpunct: er hält es für ausgemacht, dass der überlieferte text durch flicken und interpolieren aus einem alten kern, der eigentlichen Njálssaga, entstanden sei, und erklärt infolgedessen eine charakteristik des vf.s für unmöglich. die beobachtungen auf die sich diese auffassung beruft, sind gewiss nicht alle belanglos: im gegenteil, es bieten sich der textkritik sogar noch mehr handhaben als FJ. angreift. aber teils aus diesem grunde, teils weil aus richtigen prämissen anfechtbare schlüsse gezogen werden, kann ich die

Digitized by Google

construction des herausgebers nicht gelten lassen. eine würkliche auseinandersetzung mit ihr erfordert einen eigenen aufsatz. hier darf ich mich mit einigen tatsachen begnügen, aus denen hervorgehn dürfte, dass wir es mit einem würklichen verfasser der Njála so wie sie ist zu tun haben.

1) Der Kristniþátt, der an unrichtiger chronologischer stelle steht, spielt gleichwol die rolle, dass er das isländische leben plötzlich mit bis dahin ganz unbekannten christlichen glaubens- und cultuselementen durchsetzt: Ámundi 248 (hierauf hat schon Bååth hingewiesen), Valgarð 250, Hǫskuld 255, Hildigunn 265, *fyrir guðs sakir*, *kirkjugarðr* 285. *tíðir* 294 usw. — mindestens 24 erwähnungen, der schlussversöhnung zu geschweigen. 2) das juristische in Þorgeirs erwägungen 246 erinnert an Njáls äufserung 155, 21. 3) ebenso das religionsgespräch zwischen Þangbrand und Steinun 240f. an das rechtsgespräch zwischen Njál und Mǫrð 147f. und den dialog Njál-Skapti 220f. 4) die saga hat die auffallende neigung, die directe rede durch ein inquit an stellen zu unterbrechen, an denen keinerlei natürliche pause ligt. so zb. 146, 4. 150, 11. 153, 29. 171, 1. 175, 16. 183, 22. 387, 19, und ebenso 239, 3, im Kristniþátt. 5) ebenso wie das charakteristische gespräch zwischen Njál und seinen aufbrechenden söhnen zweimal vorkommt (101. 210), so auch eine äufserung Njáls über seine söhne: mit 97, 15—18 vgl. 230, 6—8, eine stelle, die der Lýting-episode angehört. 6) Hǫskuld Njálsson wird auf einsamem ritt überfallen. an diese möglichkeit denkt sein bruder schon 102, 4. 7) einer der auffallendsten und eigenartigsten züge der saga ist ihr interesse für recht, rechtsformen und rechtsformeln. in letzteren schwelgt sie geradezu. je mehrfach begegnen *lýsi ek lǫglýsing*, *kveð ek yðr lǫgkvǫð*, *bauð hann lǫgboði*, einmal *stefni ek lǫgstefnu*. nach diesem somit ganz geläufigen typus bildet Skarphedin seinen scherz *eggjar móðir vár oss nú lǫgeggjan* (228, 4). das ist beim aufbruch zur rache an Lýting. solche anspielungen liebt der vf. auch sonst, vgl. *at eigi skapi Hallgerðr þér aldr* 87, 2 (vgl. *þessar meyjar skapa mǫnnum aldr*, SnE, von den nornen). 8) in der Njála wie in andern sǫgur spielt die steigerung eine grofse rolle, wie im einzelnen, so im aufbau des ganzen. wie schon Heinzel Beschreibung 284 bemerkt hat, stilisiert sie den verlauf der feindschaft zwischen Bergþóra und Hallgerð; die auslandreisen der Isländer werden immer länger, ereignis- und personenreicher, sie steigen zu kleinen und grofsen staatsactionen empor; ebenso bewegen sich die widerkehrenden processschilderungen von der skizze zum ausgeführten colossalgemälde. 9 u. 10) die saga ist reich an menschlichen werturteilen, deren ethos überall dasselbe bleibt, aber keineswegs überall mit dem ethos des stoffes übereinstimmt. ihre lieblingshelden sind nicht blofs ehrlich und gerecht; ein hervorstechender zug bei Hrút ist grofsmut, bei Gunnar und Njál

Digitized by Google

friedfertigkeit, bei ersterem aufserdem wolwollen und zartgefühl, Kári würde ohne das gebot der blutrache vor der christlichen moral glänzend dastehn, Høskuld Hvítanessgoði vollends ist die bescheidenheit und sanftmut selbst und stirbt einen märtyrertod. ein ähnlicher märtyrer ist Brján, und das lob das ihm gespendet wird, erinnert auch an Høskuld. Kormlǫð dagegen ist eine schwester der Hallgerð. ihre charakteristik 402,1—3 passt auch auf diese, und die sehr eigenartige wendung mit *sjálfrátt* kennen wir aus 19, 11, wie *sjálfráðr* überhaupt ein lieblingsausdruck der Njála ist (s. Fritzner III 262). wer freilich für die oft handgreiflich stilisierende charakteristik in den sagas ausschliefslich die historische würklichkeit verantwortlich macht, wird diese beobachtung leicht abtun wollen. wie schlecht begründet aber jene ansicht ist, sieht man — um nur ein beispiel zu nennen — an Kári, dessen wesen zum guten teil nur das negativ, das vornehme widerspiel, zu dem seines genossen Bjǫrn ist.

Würkliche interpolationen finde ich keine einzige. die unleugbaren schlechten nähte und verschiedenheiten zwischen den teilen der composition können zt. auf der verarbeitung fertiger schriftlicher quellen durch den autor beruhen (vgl. Heusler DLz. 1909, 735), teils werden sie schon zwischen den einzelnen stücken der tradition vorhanden gewesen sein. diese verhältnisse im einzelnen zu untersuchen — wozu uns, wie ich meine, nicht alle mittel fehlen — ist hier nicht der ort. — warum kann nicht ein meisterwerk wie die Njála noch am ausgange des 13 jh.s geschaffen worden sein? zu diesem zeitpunct passt auch die 'mislungene nachbildung einer legende', die der hgb. in der erzählung von Ámundis rache findet. eine sehr ähnliche religiöse verklärung erfährt die rachepflicht in der Hávarðarsaga (c. XI).

Breslau, april 1909. **Gustav Neckel.**

(Nachtrag vom december 1909.) Die redaction gestattet mir, hier stellung zu nehmen zu einem kritischen angriff, den ich soeben durch Finnur Jónsson erfahre (Zs. f. d. ph. 41, 381—88). FJ. versteht so wenig die fragestellung und betrachtungsweise meiner Beiträge zur Eddaforschung, dass er dem vf. meinungen beilegt, die dieser nirgends ausgesprochen hat, mit entrüsteten ausrufen und unklaren allgemeinheiten zu felde zieht und selbst da, wo seine ausstellungen im kern berechtigt sind, durch wolfeiles wirtschaften mit losgerissenen einzelheiten sich selbst ins unrecht setzt. allerdings konnte ich von diesem beurteiler am wenigsten erwarten, dass er versuchen würde etwas aus meinem buche zu lernen. hat doch FJ. schon seit jahr und tag aus den arbeiten seiner fachgenossen so gut wie nichts gelernt; und überdies wandle ich auf wegen, die seinen geleisen nur selten parallel gehn. am meisten verdrossen hat ihn, so scheint es, meine these

Digitized by Google

über das Ynglingatal. obgleich ich nicht der erste ketzer bin, versteht FJ. noch immer nicht, wie man an der überlieferten datierung zweifeln kann. für ihn ist es einerlei, ob man ein werk wie das Yt. der isländischen gelehrsamkeit des 12 jh.s oder ein werk wie die Vǫluspá dem Sæmund zuschreibt! so bleiben ihm manche skrupel erspart. dass ich einen zwingenden beweis für meine ansicht nicht führen könne, hatte ich von vornherein zugegeben. ich bilde mir auch heute nicht ein, das problem des Yt. aus der welt geschafft zu haben. doch auch FJ. kann dies verdienst nicht für sich in anspruch nehmen. die anzeichen mehren sich, dass der bequeme glaube an die zuverlässigkeit der isl. tradition schlimmen zeiten entgegengeht. — das Yt. ist das einzige der von mir behandelten denkmäler, auf das der rec. näher eingeht. er spricht 6 engbedruckte seiten lang über Beiträge zur Eddaforschung mit excursen zur heldensage (und zwar angeblich über die hauptpuncte), ohne bei einem einzigen Eddaliede oder einer einzigen frage der germanischen heldensage zu verweilen. dagegen ergeht er sich etwas ausführlicher über meine interpretation einzelner stellen und auch über die beweiskraft der von mir untersuchten bindungsverhältnisse. was jene betrifft, so finde ich FJ.s abweichende auffassung (die er in die form einer dogmatischen belehrung kleidet) nur in einem teil der fälle annehmbar oder doch erwägenswert. es steht keineswegs so, dass ich nach neuen interpretationen 'geradezu jage'. vielmehr befestigt sich bei mir immer mehr die überzeugung, dass unter den herkömmlichen interpretationen der isl. gelehrten viele nieten sind, manches, was mehr aus einer seichten, papierenen logik fließt, als aus dem lebendigen sprachgefühl (das gegenüber den alten texten eben manchmal versagt), geschweige aus einem hineindenken in den zusammenhang, einem einfühlen in stil und geist des dichters. wie es gerade in dieser letzten hinsicht FJ. an sich fehlen lässt, dafür hab ich oben und Zs. 51, 110f. ein paar belege gegeben; weitere liefert er in seiner rec., und der IV band der Heimskringla verdient es von dem benutzer daraufhin geprüft zu werden. was *sleginn sessmeiðum* und andere stellen betrifft, bei deren beurteilung die sprachgeschichte in betracht kommt, so hat FJ. mich einfach nicht verstanden. 'die einzig richtige auffassung ist die alte'; 'ich halte an meiner erklärung fest' — wenn man solche sätze list, denkt man sie sich als motto über FJ.s gesamter kritischer schriftstellerei. — und nun zu den bindungen! ich muss hier zunächst feststellen, dass der rec. meine äußerungen in wesentlichen puncten falsch widergibt. keineswegs hab ich die 'gefährliche behauptung' aufgestellt, dass jede überschreitung der helminggrenze von vornherein irgend eine 'annahme begründe' (s. bei mir s. 22). ich habe nichts dergleichen 'beweisen' wollen, wie mir s. 384 untergeschoben wird. was mit meiner eben dort erwähnten und verurteilten 'theorie' gemeint

Digitized by Google

ist, bleibt mir dunkel. von dieser gar nicht vorhandenen theorie wird weiter gesagt, sie müsse an der form des Yt. 'scheitern', und zwar nach meinen 'eigenen worten'. diese letzte wendung zielt auf s. 389 meines buches. dort ist nicht nur dem wortlaut nach etwas anderes gesagt, sondern FJ. presst auch den zusammenhang in einer weise die befremden muss, auch wenn man berücksichtigt, dass er augenscheinlich für mein buch wenig zeit übrig gehabt hat. skeptische beobachtungen am Yt. (und an der Ragnarsdrápa) haben sich mir schon aufgedrängt, eh ich auf die bindungen aufmerksam wurde, und eh ich von den arbeiten Bugges und meiner andern vorgänger wuste. ich constatiere dies ausdrücklich, weil mein gegner es so hinstellt, als könne man nur aus gründen die eigentlich aufserhalb der sache liegen, oder um einer verzweifelten 'theorie' willen an der echtheit des Yt. irre werden. — in seinen 'erwägungen, deren berechtigung nicht zweifelhaft sein kann', find ich keinen bessern sinn (sie sind offenbar sehr flüchtig hingeschrieben), als dass FJ. meine beiden grundvoraussetzungen leugnet: die erkennbare würksamkeit einer tradition und eine erkennbare gleichartigkeit im verfahren des einzelnen dichters. wer diese voraussetzungen leugnet, setzt sich in widerspruch zu offenkundigen, zt. trivialen tatsachen. muss ich wirklich an den wgerm. hakenstil erinnern. an die erblichkeit des festen helmings im skald. kviduhátt, an das zusammengehn skald. bindungen mit skald. habitus überhaupt in gewissen Eddatexten, an das widerkehren ganz bestimmter gliederungstypen (vgl. Anz. xxxii 269)? neben dem traditionellen factor kann der individuelle hauptsächlich insofern zur geltung kommen, als er aus einer etwa vorhandenen mannigfaltigkeit von vorbildern eine auswahl trifft. hieraus erklärt es sich, dass dichter von verschiedenem formgefühl gleichzeitig sein können. FJ. hält mir diese selbstverständlichkeit entgegen, als wenn sie mir ganz entgangen wäre. hat er mein buch würklich ganz gelesen? was zweitens den einzelnen dichter betrifft, so kann sich zwar das formgefühl im laufe eines lebens verschieben (wir wissen derartiges, um eine nicht sehr fernliegende parallele zu nennen, von Shakespeare), aber in so kurzen liedern wie den eddischen dürfen wir eine weitgehnde gleichförmigkeit erwarten, soweit sie von einer hand herrühren. überall, wo wir diese gleichförmigkeit finden, da spricht auch sonst alles für einheitlichkeit des textes. wo hingegen die bindungen bunt durcheinander gehn, da pflegen auch andere kriterien ungleichen alters nicht zu fehlen. die fruchtbarkeit dieses gesichtspunctes mein ich an mehr als einem beispiel erwiesen zu haben. — es scheint aber (klar ausgesprochen wird es nicht), als hätte der rec., wenn er von meiner 'theorie' spricht, noch ein drittes im auge: die annahme ags. einflusses. diese annahme ist natürlich FJ. höchst unsympathisch. ob er sie für die Hofudlausn bestreiten kann.

Digitized by Google

weifs ich nicht. im übrigen muss ich hervorheben, dass ich mir das aufkommen des festen helmings auch ohne jene annahme erklären könnte (s. s. 491 meines buches). das letzte wort über diese entwicklungsgeschichtlichen fragen ist noch nicht gesprochen. aber selbst wenn man jenen bindungstypus schon für das 9 jh. ansetzen müste, so fiele, soweit ich sehe, keiner von den schlüssen die ich aus den bindungsverhältnissen gezogen habe, sondern nur jene annahme ags. einflusses. FJ. erregt seinen lesern den unklaren eindruck, als huldige ich einer willkürlichen und ungeheuerlichen methode. in würklichkeit hab ich bei keinem denkmal das alter unmittelbar aus den bindungen ablesen wollen. ich habe mich im gegenteil bemüht, möglichst viele und verschiedenartige kriterien mobil zu machen, um über die entstehung der überlieferten einheiten und ihre litterarhistorische stellung klarer zu werden, als man es bei der lectüre von FJ.s litteraturgeschichte mit ihren kategorischen entscheidungen wird. dass dies verfahren einen fortschritt bedeute, für die textkritik und für die altersfragen, das hoffte ich anerkannt zu sehen. statt dessen schlägt der autor der Lit. hist. blindlings los auf das wichtigste der von mir verwerteten neuen kriterien. seine 'erwägungen' können mich in keiner weise davon überzeugen, dass ich von den bindungen einen principiell unzulässigen gebrauch gemacht hätte. nach wie vor behaupt ich, dass sie nicht blofs für die beschreibung der Eddalieder, sondern für die eddische litteraturgeschichte von bedeutung sind. gewis hätte ein meister die aufgabe sicherer angegriffen und besser gelöst als ich, das empfind ich längst sehr lebhaft; aber FJ.s recension ist nicht dazu angetan, mir die vollkommene leistung, die mir vorschwebt, anschaulicher zu machen. **G. N.**

Floovent-studien. untersuchungen zur altfranzösischen epik. von **Gustav Brockstedt.** Kiel, Robert Cordes, 1907. VIII u. 164 ss. 8°. — 7 m.

Diese Flooventstudien bestehn aus zwei teilen. in beiden zeigt der vf., dass er über hübsche kenntnisse verfügt, dass der umfang seiner lectüre ein erfreulicher ist, dass er die gabe besitzt, seiner darstellung ein lebhaftes gepräge zu verleihen. aber um sein combinationstalent und die handhabung der methode ist es schlimm, sehr schlimm bestellt. allerdings treten diese mängel in dem ersten teil, der als Kieler dissertation gedruckt ist, nicht so sehr hervor. denn hier bewegt der vf. sich in einem engeren kreise. hier gilt es nämlich den grad des zusammenhanges zwischen dem afrz. Floovent und den ital. Fioravante und Buovo festzustellen, und so tragen die resultate dieses ersten teils im grofsen und ganzen einen gesunden charakter. aber der zweite teil, der sich mit den quellen der genannten dichtungen beschäftigt! ich

Digitized by Google

habe beim durchlesen manchmal nicht anders gedacht, als dass in dem vf. eine humoristische ader stecke, und dass er die in der sagenforschung beliebte beweisführung mit weitentlegenen parallelen einmal gehörig habe parodieren wollen. ich muste aber allmählich diesen gedanken aufgeben. nicht weil es an humoristischen momenten gefehlt hätte (zb. Sigurds mutter als Pariser kaufmann; der nordische Gripir als Pariser bürger, als eremit, als Richier, Floovents freund; Odin angedeutet als papst oder als Alexander der Grofse; Brynhild als bezaubertes bronzenes bild udgl.), aber das aufgebot der verschiedenartigsten sagen- und märchenstoffe sah denn doch für eine parodie zu ernst aus.

Br. hat eine wahrhaft visionäre gabe für sagenparallelen, die aufserdem voneinander abhängig sein sollen. da er besonders betont, dass der Flooventdichter, von dem übrigens auch der Fioravante und die bearbeitung des Beuve de Hanstone zum Buovo herrühren sollen, die nordische Sigurdsage für seine dichtungen benutzt hat und infolgedessen aus diesen dichtungen wertvoller aufschluss für den ursprünglichen charakter der nordischen sage zu erwarten ist, so greif ich aus den vielen sich auf diesen zusammenhang beziehenden, verzweifelten 'parallelen' eine einzige zur charakterisierung heraus, die ich nicht weiter zu commentieren brauche. wenn im Buovo der bruder des königs die königlichen kleider und insignien anlegt, um den helden (Buovo) ins verderben zu locken (dieser soll einem sultan einen brief überbringen, der den befehl enthält, den überbringer zu töten), so heifst es bei Br.: 'die quelle dieser episode ist offenbar das „gestaltenaustauschmotiv" der Sigurdsage, die geschichte der überlistung Brynhilds durch Sigurd, der in Gunnars gestalt vor ihr erscheint und sie dadurch zu einem entschluss bringt, den sie, hätte sie gewust, wer vor ihr stand, nie gefasst hätte' (s. 130). — auf diese weise gewinnt der vf. mehrere scheinresultate. ich nenne einige: der ital. Fioravante, die ital. bearbeitung des Beuve de Hanstone sind arbeiten des Flooventdichters (s. 65), oder wahrscheinlicher, die verschiedenen versionen sind aus einer von ihm inspirierten schule (s. 64) (auch der Hüon von Bordeaux [s. 159], das Coronement Looïs, der Gormont et Isembart, das Moniage Guillaume [s. 155] haben ihn — oder seine schule? — zum verfasser, der beweis wird allerdings erst in späteren studien gegeben werden); der Flooventdichter hat den Floovent, den Fioravante und den Buovo ua. aus motiven der Sigurdsage aufgebaut bezw. durchsetzt; als der dichter seine jugendarbeit — den Floovent — im alter wider aufnahm, verarbeitete er auch noch motive aus dem Nibelungenlied hinein; auch das Siegfriedlied — entstanden aus concurrenz zum Nibelungenlied (s. 162) — gieng aus seinem geiste hervor.

Bei der letzten behauptung — das lied vom gehörnten Siegfried sei das werk des französischen Flooventdichters —

Digitized by Google

muss ich noch einen augenblick verweilen. in der 1908 von Br. veröffentlichten, gleich unten zu besprechenden studie 'Das altfranzösische Siegfridlied' ertönt nämlich s. 3 in einer note der jammerschrei: 'dass die kritik die folgenschweren deductionen der seiten 93—95 der Floovent-studien, die logisch durchaus unangreifbar sind, aber freilich von einem anfänger stammen, entweder überhaupt keiner beachtung würdigte oder ohne prüfung kühl und überlegen ablehnte, entspricht zu sehr dem gewöhnlichen verhalten der menschen neuen erkenntnissen gegenüber, als dass man sich groß darüber zu wundern brauchte'. prüfen wir die verkannten 'logisch durchaus unangreifbaren' 'folgenschweren deductionen' der ss. 93—95 der Floovent-studien. das material worauf Br. sie aufbaut, ist folgendes. im afrz. Floovent beschließt der von seinem vater verbannte held (Floovent) zu könig Flore von Ausai zu gehn, der mit den Sarazenen krieg führt. unterwegs jagt er drei sarazenischen räubern eine prinzessin ab. es ist die Florete, Flores tochter, die in die hände dieser heiden gefallen ist, nachdem sie ohne hülfe irgend eines helden vier 'felons paiens' entflohen war, die sie entführt hatten. Floovent tötet zwei der Sarazenen, der dritte entkommt. aber auch diesen ereilt sein geschick, denn der freund Floovents, Richier, macht ihn nieder, nachdem er erfahren hat, wo Floovent sich befindet. darauf hat Floovent widerum einen kampf zu bestehn, diesmal mit dem riesen Fernagu, dem sohn des Sarazenenfürsten Galien, der die jungfrau für sich verlangt. Floovent verwundet ihn, Fernagu bekommt aber hülfe von vier Sarazenenfürsten. der Floovent hat hier eine lücke. nach dem Fioravante unterligt Fl., wird aber von Richier gerettet. — das deutsche volksbuch vom gehörnten Siegfried (18 jh.) erzählt also: Siegfried zieht mit dem zwecke aus, die Wormser königstochter Florigunda aus der gewalt des drachen zu erlösen. nach besiegung des drachen begibt er sich mit Florigunda und dem schatz vom drachenstein nach Worms, wird aber unterwegs von 13 räubern überfallen, die ihm schatz und jungfrau nehmen wollen. er tötet sie bis auf einen, der in einen morast läuft und bis an den hals darin einsinkt. S. ruft diesem zu, dass, wenn ihn jemand treffe, er sagen solle, der gehörnte S. habe ihm das getan, der auch die anderen räuber getötet. — Br. sieht nun in den beiden berichten trotz der differenz 'übereinstimmungen so schlagender natur, dass der zusammenhang der beiden dichtungen nicht geleugnet werden kann'. zunächst darin, dass in beiden die rettung der jungfrau in zwei stufen stattfindet, im Floovent befreiung von 4 felons paiens und 3 Sarazenen (ich zähle hier übrigens drei, sogar vier stufen, Br. schweigt nämlich s. 93—95 von dem kampfe mit Fernagu, und Fioravante macht noch anderes durch), im volksbuch von dem drachen und den 13 strafsenräubern. dass im Floovent wie im

Digitized by Google

volksbuch der held einen räuber nicht tötet, ist für Br. der kernpunct für die gleichheit der motive. noch mehr: er folgert daraus ohne weiteres die abhängigkeit der züge des volksbuches von denen der Flooventdichtung oder, was für ihn dasselbe ist, die abhängigkeit des ursprünglichen Siegfriedliedes vom Floovent. daran schliefst sich wider eine andere 'logisch durchaus unangreifbare, folgenschwere deduction': das motiv der einstweiligen schonung des einen räubers sei im Floovent vollständig ausgearbeitet, denn der räuber entkommt aus den händen Floovents, fällt aber durch Richier. das motiv im volksbuch dagegen sei nur ein 'torso'. das torsoartige sei aber gerade 'ein wichtiges kriterium für die beurteilung des zwischen dem Siegfridlied (sc. volksbuch) bestehnden beziehungen'. in dem Floovent sei nämlich die schonung zu keinem andern zweck erfunden, als um Richier warnen zu können. der dichter des Siegfriedliedes aber habe das motiv aufgenommen und es nicht zu ende geführt, weil eben im Siegfriedlied keine person vorkomme, die gewarnt werden muss. der dichter des Siegfriedliedes — fährt Br. fort — kannte also die natur dieses motivs, kannte außerdem den Siegfriedcharakter des Floovent, er wuste um den zusammenhang zwischen Floovent und dem nordischen Sigurd. infolgedessen . . . es folgen jetzt eine anzahl rhetorische fragen, vermutlich damit 'die neue erkenntnis' den leser nicht ganz unvorbereitet treffe, und dann blendet ihn (dh. den leser) mit einem schlage das grelle licht der 'logisch durchaus unangreifbaren deduction': 'in der tat, das Siegfrid-lied ist ein französisches werk, ein werk unseres Floovent-dichters'. da aber Br. doch vorhersieht, dass ungläubige zweifler nicht von der strengen logik der schlüsse überzeugt werden, so bringt er s. 95 noch rasch zwei 'weitere entscheidende belege': 1. der name Florigunda gehört zu Florete, er 'führt uns auf directestem wege in die werkstatt des dichters'; 2. der titel des volksbuches (18 jh.) sagt 'aus dem Frantzösischen ins Teutsche übersetzt' (kein geringerer als Jacob Grimm habe schon 1851 die bedeutung dieses zusatzes erkannt). — wer nach 'mehrjähriger forscherarbeit' (Altfr. Siegfridlied, Programmatisches VII) solche lose aneinander gereihten, mit dem zur verfügung stehnden material nicht zu beweisenden behauptungen 'logisch durchaus unangreifbare, folgenschwere deductionen' nennt, sollte nachgerade das forschen einstellen oder wenigstens andere leute nicht mit so törichtem zeug behelligen. — nicht nur die ss. 93—95 der Flooventstudien sind wertlos, sondern auch die sonstigen resultate des 2ten teils. die darauf verwante mühe hätte immerhin besseres verdient.

Tilburg. **J. F. D. Blöte.**

Digitized by Google

Das altfranzösische Siegfridlied. eine rekonstruktion. mit einem schlusswort: zur geschichte der Siegfridsage. von **Gustav Brockstedt.** Kiel, Robert Cordes, 1908. XII u. 178 ss.. 8°. — 8 m.

Auch in dieser schrift des vf.s der Floovent-studien findet sich ein reiches, zu gleichungen angehäuftes, wider von belesenheit zeugendes material. die zusammenstellungen sind aber durch die willkür mit der Br. verfährt, für den beabsichtigten zweck unbrauchbar; außerdem geben die folgerungen aus den unhaltbaren parallelen trotz der redekünste des vf.s auch diesmal keine hohe meinung von seiner übung im denken und schließen. ich greife auch hier ein beispiel heraus, nicht weil es das charakteristischste wäre, sondern weil es neulich seine schatten sogar in die spalten dieser zs. geworfen hat. s. 96 ff. soll bewiesen werden, dass die Hvensche chronik, 'diese seltsame und in ihrem wesen niemals richtig verstandene Siegfridüberlieferung' 'zum allergrösten teil die bearbeitung einer sonst nicht erhaltenen version des Siegfridliedes' ist. 'der richtigen idee kamen die [bisherigen] forscher [Br. nennt hier Grundtvig, Döring, Storm und Boer, an anderer stelle noch andere] vor allen dingen deshalb nicht auf die spur, weil sie keine vorstellung vom ursprünglichen Siegfridlied besaßen'. Br. führt 6 puncte an, die weder einzeln noch in ihrer gesamtheit imstande sein werden, die genannten forscher oder jemand anders davon zu überzeugen, dass der chronik eine fassung des Siegfriedliedes zugrunde gelegen hat. der 6 te punct ist dieser: in der chronik ist von der heldennatur Siegfrieds wenig übrig geblieben; da nun Hans *Sachs* in seiner tragödie sagt, dass es Siegfried an feiner sitte mangelte (Br. führt die stellen s. 99 wörtlich an), so sollen *chronik* und Sachs ihre auffassungen aus der gleichen quelle bezogen haben. Br. sagt es zwar nicht wörtlich, aber es ligt in der beweisführung: 'vergleichbar ist der herabwürdigung Siegfrids in der Hvenschen chronik' 'allein die auffassung, die Hans Sachs vom helden hat'. in der weise wird ein punct aus Cyriacus Spangenberg zur vergleichung herangezogen, einer aus dem Rosengarten, zwei aus dem erhaltenen Siegfriedlied und *einer* aus dem volksbuch des 18 jh.s, und damit ist dann die abhängigkeit der Hvenschen chronik von irgendeiner fassung des Siegfriedliedes constatiert. man wundert sich nur, dass die charakterisierung der personen in der Hvenschen chronik, ihre bis zur unkenntlichkeit mit der Hagen-Volker-Siegfried-Kriemhild-überlieferung schaltende handlung, ihre merkwürdigen motivierungen des einzelnen Br. selbst nicht irremachen an der richtigkeit oder nur berechtigung seiner methode. nach Br. soll dennoch die Hvensche chronik mit als quelle zur widerherstellung der ursprünglichen gestalt der rachesage des Siegfriedliedes dienen können. und dazu lese man nun s. 289 f. des am 4 oct. 1909 ausgegebenen heftes dieser zs. da arbeitet Br. mit dem

Digitized by Google

gedanken, dass die Hvensche chronik und Cyriacus Spangenberg (1594) dieselbe fassung des Siegfriedliedes benutzt haben sollen. denn Spangenberg sagt 'Sigfried von Horn' und die chronik 'Sigfred Horn', und das weise auf eine fassung, die nach der hinrichtung des niederländischen grafen von Horn (1568) entstanden sei; und als ob kein sehr berechtigter zweifel an Br.'s ausführungen in seinem letzten buch möglich wäre, heißt es: dass die Hvensche chronik 'eine fassung des Siegfridliedes widergibt', 'ist erst von mir [sc. Br.] auf s. 96 ff. meines Altfr. Siegfridliedes dargetan worden'. —

Auch dieses werk — das altfr. Siegfridlied — zerfällt in zwei partieen, wie schon im titel angegeben ist. s. 6—157 hat die reconstruction des inhaltes des ursprünglichen Siegfriedliedes zum gegenstand, s. 158—178 hat als überschrift 'Zur geschichte der Siegfridsage. ergebnisse und konsequenzen'. hätte Br. in der ersten partie erwiesen was er erweisen wollte, so hätte das ursprüngliche Siegfriedlied einen stoff umfasst, der bei den eltern des helden anfieng, sich dann verbreitete über Siegfrieds erlebnisse, seine ermordung, die rache der Kriemhild als gattin Etzels, ferner über die rückkehr Dietrichs in sein land (einschließlich den kampf Hildebrands mit seinem sohn), Etzels tod, Dietrichs tod, und das leben und die taten von Siegfrieds sohn Löwhardus. Kriemhild hat nach ausweis des volksbuches v. 18 jh. im ursprünglichen Siegfriedlied Florigunda geheißen; Gunther Hagen Gernot: Ehrenbertus, Hagenwald und Walbertus. — es ist mit den resultaten, auch da wo einmal ein vernünftiger ansatz gemacht wird, nichts anzufangen. die verschiedenen beweise sind sammelkästen von rohmaterial, womit selbst die methodisch geübte hand eines meisters kein gebäude wird errichten können, geschweige denn Br. — im zweiten teil — zur geschichte der Siegfridsage — feiert die willkür ein wahres bacchanal. nicht nur das ursprüngliche Siegfriedlied sei vom französischen Flooventdichter verfasst, sondern auch das Nibelungenlied. Br. führt drei gründe an. ich schreibe den zweiten als den kürzesten aus. s. 166: 'nach Nibelungenlied str. 1296 ff [ed. Bartsch] ist das erste erlebnis der Kriemhild auf ihrer fahrt ins land Etzels ihr zusammentreffen mit dem bischof Pilgrim von Passau, dem bruder ihrer mutter, der ihr bis Mutaren das geleit ins Hunnenland gibt (str. 1329—30). im zweiten teil des Fioravante [man bedenke, dass nach Br. auch der Fioravante vom Flooventdichter herrührt] wird erzählt, wie der aus der heimat ins Sarazenenland eilende held zunächst zu einem eremiten kommt, der der bruder seiner mutter ist und ihm den weg ins Sarazenenland zeigt (bei Pio Rajna cap. 43—45; in den Reali di Francia cap. 26—27). es leuchtet ein, dass wir es hier mit korrespondierenden berichten zu tun haben. wider aber ligt die priorität nicht beim Nibelungenliede, sondern bei der Flooventüberlieferung.

Digitized by Google

denn wie die ss. 85—86 der Floovent-studien des näheren dartun, ist der eremit des Fioravante, der dem helden nicht nur den weg ins Sarazenenland zeigt, sondern ihm auch den glücklichen ausgang seiner unternehmung prophezeit, aus der mit der sehergabe ausgerüsteten Gripirgestalt der Sigurdsage (und also nicht aus der Pilgrimgestalt des Nibelungenliedes, von deren sehergabe nichts verlautet) hervorgegangen. da nun aber niemand anders als der mit den Siegfridqualitäten des Fioravante vertraute Flooventdichter darauf verfallen konnte, diese dichtung als vorbild für ein Siegfridepos zu benutzen, so ergibt sich also auch aus der Pilgrimsage des Nibelungenliedes, dass das epos ein werk des Flooventdichters ist'. — mit solcher begründung empfehle ich den nachweis, dass Wolframs Kiot der französische Flooventdichter ist, denn auch in den Gral- und Perchevaldichtungen kommen torsoartige Flooventmotive vor, die wol an irgendeiner stelle des Floovent usw. vollständig vorhanden sein werden. — dieser Flooventdichter war übrigens der reinste kosmopolitische völkerbeglücker. das Nibelungenlied und das ursprüngliche Siegfriedlied — er concipierte die beiden gleichzeitig — sowie die Virginal (Deutsches Heldenbuch v) bestimmte er 'von vornherein zur verbreitung' in Deutschland (s. 172 f.), wie er auch für Italien sorgte, indem er die vorlagen des Fioravante und des Buovo ausarbeitete (s. 173); auch Spanien hat er beschenkt mit einem epos — die Sieben infanten von Lara —, das 'bis jetzt ein jeder für ein spanisch-nationales gehalten' habe (ebd.); außerdem gedachte er auch der Nordländer, denn die vorlage der nordischen Moniageredaction hat 'kaum jemals in Frankreich kurs gehabt' (ebd.). wer sich interessiert für das was Br. über meister Konrad schreibt oder über die ungeheuren leistungen Snorri Sturlusons, findet bescheid auf s. 176—178. — es wäre möglich, dass der unsinn in der nächsten schrift als 'logisch durchaus unangreifbare folgenschwere deduction' hingestellt würde. aber ich frage im ernst, ob die beiden werke Br.s nicht beabsichtigte, allerdings etwas zu weit ausgesponnene, den eigentlichen zweck zu wenig verratende und immerhin zu grobe parodieen einer sagenhistorischen methode sind, die nur in der festen hand des umsichtigen forschers zu resultaten führen kann?

Tilburg. **J. F. D. Blöte.**

Speculum humanae salvationis. kritische Ausgabe. übersetzung von Jean Miélot (1448). die quellen des Speculums und seine bedeutung in der ikonographie, besonders in der elsässischen kunst des XIV. jahrhunderts. mit der widergabe in lichtdruck (140 tafeln) der Schlettstädter handschrift, ferner sämtlicher alten Mülhauser glasmalereien, sowie einiger scheiben aus Colmar, Weißenburg etc. von **J. Lutz** und **P. Perdrizet**. Mülhausen, buchdruckerei Ernest Meininger, (in commission bei Carl

Digitized by Google

Beck, verlagsbuchhandlung in Leipzig), 1907—1909. 2 bände. xx und 351 ss., 140 tafeln. gr. folio. — 120 m.

'Au XIV siècle la celebrité du sp. était purement littéraire, aujourd'hui elle est devenue purement typographique' sagte J. Marie Guichard in der 'Notice sur le Sp. h. s.' (Paris 1840). in der tat stand das Sp. wol ein jahrhundert lang im mittelpunct eines streites, der sich um die priorität des ersten deutschen oder holländischen druckes entsponnen hatte. denn das Sp. zählt zu den ersten gedruckten büchern des abendlandes und ward schon als blockbuch verbreitet. nach der entscheidung zu gunsten der deutschen drucke wante sich die wissenschaftliche forschung gemach wider dem inhalt und der form des merkwürdigen denkmals zu. im jahre 1861 erschien zu London das buch von Ph. Berjeau 'Sp. h. s. le plus ancien monument de la xylographie et de la typographie réunies, en fac-simile avec introduction historique et bibliographique', ein unzuverlässiger abdruck mit übler widergabe eines unvollständigen textes. erst neuestens zeitigten die bemühungen der herren Jules Lutz, pfarrer in Illzach und conservator des museums in Mülhausen, und Paul Perdrizet, professeur adjoint an der universität Nancy, wertvolle ergebnisse, die in mehreren verdienstlichen büchern und broschüren niedergelegt sind und nun in der zu besprechenden großen ausgabe ihren vorläufigen abschluß fanden.

Hr. Perdrizet hat so unrecht nicht, wenn er über die 'bibliographes', die 'étranges gens' die schale seines spottes ausgiefst, die dem Sp. als gedrucktem individuum ihre peinlichste anfmerksamkeit zugewendet hatten, ohne sich mit seinem inhalt vertraut zu machen oder es nur zu lesen. das Sp. hat im wesentlichen die erlösungsgeschichte zum inhalt. das leben Mariae und ihres sohnes wird in einzelnen begebenheiten, deren jede in einem capitel erzählt wird, in typologischer art vorgetragen, so zwar dass jedem dargestellten ereignis drei 'praefigurationes' oder 'figurae' als erläuternde parallelen beigefügt sind. der verkündigung der geburt Mariae im 3 capitel wird erstens ein traum des Astyages an die seite gestellt, der aus dem schofs seiner tochter Mandane eine weinrebe (Cyrus) erwachsen sieht, die herrlich emporsprieſst und Asien überschattet, zweitens der 'hortus conclusus', 'fons signatus' aus dem Hohenlied, drittens die erscheinung des engels vor Balaam und seiner eselin. so der geburt Mariae im 4 capitel die wurzel Jesse, die verschlossene tempelpforte aus Ezechiel 44, der tempel Salomonis usf. die folge der ereignisse vernachlässigt in auffallender weise die wundertaten Christi, wendet sich alsbald der passion zu und schliefst mit dem jüngsten gericht und der schilderung der verdammten in der hölle und der seligkeit im himmel, denen (cap. 41 und 42) die episoden: Davids rache an den

Digitized by Google

einwohnern von Rabba, Gideon züchtigt die ihn beschimpft hatten, Pharao ertrinkt mit seinem heere, und: Salomo und die königin von Saba, festmahl des Assuerus und der kinder Hiobs als praefigurationes beigesellt sind.

Jedes capitel umfasst also vier begebenheiten, die stets in 100 gereimten zeilen abgehandelt werden; in illustrierten hss. stellen aufserdem je vier miniaturen die vorgänge dar. solcher capitel zählt das Sp. 40, und zwar 3—42. capitel 1 und 2 enthalten die vorgeschichte von Lucifers sturz bis zur sintflut. ein proömium von 100 zeilen ist dem werke vorgeschoben. drei capitel (die sieben stationen der passion, die sieben schmerzen und die sieben freuden Mariens) folgen in vielen hss. nach. diese letzten stücke sind in je 8 abschnitte zu 26 zeilen gegliedert: so zählt ein vollständiges Sp. 4924 zeilen und 192 abbildungen. meist eröffnet diesen complex noch ein kurz zusammenfassendes inhaltsverzeichnis, 'summula' oder 'compendium', das auch selbständig als eine art 'Sp. pauperum', wie man es nennen dürfte, häufig genug vorkommt. leider wird uns dieses nicht mitgeteilt.

Bilder und vorbilder des Sp. stammen aus der Bibel, aus der Legenda aurea des Jacobus a Voragine, aus der Summa des hl. Thomas, und aus der Historia scholastica des Petrus (Comestor) von Troyes. daneben kommen Valerius Maximus und andere autoren für einzelne stellen in betracht.

Die kunstform des Sp. ist die reimprosa. jedoch ist festzustellen, dass die gewöhnliche reimprosa des 10—12 jh.s, deren entwickelung P. in einer kurzen einleitung hübsch zusammenstellt, mit der kunstform des Sp. kaum viel zu tun hat (vgl. auch WMeyer Ges. aufs. I s. 248 f). ich hoffe in kurzer zeit die ergebnisse einer eingehenden untersuchung über lat. und deutsche reimprosa vorlegen zu können; vorläufig sei nur bemerkt, dass der dichter des Sp. auf seine reime ganz anderen wert legt, als jene prosaisten welche die satzpausen mit reimen versahen. das Sp. bezeichnet seine reime in den hss., setzt sie sogar meist ab, was in der eigentlichen reimprosa nie geschieht, die reime sind ungemein reich, meist zwei-, oft dreisilbig, nicht blofse einsilbige endungsreime; die zeilen schliefsen gleichmäfsiger im tonfall, sie nähern sich einer einheitlichen länge: eine kunstform, die ich als 'prosa mit reimclausel' bezeichnen möchte.

Zwei Pariser hss. des Sp., die aus demselben scriptorium stammen, tragen das datum 1324: 'editae sub anno domini millesimo cccxxiv; nomen nostri auctoris humilitate siletur.' es ligt kein grund vor die angabe zu bezweifeln; für die person des verfassers aber sind wir auf inhaltliche kriterien angewiesen, da auch die sprache keinen anhalt zu seiner ermittlung darbietet. dem verfasser gilt eine untersuchung von P., die erst in kleinen schritten vorschreitend, die möglichkeiten allmählich einschränkt,

Digitized by Google

dann aber rasch und kaum lückenlos enteilt, so dass ich mich frage, ob würklich der weg der untersuchung so führte, oder ob es nicht vielmehr ein aufbau vom resultat aus ist.

Der verfasser des Sp. war ein mönch, der für mönche schrieb, und zwar ein dominicaner. dies erhellt aus der stellung, die das Sp. h. s. in dem streit über die immaculata conceptio einnimmt. dieser these entsprechen die quellen und viele stellen in wort und bild. der vf. ist kein Italiener, vielmehr ein Sachse, der im Elsass oder in Schwaben lebte: er spricht vom ritterschlag 'alapa militaris' als einem ihm fremden brauch, der 'more alamannico' geübt werde. es sei ein mönch in Strafsburg, sei Ludolfus de Saxonia, der gegen 1314 in den orden der Predigermönche, 1340 in den Carthäuserorden trat, und der neben Tauler in Strafsburg eine bedeutende rolle spielte. in Ludolfs Vita Christi nämlich stehn einzelne abschnitte und gereimte zeilen des Sp. h. s. mitten in der scholastischen prosa 'rédigé en un latin diffus', unvermittelt, ohne quellenangabe, und dies obzwar Ludolf sonst seine quellen sorgsam citiere.

Ich kann an die verfasserschaft Ludolfs nicht glauben. schon die logische folgerung reizt zum widerspruch. den einen einwand hat P. selbst vorausgesehen, dass Ludolfs schweigen nichts beweise. er citiert die Bibel, heilige schriften und berühmte kirchenlehrer und — die quellen die ihm das Sp. angibt. dass er das (anonyme) Sp. nicht nennt, wundert mich keineswegs. wäre aber Ludolf der vf. gewesen, derselbe der seinen namen das einemal aus humilitas verschwieg, das andre mal aber gebührend zu nennen nicht unterlassen hätte, woher käme dann der auffällige unterschied zwischen der scholastisch weitläuftigen und verworrenen 'prose ordinaire' der Vita und der abstechenden des Sp. h. s.? die tatsache dass sich zwei legenden (bisher) nur in diesen beiden werken nachweisen liefsen, kann natürlich ebensowenig zum beweise dienen, wie die notiz eines schreibers von 1646 im clm. 9491 *'Ludolphus Carthusiensis habet eadem metra quam plurima, et iisdem verbis utitur in suo opere de vita Christi, unde videtur ipsemet author exstitisse huius libri.'*

In der Vita Christi des Ludolf oder Landulf von Sachsen steht, freilich oft in abweichender folge, weit mehr von dem gut des Sp. als die herausgeber angemerkt haben. ich habe eine mir zugängliche ausgabe der Vita (Augustae Vindelicorum, sumptibus Martini Happach et Franc. Xav. Schlüter, anno MDCCXXIX) zu rate gezogen und führe einige beispiele an. Ludolfs zweites capitel gleich ist ein mosaik aus stellen, die vom Sp. übernommen sind. es hebt mit 1, 7—16 des Sp. an, dem ohne übergang 2, 87—97 folgt. daran schliefst sich, nicht genau 1, 23. zu ende desselben capitels folgen stellen aus dem 3, 4 und 5 cap. des Speculum wörtlich und in umschreibungen, mittelbar und unmittelbar aufeinander. — so finden sich 7, 57 ff

Digitized by Google

= Ludolf pars I cap. 5; 8, 25 = Lud. I 9; 14, 23 vgl. Lud. I 60; 33, 11 = Lud. II 82; 34, 81—86, 89—92, 95—98 = Lud. II 84; 36, 33 = Lud. II 86. und so wird es wol nicht viele capitel des Sp. geben, die Ludolf nicht ausgebeutet hätte.

Werfen wir noch einen blick auf die allgemeine anlage der Vita, um sie mit dem oben besprochenen plane des Sp. zu vergleichen, so ergibt sich sogleich, dass Lud. einen unendlich ausgesponnenen abklatsch des Sp. bringt, der das leben Christi entsprechend vervollständigt, die ereignisse aus dem leben Mariae beschneidet. man sehe nur: cap. 1 'De divina et aeterna Christi generatione'; 2 'De inventione remedii pro salvatione generis humani et nativitate Virginis Mariae'; 3. 'De desponsatione Mariae'; 5. 'De conceptione Salvatoris', und so fort, immer weiter ausholend und die wundertaten in vielen capiteln einbeziehend. mit der passion kommt dann Lud. wider in den bereich des Sp., dessen beiden letzten capiteln (s. oben) bei Ludolf II 88 entspricht: 'De poena infernali et gloria coelesti.' selbst den brauch des Sp., das jedes capitel mit einer anrufung '*O bone Jesu . .*' schliefst, finde ich in der Vita wider '*Domine Jesu Christe . .*'. '*O Jesu . .*', '*O virgo . .*' uä.

Ich fasse schliefslich zusammen: der beweis für P.s geistreiche hypothese ist nicht erbracht; mir ist es wahrscheinlicher, dass Lud. wie viele andere compilatoren das Sp., vor allem dessen praefigurationes, für sein werk einfach übernommen hat, indem er zugleich die erbaulich-poetische richtung der vorlage seinen gelehrten zwecken aufopferte.

Als grundlage des kritischen textes haben die herausgeber die Schlettstädter hs. clm. 146 vor allem ihres elsässischen ursprungs wegen erwählt. es fehlt leider eine darlegung der handschriftenverhältnisse, ihrer gruppen und familien, welche die vorzügliche eignung gerade dieser hs. beweisen könnte, auch wäre eine weit eingehndere beschreibung wenigstens jener hss. zu wünschen, die zu den lesarten herangezogen worden sind. ich kann also über die zuverlässigkeit des textes kein urteil abgeben. gern stelle ich fest, dass es ein gut lesbarer text ist. nebenher sei bemerkt, dass die lesarten durch verwendung des cursivdrucks für zusätze des autors übersichtlicher gemacht werden könnten. der commentar, der dem textabdruck folgt, ist reich und ausführlich.

Die Schlettstädter hs. ist, obwol ihre bilder unausgeführt (nur die 'einsetzung der ehe' im 1 cap. scheint vollendet) und von geringem künstlerischen werte sind, in text und bild photographiert und in vorzüglichen lichtdrucktafeln reproduciert worden. zum vergleich dienen die schönen miniaturen der Pariser hs. der Bibl. nat. fr. 6275, die in kleinen, aber sauberen bildern widergegeben sind (tafel 133 und 134 sind durch eine verwechslung der eingedruckten capitelangaben vertauscht; also XXV I statt XXXI I usf. und ebenso umgekehrt).

Digitized by Google

Eine überaus wertvolle entdeckung danken wir hrn. Lutz, der in den glasmalereien der Stefanskirche zu Mülhausen, eine dem Sp. durchgängig gleich gestaltete darstellung typologischer art aufgezeigt hat. nicht nur in der auswahl des stoffes, sondern auch in den meisten einzelheiten, in der verteilung von raum und masse, in der anordnung und stellung der figuren ua. stimmen die glasmalereien mit den miniaturen der Schlettstädter hs. überein. ein zusammenhang, wol gemeinsame abhängigkeit, steht ganz aufser frage. die glasfenster, die wahrscheinlich auf veranlassung Ulrichs II von Pfirt († 1324) von einem unbekannten meister ausgeführt worden sind, haben nach abbruch der alten kirche gar abenteuerliche schicksale erlebt. sie sind nun zum grössten teil in die neue kirche eingefügt und harren dort der endgültigen ordnung, wie sie nach dem vorbilde der Sp.-hs. im tafelband in vorzüglichen reproductionen vorgebildet ist. auch sonst finden sich im Elsass typologische glasmalereien, so in der stiftskirche zu Weifsenburg und in der SMartinskirche zu Colmar, die gleichfalls in die ausgabe aufgenommen wurden (die fenster der SArbogast-kirche in Rufach sind verschollen).

Die typologische manier war in der litteratur und bildenden kunst beliebt und viel geübt. ihre keime birgt schon das Neue Testament; Origenes und Augustin brachten sie in schwang. schon vor dem Sp. bedienten sich künstler des figurativen symbolismus, der bedeutendste, Nicolaus von Verdun, schuf den altaraufsatz im chorherrenstift Klosterneuburg. die bilderfolge und -gestaltung wie wir sie im Sp. finden, übte anderseits ihren einfluss bis ins 17 jh. unmittelbare nachfolger sind die fresken im kreuzgang am dom zu Brixen, in England die glasfenster der abtei SAlban. die van Eyck, der meister der Très belles heures des duc de Berry, Conrad Witz zeigen sich beeinflusst. wandteppiche und andere denkmäler gehören in diesen kreis (vgl. dazu Emile Mâle, L'art religieux de la fin du moyen âge en France. Paris 1908. chap. 5, p. 240ff).

Ebenso steht das Sp. h. s. auch in litterarischer hinsicht inmitten einer reihe typologischer bilderbücher, von denen die Biblia picta dem Sp. an beliebtheit nahe kommt. in einem belehrenden cap. handeln die beiden vff. von den 'Livres typologiques à images du XIV et XV siècle', die allesamt deutschen ursprungs seien. die bezeichnung 'Biblia pauperum' wird meist irrig angewendet; sie nennt einen kurzgefassten abriss der Bibel, ein summarium, wol auch ein häuflein von memorialversen mit namen, das würklich armen clerikern diente, die sich die teure Bibel nicht kaufen konnten. die kostbaren bilderhandschriften der Biblia picta tragen den namen zu unrecht. dass die Biblia picta mit dem Sp. h. s. in directem bezuge stehe, dass sie jene 'vetus compilatio' sei, auf die der eingang des Sp. anspielt

Digitized by Google

('*Incipit prooemium cuiusdam novae compilationis*') ist, soweit ich sehe, zuerst von Ludw. Friedr. Hesse (in Naumanns Serapeum, 16 jahrg. [1855], s. 193—202 mit 4 fortsetzungen) und ausführlicher von FFalk (Centralblatt f. bibliothekswesen xv [1898] s. 420—23) bedeutet worden. in der tat haben die beiden werke wesentliche dinge gemeinsam, in andern trennen sie grundlegende unterschiede. typologische bilderbücher sind ferner die 'Rota Ezechielis' (eine aneinanderreihung übereinstimmender stellen des Neuen und Alten Testaments, mit parallelen aus der naturgeschichte), die 'Concordantiae caritatis' des abtes Ulrich von Lilienfeld gegen 1350 (in denen jeder evangelischen begebenheit zwei alttestamentliche und zwei naturhistorische gegenstücke angefügt werden), endlich das werk des Wiener dominicaners Franz von Retz (1385—1411) 'Defensorium inviolatae virginitatis beatae Mariae', das die frage der unbefleckten empfängnis mit unwahrscheinlichen, aber wahren begebenheiten aus der heiligengeschichte, der geschichte der menschen und tiere parallelisiert.

Weitaus am verbreitetsten war das Speculum humanae salvationis. abgesehen von den drucken ist uns eine ungeheure anzahl von handschriften mit und ohne miniaturen überkommen. das wertvolle verzeichnis, um das sich hr. Lutz verdient gemacht hat, zählt nahe an 300 hss. auf. die masse derselben enthält das lateinische original; übersetzt wurde das Sp. am öftesten ins deutsche, dann ins französische, englische, niederländische und tschechische. die französische übersetzung von Jean Miélot ist in die ausgabe vollständig aufgenommen worden. der französische text liest sich hübsch in der gotischen schrift. die seitliche zeilenzählung wäre auch hier dringend zu wünschen, das glossar gewänne erst durch sie seinen beabsichtigten wert. Jean Miélot verfasste die übertragung im j. 1448 für Philipp den Guten, in dessen dienste er ein jahr darauf trat. auch unter Philipps sohn, Karl dem Kühnen, blieb er in dieser stellung als bücherschreiber tätig. seine leistung als übersetzer ist sehr umfassend, über 30 werke konnte P. von ihm aufzählen. Miélot hat stärker auf die französ. prosa gewirkt, als man es bisher wuste und würdigte.

Es möge mir noch gestattet sein, einige anmerkungen zur liste der deutschen hss. mitzuteilen.

Nachzutragen sind zwei Berliner hss. der Kgl. bibliothek: ms. germ. quart. 1246 papier, lateinisch mit abgesetzten versen und einer übersetzung in deutscher prosa, und die in reimzeilen verfasste übertragung im ms. germ. fol. 245, papier, mit kunstlosen miniaturen, in federzeichnung mit farbe angelegt. sie entbehren nicht einer grotesken naivität. die zur salzsäule verwandelte frau Lots zb. wird dadurch gekennzeichnet, dass ein ziegenbock an ihr leckt. diese beiden hss. hat schon Schmidt-Wartenberg besprochen und in einigen proben bekannt gemacht — unzuverlässig, wie ich urteilen muss. er erwähnt auch noch ein

Digitized by Google

fragment der Berliner bibl. quarto 574 (Publications of the modern language association of America XIV [Baltimore 1899] s. 136—165). es wäre ferner die von AESchönbach erwähnte [1] hs. der Leipziger univ.-bibl. und die von Schauenburg auf der philologenversammlung in Wiesbaden vorgelegte alemannische hs. (vgl. Zs. f. d. ph. 9, 108) zu untersuchen. proben niederdeutscher hss. hat Erasm. Nyerup [2] und HOesterley [3] veröffentlicht; weitere nachweise finden sich in den berichten Borchlings.

Von den gereimten deutschen übersetzungen sind die von Heinrich Laufenberg [4], Andreas Kurzmann [5] und Konrad von Helmsdorf [6] in metrischer form abgefasst. ob die übrigen, die ohne den namen des autors überliefert sind, einer einheitlichen tradition angehören oder nicht, ist bisher nicht bekannt. es sind dies, soviel uns erschlossen ist, hss. in Berlin, Darmstadt, Hannover, Jena, Karlsruhe, München und Wolfenbüttel. PPoppe hat die mitteldeutsche version untersucht und auszüglich abgedruckt (Straßburger dissert., Berlin 1887). die form dieser fassung ist soweit ich sehe die reimprosa, die von hier einen weg zu den andern poetischen werken in deutscher reimprosa gefunden haben mag.

Die besprochene ausgabe des Sp. von Lutz und Perdrizet ist eine leistung, vor der ich mich in respect beuge. rühmenswert ist nicht minder die prächtige, fast allzu splendide ausstattung des werkes. eine knappe billige textausgabe des wichtigen denkmals wäre nun wol zu wünschen.

Graz, im december 1909. **Karl Polheim.**

Sprache und stil im Wälschen gast des Thomasin von Circlaria. von **Friedrich Ranke** (Palaestra LXVIII). Berlin, Mayer u. Müller 1908. 173 ss. — 4,80 m.

Über Thomasins verhältnis zur deutschen sprache hatten wir bisher keine klarheit, da sich widersprechende ansichten entgegenstanden; weil aber ein urteil über stil und arbeitsweise ohne erledigung dieser vorfrage kein endgültiges sein kann, haben

[1] in der unten angeführten abh. über A. Kurzmann, s. 810 anm.

[2] [Nyerup] Symbolae ad Literaturam Teutonicam antiquiorem . . Havniae 1787: XI. Speculi h. s. in linguam saxoniae inferioris rhythmice versi praefatio. s. 445 46—451/52 und XII. Specimina alterius translationis eiusdem libri. s. 453/54—459/60.

[3] Hermann Oesterley, Niederd. Dichtung im Mittelalter. Dresden 1871. s. 49—52.

[4] Ed. Rich. Müller, Heinrich Loufenberg. Strafsb. Dissert. Berlin 1888.

[5] Anton ESchönbach, Wiener Sitzungsber. phil. cl. bd. 88. Wien 1877 s. 807—849. hr. Lutz teilt eine nachricht des Vorauer bibliothekars mit, dass die hs. sich seit wenigstens 10 jahren nicht mehr in der bibliothek befinde. nebenbei: Vorau in Steiermark, nicht in Mähren.

[6] ebenda s. 810. anm.

Digitized by Google

die reichen untersuchungen der letzten jahre über äufsere und innere form Thomasin nicht gestreift. umsomehr kann man Rankes von Roethe angeregte arbeit begrüfsen, man müste es auch dann, wenn sie mit so völliger beherschung der methode keine so glatten und gesicherten ergebnisse verbunden hätte. es ist kein zweifel, dass durch R.s untersuchung die ansicht über Thomasins arbeitsziel und arbeitsweise sowie über seine sprachlichen kenntnisse eine klärung und teilweise erledigung gefunden haben.

Noch Zs. 44, 274 hat Zwierzina von einem reimkauderwälsch des dichters gesprochen. R. geht in der sprachbehandlung eben von diesen reimen aus, da eine untersuchung der sprache überhaupt erst eine revision von Rückerts ausgabe zur voraussetzung hätte. Thomasin ist arm an reimwörtern, 32·5 % aller reime werden von 15 reimwörtern gebildet; doch ist der grund dafür nicht sprachliche unbeholfenheit, sondern geht auf die anlage des dichters zurück, der überall den inhalt über die form stellt, wie später erwiesen wird. daraus erklären sich auch die reimungenauigkeiten. die reimbindungen zeigen im allgemeinen österreichischen sprachbestand, wie von vornherein anzunehmen war; dahin gehören auch die weitgehende apokope, die jedes auslautende *-e* treffen kann (s. 25 ff), und synkope sowie die gesicherten *seit, geseit* neben seltenerem *leit, geleit*. da in den unreinen reimbindungen auch assonanzen nicht selten sind, würde ich auch für die reime *kunst: wunscht, ruogten: suochten* nicht lautliche entsprechungen in heutigen südösterreichischen mdaa. suchen, denn auch wenn wir daraus auf die zeit des 13 jh.s zurückschliefsen könnten, beweisen solche übereinstimmungen neben so vielen andern nicht im dialekt begründeten assonanzen nichts. für die bindung *ht : ft*, wozu R. alem. und österr. parallelen findet, verweis ich noch auf Banz Christus und die Minnende seele v. 514 *kraft : macht* (s.), wo übrigens auch die identität der verfasserin mit dem von R. auch angezogenen 'Des Teufels Netz' nachgewiesen ist. auch diese bindung war für Thomasin nur assonanz· bei *gân, stân* herschen nach R. im infin. und in der 3 sg. ind. die *â*-formen, sonst soll *ê* gelten. das wäre eine auffällige verteilung. aber die von R. angeführten *ê*-bindungen für den indicativ (7909. 11545; 577) sind ebenso ohne entscheidung wie die reime *stên : gên, stêt : gêt*. es bleibt also nur eine sichere conjunctivform mit *ê* (5531. 14217), was zum gebrauche vieler mhd. dichter stimmt. die von R. angeknüpfte betrachtung ist demnach einzuschränken; der beweis ex silentio für die 1 und 2 pers. sg. und plur. hat keine bedeutung, wie ein blick in die reimverzeichnisse andrer dichter lehrt.

Zu den wenigen verstöfsen gegen die deutsche sprache (endungsloses adj. nach dem bestimmten artikel 43 f) würde ich auch den starken gebrauch einzelner sw. substantiva und manche

Digitized by Google

apokopen rechnen. fehlgriffe in der wortwahl sind ihm von WGrimm und Schönbach nur wenige nachgewiesen; die gerügte stelle *nerrischeit* - 'stultitia', *oberistez guot* - 'summum bonum' erweist der vf. als einwandfrei. gewisse unregelmäfsigkeiten will R. aus dialektischem gebrauche erklären (*sîn* in beziehung auf femin. und plural s. 60). vieles geht auf reimnot, den einfluss lateinischen gebrauchs — doch ist Thom. auch nicht mehr vom latein beeinflusst als andere geistliche poeten seiner zeit, s. 66 — und nur zum geringsten teile auf sprachliches ungeschick zurück. wenn aber R. aus einzelnen erscheinungen der umgangssprache schliefst, dass Thom.s sprachgefühl nicht höfisch-literarisch gebildet war, so kann ich aus diesem umstand nur folgern, dass bei ihm eben das lebendige sprachgefühl stärker war, als die sicherlich nicht geringe litterarische beeinflussung. Thom. wollte kein nachahmer der höfischen aventiuren sein, auf die er spöttisch herabblickt, vgl. v. 1113 ff 3535 ff und Latzke Subjectives aus mhd. dichtern (programm, Korneuburg 1906) s. 23 f, und darum wol auch der geringe einfluss ihrer formalen kunst auf ihn. R.s bemühungen aber, Thomasins ausdruck möglichst an die umgangssprache anzulehnen, geht zu weit, wenn man auch die meinung, seine dichtung sei die unbeholfene arbeit eines landfremden, nach R.s arbeit wird stark modificieren müssen. denn das bedeutendste ergebnis seiner untersuchung ist der erweis, dass Thomasins sprache keine buchsprache ist, sondern dass er sein deutsch auch gesprochen und gehört hat. dass aber der gesprochene dialekt in Thomasins reimen überwiege, wie der vf. meint (reimarmut, fehlen der specifisch litterarischen doppelformen, einzelne mundartliche erscheinungen), ist mit so äufserlichen mitteln nicht erweisbar, nur eine behandlung des versinnern, vornehmlich in hinsicht der syntax, könnte entscheidende gründe bringen. da die bekanntschaft des dichters mit bedeutenden litterarischen deutschen werken nicht bezweifelt werden kann und sogar verloren gegangene niederrheinische litteratur umfasst haben dürfte, wird man bis auf weiteres dem dichter die genaue bekanntschaft mit der lebenden sprache, wie sie sich in R.s arbeit erweist, und die bekanntschaft mit der deutschen litteratur seiner zeit in gleicher weise zuerkennen müssen, und wird das geringere hervortreten rein litterarischer reime aus seiner sonstigen reimarmut und seiner eigenart erklären müssen. auch R.s schluss auf die heimat des Friaulers in einstmals zweisprachiger gegend an der italienischen sprachgrenze, wenn er auch nur spärliche übereinstimmungen mit einzelnen mundartlichen formen der sprachinseln beibringen kann, die ich nicht einmal hoch anschlage, ist bei dem grade seiner sprachbeherschung einleuchtend, denn auch ein häufiger, nur vorübergehnder aufenthalt in deutscher umgebung hätte ein solches werk nicht hervorbringen können. auch die wortneubildungen

Digitized by Google

des dichters bezeugen doch ein lebendig entwickeltes sprachgefühl. R. nennt allerdings die zwölf nicht litterarischen dialektwörter Thomasins (s. 50) 'eine verschwindend geringe ausbeute' — man vgl. dazu den bestand an volkstümlichen redensarten sprichwörtlicher natur s. 145 f, was ihn ja neben Freidank stellt —, aber mancher höfische dichter bringt diese zahl nicht auf, die seichte höfische allerweltssprache lässt wenig bodenständiges aufkommen, und nur an solchen dichtern darf man Th. messen. mit den lebhaft und charakteristisch schaffenden innerösterreichischen dichtern darf man ihn nicht in vergleich bringen. Th. bleibt ein höfischer poet, dem nur der lebendige einschlag seines naturells, die bekanntschaft mit der gelehrten und lehrhaften dichtung sowie das verwachsen mit der predigt und sein eigener lehrhafter eifer eine besondere farbe geben. auch seine vielen exempel aus dem menschenleben, die nach R. dem dichter hätten die gelegenheit für dialektwörter geben können, kommen bei ihm aus dem munde des gelehrten priesters und höfisch gebildeten mannes, der sich zur belehrung an ritter und damen wendet. aber ein vollständiges wörterbuch des WG. würde seine sprache gar nicht als ärmlich erweisen; ich würde zum erweise eine zusammenstellung für zwei buchstaben und einen vergleich mit dem wortbestande in Hartmanns Iw., Greg. und aHeinr. empfehlen, die zusammen etwa den umfang von Th.s gedicht erreichen. dass er deutsch dachte, beweist auch das vorkommen der vielen syntaktischen incongruenzen, zu denen nur die gesprochene sprache und der sichere halt im sprachgefühl verleitet (vgl. s. 58 ff). 'solche anakoluthe sind das beste zeichen für ein sicheres, sorgloses sprachempfinden' (s. 65). so scheint mir der ausgebildete gebrauch der rhetorischen prolepse auf häufige mündliche verwendung hinzuweisen; ich denke an deutsche predigten. als prediger denkt sich unseren dichter auch R., vgl. s. 77.

Auch die stilbehandlung des vf.s geht auf gebiete, die den herkömmlichen stiluntersuchungen ferneliegen. für Th. gilt der grundsatz, dass der inhalt über die form gieng (s. 89); das erklärt auch die eintönigkeit und geringe kunst seiner reime. die menge seiner rührenden reime ist bekannt, aber viele von ihnen liegen in der absicht der hervorhebung desselben wortes (s. 80); dazu kommen die 116 reichen reime; mögen sie auch nur selten künste formaler natur sein, überall erkennen wir den in künstlicher rhetorik und schlagfertigkeit geschulten meister der rede (trotz v. 59 ff), so besonders im anaphorischen reim; man vgl. R.s tabellen s. 82 ff. einzelne stellen können sogar mit Gottfrieds wort- und reimkünsten verglichen werden. dass im WGast das wortspiel nicht häufig sei, weil es eine freiere sprachbeherschung erfordere als Thom. hat (s. 129), scheint mir eine unrichtige begründung. es fehlt ihm nicht die sprachgewantheit,

Digitized by Google

sondern der gefällige und spielende formensinn, der dem nur auf die eindringlichkeit und klarheit des ausdrucks bedachten dichter abgeht. überhaupt ist die s. 152 gerügte armut an stilmitteln im vergleiche zu andern mhd. dichtern nicht eigentlich vorhanden, sie sind nur etwas einseitig entwickelt, zb. das zurücktreten der bilder gegenüber dem reichtum an vergleichen und gleichnissen; aber auch in der besprechung der bildlichkeit des ausdrucks geht R. von den höchsten anforderungen aus. wie arm und abhängig darin sonst formgewandte dichter derselben zeit sind, ist doch bekannt. R. selbst bemerkt (s. 139), dass Th. dabei nur wenig mit überkommenem gute arbeitet. im ganzen allerdings haben die verse des Friaulers wenig rhythmus und form, auch die harten enjambements mögen dazu beitragen, wenn auch da nicht alle gleichmäfsig verszerstörend wirken, wie ja manche dichter gerade durch dieses kunstmittel den eindruck einer eleganten leistung erzielen; bei Th. ist diese würkung wenigstens nicht beabsichtigt. — bei der mitteilung seines meist verstandesmäfsigen stoffes geht der dichter vor allem auf deutlichkeit und logische klarheit. das schlagwort 'parallelismus', unter dem R. (s. 90 ff) stellen sammelt, in denen derselbe gedanke durch die zerlegung in gegensätzliche glieder klargemacht wird, ist misverständlich, da man darunter sonst nur ganz allgemein synonyme und syntaktische doppelbildungen versteht, was bei Th. eben gegensatz, antithese in parallelem ausdruck ist, wie die beispiele v. 1326. 2683. 2747 usw. und besonders v. 5479 ff beweisen; hieher gehört auch das von R. s. 130 f gesammelte. — über blofse synonyme zwillingsformen handelt R. s. 118 ff. zu Thomasins wissenschaftlichem stil gehören dann die widerholungen, die variation, die wideraufnahme desselben wortes zur gedankenverknüpfung, ein volkstümliches und rhetorisches kunstmittel, das sich manchmal bis zur logischen schlusskette entwickelt (zb. v. 7241 ff). auch hier zeigen sich überall die sprachbeherschung und die kleinen kunstgriffe des predigers. dazu kommt die vorliebe für zahlenmäfsige einteilung des gebotenen stoffes nach drei oder fünf gliedern und die vorliebe für recapitulation am buchanfang und buchschluss. diese und andere zeichen deuten darauf hin, dass der Friauler vor seinem dichterischen werke 'eine längere lehrtätigkeit irgendwelcher art hinter sich gehabt hat' (s. 106); jedenfalls ist die schematische anlage und logische gründlichkeit seines werkes ein beweis seiner wissenschaftlichen durchbildung, vielleicht kommt auch das fehlen des humors auf diese rechnung.

Wie schon oben gesagt, haben wir es bei der vorliegenden arbeit mit einer methodisch tüchtigen und erfolgreichen leistung zu tun; das vorsichtige abwägen der möglichkeiten und die gute beobachtungsgabe — man vgl. den besonnenen excurs s. 70 ff über das prosavorwort der dichtung, das R. mit guten gründen

Digitized by Google

für Th. selbst in anspruch nimmt — lassen den vf. selten über die grenzen des erweisbaren hinausgehn, und das erhöht den wert seiner arbeit.

Leitmeritz, im jänner 1910. **Alois Bernt.**

Rhythmik und melodik Michel Beheims von dr **Alfred Kühn.** Bonn, Cohen 1907. 160ss. 8° — 5 m.

Dass Michel Beheims meisterlieder, welche erst zum geringsten teile veröffentlicht sind, vor andern, bereits edierten meistersingern, die obendrein, wie Frauenlob, ein viel reicheres bild meistersingerischer kunst bieten würden, eine eingehende untersuchung auf ihren rhythmischen bau und melodischen gehalt hin erfahren, nimmt zunächst wunder. doch findet dieses unternehmen seine erklärung und rechtfertigung in der selten günstigen überlieferung der gedichte, die in der Heidelberger liederhandschrift nr 312 von des dichters eigener hand geschrieben auf uns gekommen sind. auf diese handschrift basiert K. auch hauptsächlich seine untersuchung. neben ihr zieht er noch die Münchner handschrift cod. germ. nr 291, Karajans ausgabe des 'Buches von den Wienern' und die von CHofmann herausgegebene chronik Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz heran.

Seiner untersuchung, die in drei capiteln den rhythmus der verse, die melodie und die beziehungen zwischen text und melodie bei Beheim behandelt, schickt K. eine kurz orientierende übersicht voraus über die verschiedenen ansichten, welche in den letzten jahrzehnten bezüglich der rhythmik des sprechverses der übergangszeit aufgestellt wurden, fixiert den standpunct der 'jambiker' sowie ihrer gegner, der anhänger einer 'natürlichen accentuierung im reimvers ohne feststehende lage und zahl der accente' und bringt die einschlägige literatur in guter übersicht.

Da man bei metrischen untersuchungen gegenwärtig, wo grundsätzliche fragen noch immer nicht zu sicherer entscheidung gebracht sind, meist das gefühl hat, gewissermafsen gleichungen auflösen zu müssen, die eine unbekannte zu viel haben, nimmt man gerne seit CvKraus metrischer abhandlung über Reinbots 'Georg' zu hilfsconstructionen zuflucht. es ist principiell also nichts einzuwenden, wenn K. nach dem beispiele von ChrAMayers arbeit (Die rhythmik des Hans Sachs, PBBeitr. 28, 457 ff) zuerst den versuch macht, die Beheimschen verse nach den regeln der mhd. blütezeit zu lesen, und die fälle vermerkt, in denen die betonung der blütezeit zu unmöglichkeiten führen würde. K. stellt fest, dass die meisten 8- (bezw. 9-) silbler 4 hebungen verlangen, die 10- (bezw. 11-) silbler 5, die 12-silbler 6 und die 6- (bezw. 7-) silbler 3. bei jedem typus sammelt er nun die verse,

Digitized by Google

in denen — mhd. scansion vorausgesetzt — eine hebung mehr gefordert wird, um von dem so gewonnenen material aus die unmöglichkeit einer solchen scansion zu erweisen. das hauptgewicht legt er, wider nach Mayers vorbild, auf verse in denen die letzte senkung fehlt, zb. achtsilbler folgender art: ××́×××́×× oder ××́×××́×××́, die an dem sonst empfindlichen versausgang eine rhythmische besonderheit haben. hier scheidet er je nach der schwere des verstofses fünf unterabteilungen: 1) zwei betonte selbständige wörter im versausgang ohne dazwischenliegende senkung, 2) nominalcompositum am versende, 3) nomen + ableitungssilbe an dieser stelle, 4) verbalcompositum am versausgang und 5) tonlose suffix- oder flexionssilbe als alleinige trägerin des reimes. alle fälle lassen sich bei Beheim belegen. die übrigen rhythmusmöglichkeiten bei 5hebigen 8-silblern, 6hebigen 10-silblern, 7hebigen 12-silblern usw. werden nicht gesondert untersucht, sondern in einer einzigen gruppe unter jedem typus aufgezählt, ein allzu summarisches verfahren, bei dem auf positiven gewinn nicht zu rechnen ist. — noch gröfsere bedenken muss aber die art der scansion erregen. K. bringt die belege als einzelne verse aufserhalb ihres inhaltlichen und syntaktischen zusammenhangs, sodass dem nachprüfenden leser, der die hs. nicht einsehen kann, oft die beurteilung schwer wird. aber selbst bei gutem willen, dem besser orientierten autor zu folgen, wird lebhafter widerspruch gegen seine scansion wach. in dem bestreben, möglichst viele zeugen gegen mhd. scansionsmöglichkeit zu sammeln, führt er eine reihe von versen an, die zum teil durchaus einwandfreie, zum teil doch mögliche rhythmustypen der blütezeit darstellen. so müste zb. seite 22 der vers *wann czúkt, suptílkeit, ér, kúnst, wéh* nach den regeln der blütezeit keineswegs ein 5-hebiger vers mit drei icten in den letzten drei versilben sein. *kunst* tritt unter dem rhythmuszwange gegenüber den starkbetonten nachbarwörtern *ér* und *wéh* ohne weiteres in die senkung; und ähnliches gilt bei den meisten der zahlreich angeführten belege, wo häufung einsilbiger hauptwörter besteht. ich begreife nicht, warum K. hier das tongewicht der nachbarsilben gar nicht erwog, da er doch unten bei anderer gelegenheit das verhältnis zu den benachbarten silben wol beachtete und danach gruppen unterschied. ich begreife auch nicht, warum K. niemals die möglichkeit versetzter betonung im auftact ins auge fasst. verse wie *clúg, lístig, wéis von sýnn* oder *róss, ésell, hélffent gróss* müssen nicht 4-hebig gelesen werden, sie wären auch in der lyrik des 13 jh.s als dreiheber möglich. fast die hälfte aller angeführten beispiele sind bei annahme mhd. technik möglich, wenn man das relative gewichtsverhältnis der silben untersucht, die möglichkeit versetzter betonung zugibt und den satzaccent neben dem wortaccent beachtet. etwa die hälfte aller verse sind dann aus K.s listen zu streichen.

Digitized by Google

Überzeugender ist der abschnitt, der über verletzungen des wortaccentes im reime handelt. hier sind fälle gesammelt wie *kerckér: ser, schneidér: mer: vatér: mer, schüsselspülér: der; des: mannés.* K. kommt zu dem schlusse, dass Beheim nicht nach mhd. art seine verse gebaut haben kann. im folgenden führt K. den nachweis, dass B. silbenzähler war, und gibt ein übersichtliches bild von dem umfange der angewendeten apokopen, synkopen, epithesen und epenthesen von *e* und doppelformen. dass die langen reihen von doppelformen, die K. aus der hs. gesammelt hat, nur aus der silbenzählenden technik des dichters erklärt werden können, ist gewis. es ist aber nicht der einzige weg, diese zu erweisen. K. hätte unschwer aus der hs., die wir uns nach den eingetragenen geburtsdaten seiner kinder als handexemplar des dichters vorstellen müssen, fälle beibringen können, wo Beheim durch nachträgliche besserungen — einschub von flexions-*e* udgl. — seine silbenzählende technik verrät. auch später nachgetragene gedichte, weggestrichene versuche, gedichte die in der hs. ausdrücklich als jugendleistungen bezeichnet sind (s. Bartsch Die altd. hss. der bibl. Heidelberg s. 68 b) udgl. hätten sorgfältig und gesondert untersucht werden sollen.

Die tabellen, in denen eine statistik der verletzungen des wortaccentes bei streng jambischer scansion der verse geboten wird, scheiden acht gruppen von accentverstöfsen, bei den schwersten fällen beginnend (flexionssilbe in hebung, stammsilbe in senkung, zb. *spilén, tanczén, manchés*). warum K. zwei töne, die 'slehtguldin' und die 'hohe guldin' weise, die er 'wegen der ungeheuren masse von reimen' hier von der untersuchung ausschloss, überhaupt nicht weiter bespricht, ist mir unklar geblieben. auch wird nicht deutlich, ob daraus allein sich eine reduction des beobachteten materials von 11000 versen auf 8850 ergab. die wie es scheint sorgsam geführte statistik ergibt, dass mehr als 85 % der untersuchten verse mit jambischem rhythmus gelesen werden können, ohne dass der wortaccent verletzt wird.

Im zweiten und dritten capitel versucht K. nach Sarans vorbild (Die Jenaer liederhs. 1901) und mit dessen terminologie die töne Beheims zu analysieren und sein musikalisches können zu erwägen, und macht auch von dieser seite her wahrscheinlich, dass Beheim seinen versen jambischen rhythmus zugrunde gelegt hat.

Das resultat das K. aus der breitangelegten untersuchung gewinnt, dass nämlich Beheim keine freie füllung der senkungen kannte, sondern die hauptmasse seiner verse bei fester silbenzahl jambisch scandierte, ist durchaus sicher. sind aber alle verse und töne von diesem princip beherscht? zeigen alle lieder das gleiche verhältnis? vermag man nirgends einen fortschritt seiner

Digitized by Google

kunst gegenüber metrisch schlechter gebauten versen zu erkennen? K. behandelt die ganze masse der reime als eine einheit. nur an einer stelle weist er darauf hin, dass sich ein bestimmter accentverstofs (vorsilbe *ge* in hebung zb. *umbgéwürgt*, *gédenk*) auffallend oft in einem nachträglich in die hs. eingetragenen gedichte findet. es bleibt zu erwägen, ob sich nicht von der nunmehr sicher erwiesenen grundlage streng alternierender rhythmik liedergruppen mit besserer und schlechterer kunst zusammenstellen lassen. K. verspricht eine auswahl aus den werken Beheims zu veröffentlichen. vielleicht holt er dort nach was er hier zu geben versäumte, vor allem auch eine untersuchung über den satzaccent und über die strophe in Beheims 'Buch von den Wienern'.

Wien 12. 3. 10. **Viktor Dollmayr.**

Die deutschen 'accipies' und 'magister cum discipulis'-holzschnitte als hilfsmittel zur incunabel-bestimmung von **W. L. Schreiber** und **Paul Heitz** mit 77 abbildungen [= 100 heft der Studien zur deutschen kunstgeschichte]. Strafsburg, Heitz, 1908. 71 ss. und 77 tafeln. 8°. — 10 m.

Zu ende des 15 und im anfang des 16 jh.s haben drucker von schulbüchern in Holland, England, Deutschland und Italien ihre erzeugnisse gern mit titelholzschnitten nach vorbildern aus mittelalterlichen handschriften geschmückt, die in allgemeinsten zügen schulscenen schildern und mit ihrer aufforderung 'accipies tanti doctoris dogmata sancti' auf werke des verschiedensten lehrinhalts passen, wenn sich der hexameter auch von haus aus auf Thomas von Aquino bezieht. diesen nachweis hat WLSchreiber, dem dabei ein grofses, zt. von Paul Heitz gesammeltes und reproduciertes material zu gebote stand, überzeugend geführt. er leitet zugleich nach Proctors, Voulliémes und Haeblers vorgang dazu an, die accipies-bilder, die ja einmal neben einem impressum, mit vorliebe aber auf undatierten drucken stehn, zur bestimmung heimatloser und undatierter drucke zu verwerten, und bringt sein material in eine so praktische folge nach der zahl der abgebildeten schüler, dass das hülfsmittel seinen zweck prächtig erfüllt, wie ich an unsern Freiburger beständen habe erproben können.

Der Antwerpener drucker Gerhard Leeu ist mit der verwendung der accipies-bilder 1486 vorangegangen, in Deutschland hat im gleichen jahre der Basler Johann Amerbach als erster den brauch aufgenommen (Schreiber nr 15), doch erst das accipiesbild des Kölners Heinrich Quentell von 1490 (nr 18) hat der sitte bahn gebrochen, und rings im lande nachfolge gefunden, so dass jetzt insgesamt gegen 400 incunabeln mit solchen holzschnitten vorliegen schuld daran ist nach S.s einleuchtender beweisführung der gute ruf den sich die Quentellschen schulbücher erworben hatten, und von dem die nachdrucker nutzen zu

Digitized by Google

ziehen hofften, wenn sie seinen titelholzschnitt nachahmten. in dieses gesamtbild kommt ein störender zug durch S.s annahme, dass sich Quentell, als sein altes accipiesbild 1495 durch vielen gebrauch verdorben war, einen 'magister cum discipulis' (nr 56) durch nachahmung eines Nürnberger schnittes von Friedrich Kreusner 1491 (nr 55) verschafft haben soll. doch diese incongruenz lässt sich beseitigen: die 'Dicta versoris | super septē tractatus magistri | petri hyspani cum textu' (Hain 16038, in Freiburg B 1917 bu) tragen S.s holzschnitt 56 auf dem titelblatt, sind aber nach ihrem impressum 'per honestum virum Henricū Quentell Ciuē Coloniensem. Anno octuagesimo nono' gedruckt. dabei macht dieser abzug von 1489 nicht einmal den eindruck völliger neuheit. so bleibt auch in diesem falle Quentell führer und muster für die übrigen deutschen drucker, die lebenszeit seines schnittes 56 erweitert sich auf die jahre 1489 bis 1500, das gesamtbild gewinnt erheblich an geschlossenheit.

Eine verschiebung des datums erfährt auch S.s nr 43, ein schnitt Konrad Hists in Speier, der von 1496 bis 97 gebraucht sein soll, übrigens das einzige bild ohne linieneinfassung in dem ganzen buche. erwünscht ist hier zunächst Hains nr 9036a (in Freiburg D 6217) mit Hists impressum von 1497, namentlich aber der druck D 6208 h, dessen auch von S. s. 43 mitgeteilte schlussschrift nichts anderes bedeuten kann als 'Conradus Hist de Spira 1517'. — der bei S. folgende humoristische schnitt nr 44 steht 1504 auf zwei drucken Hüpfuffs in Strafsburg, begegnet aber auch schon vor 1500 und ist da typographisch schwer unterzubringen. S. vermutet einen Strafsburger drucker, aber eine bisher nicht gebuchte, mit diesem schnitt geschmückte ausgabe des 'Es tu scholaris' o. o. u. j. (in Freiburg D 4263) stimmt nach allen Haeblerschen indicien (M 88, kegelhöhe 82/83 und alle einzelheiten der texttype) so völlig zu drucken Michael Greiffs, dass wir den ursprung des schnitts wol nach Reutlingen und in die zeit vor 1496 verlegen müssen. — widerum zeitlich erweitern lassen sich die grenzen des Quentellschen schnittes nr 52, der bei S. 1500 bis 1508 bezeugt ist, aber auch auf einem bisher nicht gebuchten druck 'AUctoritates | Aristotelis om recte philosophātiū facile | p'ncipis . . .' (Freiburg D 436 an) erscheint, der 'Anno redemptionis Nono supra Millesimum quingentesimum' gedruckt ist. eine frühere auflage desselben werks von 1504 'in profesto Laurentij martyris' (D 436 ak), die 'Tractatus duo- | decim Petri hispani' vom 'Anno christi. iiij. supra. M. ccccc. ad finē menſis Julij' (B 1905 p) und ein 'Chato cū glosa | et moralisatione'. 'lucente vigilia apostolorum Symonis et Jude Anno incarnationis dñice. M. ccccc i.' (D 5637 mo) verstärken auch nach rückwärts den eindruck, dass der schnitt 52 zu den meistgebrauchten bei Quentell gehörte. — S.s nr 18 steht auch auf Quentells druck Voulliéme 1080, nr 56 auf Voulliéme 981 und

Digitized by Google

1017, nr 60 auf Hain 1727 und auf einem sonst nicht beschriebenen druck 'ORationes familiares 7 Elegã | tissime ex omib? Publij Ouidij libris formate' 'Impresse Colonie p Martinum de werdena. prope domum Consulatus. in vico Burgensi. Anno. M. d. ix'. einen unbekannten nachschnitt zu nr 60 find ich auf NMichaelis, Argumenta communia, Basel (Jacob vPforzheim?) 1511, Panzer 9, 393.

S. hat vorausgesehen, dass sich in drucken die ihm unbekannt geblieben sind weitere abzüge der von ihm beschriebenen bilder finden würden, und auch auf die erweiterung der verwendungszeit bei nr 43 und 52 ist gewis kein übertriebener wert zu legen. aber wenn einfach durch auffindung zweier neuer drucke das abhängigkeitsverhältnis der wichtigen blätter nr 55f umgekehrt und der ausgangspunct von nr 44 fixiert wird, scheint doch die frage erlaubt, ob das bei bibliographischen arbeiten dieser art befolgte verfahren der umfrage bei bibliotheken eigene umschau genügend ersetzt. die umfrage nach den 'accipies' ist seinerseits in Freiburg, wie ich versichern kann, mit mehr interesse und zeitaufwand erledigt worden, als normaler weise ein vielgeplagter ausleihbeamter dafür aufbringen kann, und hat auf die gestellten bestimmten fragen punct für punct antwort erhalten. die schwierigkeit ist aber, dass die aufgabe im grund höchst unbestimmte fragen verlangt hätte, die den bibliotheken einen unmöglichen zeitaufwand zugemutet hätte — aus ähnlichen erwägungen ist auch die leitung der Weimarischen Lutherausgabe neuerdings vom system der umfragen abgegangen. 5 Freiburger drucke hat S. nach jener auskunft verwerten können, mir liegen jetzt, nach weiterer sammlung und dank dem finderglück meines collegen Bruno Claufsen 41 vor, und gewis birgt das haus noch ein teil mehr. unter ihnen hätten S. zb. für seine nr 20 in D 8184 af oder D 8195 vorlagen ohne bibliotheksstempel zur verfügung gestanden, für nr 21 in D 5246 ein früherer abzug mit unversehrtem rande, für nr 27 in D 4267 ein klares bild statt des verklecksten Olmützer exemplars, für nr 67 in D 1466 ein besser erhaltener stock mit alter inschrift, die den zweck des spruchbands veranschaulicht. anderseits weisen unsere nrr K 1905 k, D 1466, 1468 c, 4263, 4976, 5637 m und mo, 6960 und K 5548 i starke spuren alten gebrauchs auf: in ihnen werden manche exemplare aus lehrerhand, einzelne sogar aus schülerhand durch bibliotheken der Breisgauklöster den weg in die gegenwart gefunden haben.

Der vergleich der originale mit S.s abbildungen zeigt durchweg, dass diese ihren zweck durchaus erfüllen; hie und da ist, wenn ich die erscheinung recht deute, auf dem weichen kunstdruckpapier die schwärze ein wenig geflossen, störend auf nr 26 und 30, in nr 56 ist dadurch das rechte fenster völlig schwarz geworden, umgekehrt hat bei nr 60 wol ein zu blasser abzug

Digitized by Google

vorgelegen. die mafse stimmen bisweilen nicht scharf zur vorlage, doch wol nur, wo Heitz und Schreiber die aufnahme nicht selbst besorgen konnten wie bei nr 9, wo auch über den zustand des arg zerrissenen und mit federzeichnung geflickten originals berichtet sein sollte. auf interessante einzelheiten kann hier nur eben hingedeutet werden: die art wie auf nr 16 die folianten auf dem bücherregal nicht stehn sondern liegen, auf nr 45 (der einzige, von S. vergebens gesuchte abzug des holzschnitts Freiburg D 4146 b) der kalender an der wand und die tintenhörner am pult hängen, sowie die auf nr 48, 64, 75 widerkehrende art, wie ein schüler die gelesene zeile mit dem griffel verfolgt, nr 49 und 57 die form des lesepults mit zweifach gebogenem fufs usf.

Mit der vorliegenden arbeit haben die Heitzschen studien zur deutschen kunstgeschichte die zahl von hundert heften erfüllt — in 15 jahren haben sie ihrem gebiete reiche förderung gebracht und, worauf hier alles ankommt, einem weiten kreis eine fülle von anschauungsmaterial zugänglich gemacht. das vom verlag ausgegebene übersichtsheft läfst die reiche ernte in aller kürze noch einmal an uns vorüberziehen.

Freiburg i. Br. **Alfred Götze.**

Deutsche Shakespeare-probleme im XVIII jahrhundert und im zeitalter der romantik von **Marie Joachimi-Dege.** Leipzig, Haessel, 1907. [Untersuchungen zur neueren sprach- und literaturgeschichte, hg. v. Oskar F. Walzel, 12 heft.] 296 s. 8. — 6 m. (geb. 7 m.).

Ein gescheites buch, das nur im detail nicht überall so gut ist wie im ganzen. es scheint mit ungleichem interesse geschrieben zu sein, das verrät schon der stil, der bisweilen gewant und geschmackvoll ist, bisweilen tief in die niederungen des schlechten journalistendeutsch hinabsinkt. es kommen partieen vor, die die verfasserin wol ohne inneren anteil, nur aus pflichtgefühl abgefasst hat; da ist der vortrag trocken. an den stellen aber, wo der eifer, und offenbar ein sehr reger, fliegender eifer erwacht, da wird die rede triumphierend und pompös.

Das ganze zerfällt in zwei teile; der erste (s. 6—128) behandelt die Shakespearefragen des 18 jh.s, der zweite (s. 131—296) erörtert die verdienste der romantiker, d. h. im wesentlichen der brüder Schlegel, um den grofsen englischen dramatiker. eine merkwürdige verschiedenheit der räumlichen ausdehnung fällt dabei gleich ins auge: während der intensiven kritischen tätigkeit zweier (zählen wir Tieck hinzu: dreier) geister etwa 160 textseiten zufallen, müssen sich die generationen Gottscheds, Lessings, Gerstenbergs, Herders und der jungen genies zusammen mit 120 seiten begnügen. aber auch in ihrer inneren structur sind die beiden hälften des buches verschieden: die erste wählt den ton des historischen referats, während die zweite zum grösten

Digitized by Google

teil in systematisierendem vortrag abgefasst ist und nur gegen das ende wider historisch-chronologisch vorschreitet.

Das räumliche misverhältnis wird noch auffallender. wenn man die feinere gliederung der beiden hauptabschnitte betrachtet. jeder von ihnen zerfällt wider in drei teile. die Shakespearebemühungen des 18 jh.s zerlegt die verfasserin sehr beifallswürdig in drei perioden: dem Gottschedischen zeitalter der polemik und apologie widmet sie unter einschluss der entwicklung des jungen Lessing rund 30 seiten; der productiven kritik Lessings und den praktischen versuchen FLSchröders fallen im zweiten abschnitt rund 60 seiten zu, während für die ganze dritte periode, d. h. alles was von Gerstenberg bis zu den romantikern geschehen ist, nur 30 seiten übrig bleiben. — und ebenso verrät der zweite hauptabschnitt durch seine gliederung. dass das interesse der verfasserin nicht überall gleich stark ist. das eintreten für Shakespeare muste sich für die brüder Schlegel notgedrungen zu einem kampf für Shakespeare zuspitzen. und da dieser nach drei fronten geführt wurde, so ergaben sich daraus drei (diesmal natürlich nicht chronologisch von einander abgehobene) capitel: dem kampf wider die 'correcten' widmet frau J.-D. wenig mehr als zehn seiten, dem gegen den sturm und drang wenig mehr als 20 seiten, während mehr als ein drittel des ganzen buches, über 100 seiten, dem kampf gegen die classiker zufällt. so wird, ob man die hauptteile oder die unterabschnitte betrachtet, das buch gegen das ende hin immer ausführlicher.

Diese ungleichheit der behandlung wird ja zum teil durch die gröfsere wichtigkeit oder unwichtigkeit der materie bedingt; aber doch nur zum teil. ein rest von willkür bleibt übrig. und da ich auch diesen lieber erklären als verurteilen möchte, so ist mir wol die vermutung erlaubt: ist vielleicht das ganze buch rückwärts concipiert worden? bestand vielleicht anfangs nur die absicht, das verhältnis der romantiker zu den classikern an einem der hauptprobleme, der Shakespeare-frage, zu erörtern? wurden dann kleine ergänzende partieen (teil 2 abschnitt 1 und 2) nötig? forderte darauf Lessing, soweit er anreger für die Schlegel war, seine würdigung? und wurden dann vielleicht erst hinterdrein die lücken etwas eilig und ohne die erste frische anteilnahme ausgefüllt?

Ich möchte mir gern die entstehungsgeschichte der einzelnen capitel so zurechtlegen. aber schliefslich, für die beurteilung müssen wir das buch so nehmen wie es nun einmal geartet ist. und da ist leider zu sagen, dass der erste teil, der dem leser vorführen soll, wie dem deutschen volke langsam das interesse, wenn auch noch nicht das verständnis für Shakespeare zuteil wurde, wenig gelungen ist. frau J.-D. zeigt sich trefflich begabt, wenn es gilt, reichlich und offen bereit liegendes material

Digitized by Google

klug zu deuten. wo also Shakespeares einfluss klar zu tage tritt, wo die quellen ergiebig fliefsen, da bringt ihr buch das beste. aber jenen rückwärts dringenden historikergeist, der zu den ursachen nochmals die ursachen aufspüren und erkennen möchte, und sich drum über ein weit zurückliegendes, aufschluss bietendes symptom oft mehr freut als über den materialreichtum späterer zeiten, diesen leidenschaftlichen entdecker- und spürsinn hat frau J.-D. nicht. und doch sind für alle literarhistorischen und überhaupt biologischen forschungen die embryonalen zustände oft reichlich so wichtig und interessant wie die erscheinungen, die die voll entwickelten, eigenlebigen wesen aufzeigen.

Wie selten ist bei uns Deutschen die entsagungsvolle lust am materialsammeln und an mikroskopischer betrachtung verbunden mit der gabe der geistigen durchdringung und der abrundenden darstellung. wir haben staunenswerte bibliographieen des kirchen-, des volks-, des studentenliedes, und doch keine einzige, zum kunstwerk erhobene darstellung dessen, wie diese lieder im volke gelebt haben. wir erfreuen uns zweier bände voll Faustsplitter, und haben keinen der das geistige band zwischen diesen tausenden von fragmenten nachweist. — auf der andern seite aber treten viele schriftsteller auf mit der begabung, in schlankem stil ein anmutendes buch zu schreiben. aber sie nehmen sich nicht die zeit, ihr werk gründlich vorzubereiten; ja, sie schätzen in vielen fällen die 'kärrnerarbeit' wol gering und betrachten sich selbst als bauende könige. selbsttäuschung in menge.

Hübsch gezimmert, aber leider etwas unsolide ist das erste capitel des buches der frau J.-D. ich halte vom nachtragen einzelner materialstückchen sehr wenig und will daher das register alles dessen, was an fehlern in den angaben der frau J.-D. steckt und was überhaupt nicht vorhanden ist, nicht widerholen. Kurt Richter, der sich seinerseits um die sammlung von Shakespearesplittern verdient gemacht hat, gibt in den Studien für vergleichende literaturgeschichte 8, 388 ff viele ergänzungen. Worauf es mir ankommt ist, an ein paar beispielen zu zeigen, dass mit so unvollständigem, genügsam gesammeltem material eine darstellung wie frau J.-D. sie beabsichtigt, nicht durchzuführen ist.

Die verfasserin möchte Deutschland während der ersten vier jahrzehnte des 18 jh.s in tiefster unkenntnis über Shakespeare zeigen. gewis trifft das für die grofse masse des volkes zu; wo ist aber nur der geringste beweis dafür erbracht, dass es auch für die wortführer bedingungslos gilt?

Gottsched tritt in den gesichtskreis der frau J.-D. ich stehe weitab von der jetzt durch Reichel proclamierten bewunderung dieses verdienstvollen, aber einer vergehnden zeit angehörigen mannes. ihn jedoch heute noch mit dem alten, wolfeil ge-

Digitized by Google

wordenen spott abzufertigen, und mit der verachtung die in Lessings munde erklärlich ist, das ist noch unhistorischer als Reichels überschätzung. vor allen dingen: mögen Gottscheds kunstanschauungen schon bei seinen lebzeiten noch so rückständig gewesen sein, unkenntnis auf dem gebiet der internationalen dramatischen literatur darf man ohne zwingende beweise dem vf. des Nötigen Vorrats niemals vorwerfen. das tut aber frau J.-D. sie behauptet, Gottsched habe bis 1741, d. h. bis zum erscheinen von Borcks 'Julius Cäsar', Shakespeare nicht gekannt: [1] 'er (Gottsched) hatte Shakespeare erst jetzt durch die übersetzung kennen gelernt', heißt es s. 10 f. nun hatte aber Gottsched doch schon seit langen jahren den 'Spectator' gelesen, der ihn widerholt auf den englischen dramatiker hinwies. aus Gottscheds eignem hause war 1739 die übersetzung des 'Zuschauers' hervorgegangen; jahrelang mochten und musten der dictator und seine geschickte freundin den inhalt der neun bände zum gegenstand ihrer unterhaltung gemacht haben. wie sollte ihm, der doch auch alles aufgestöbert hat, was vielleicht einer theaterreform dienen konnte, der gepriesene englische dramatiker dauernd unbekannt geblieben sein? frau J.-D. kann diese unmöglichkeit nur dadurch möglich machen, dass sie die würkung der moralischen wochenschriften in Deutschland gänzlich ignoriert. und das scheint mir ein großer fehler. wir haben die wahl zwischen zwei urteilen über Gottscheds Shakespearekenntnis bis 1741: entweder er kannte nichts von dem englischen dichter, wollte sich auch gar nicht belehren lassen, und verwarf seine werke aus blofsem vorurteil; oder er hatte doch einige dramen Shakespeares gelesen und muste sie nur eben nach mafsgabe seiner kunstanschauungen misbilligen. das letzte scheint mir das einzig mögliche, das einzige was zugleich der wissbegier und der beschränktheit Gottscheds entsprach. ja, selbst dies urteil ist vielleicht schon zu scharf. denn zeugt es nicht von einer erheblichen unbefangenheit, dass Gottsched in denselben jahrgang derselben zeitschrift, in der er eben erst Borcks 'Julius Cäsar' verurteilt hatte, Elias Schlegels vergleich zwischen Gryphius und Shakespeare aufnahm, in dem der englische dichter so manches lob erhielt? als er dann freilich hinterdrein gewahr wurde, welche begrifs-

[1] Frau J.-D. kann sich natürlich auf Lessing berufen, der behauptet hat, dass Gottsched Shakespeare 'aus stolz' nicht habe kennen lernen wollen. aber ganz abgesehen davon, dass 'kennen lernen' dort im zusammenhang des 17 literaturbriefes vielleicht soviel wie 'prüfen, studieren, und also ergründen, verstehn' heifsen kann, ist es doch bei den mancherlei unrechtigkeiten Lessings gegen Gottsched zweifelhaft, ob diese behauptung sich auf sachkenntnis stützt. was wuste denn Lessing von Gottscheds Shakespeare-lectüre? er durfte doch höchstens behaupten, dass der Leipziger geschmacksrichter Shakespeare niemals anerkannt habe, und daraus erst auf mangelndes verständnis und vielleicht auf wenig willen ihn zu begreifen schliefsen.

Digitized by Google

verwirrung der Schlegelsche aufsatz hervorrufen konnte, da zog er 1742 seinerseits noch einmal gegen Shakespeare zu felde. und da fielen dann worte, wie 'niederträchtig, ekelhaft', die Gottsched (was bei frau J.-D. nicht zu lesen ist) allerdings nach dem sprachgebrauch des 18 jh.s verstanden wissen wollte, und die abermals beweisen, dass ihm der englische dichter doch nicht fremd gewesen ist.

Neben der unvollständigkeit der zeugnisse ist auch die verbindung zwischen ihnen, die frau J.-D. herstellt, bisweilen anfechtbar. es gibt geschichtsschreiber, die, vielleicht nur unbewust, jeder einmal geschehenen tat oder äufserung eine würkung zuschreiben. das ist eine grofse übereilung. die aufgabe des historikers kann nur die sein, solche factoren geistig mit einander zu verbinden, die nachweisbar im verhältnis von ursache und würkung zu einander gestanden haben müssen, alle übrigen aber, die für die förderung oder hemmung eines historischen verlaufes ohne belang gewesen sind, einfach beiseite zu lassen, sie mögen an sich so interessant gewesen sein wie sie wollen. wenn wir wissen, dass Leonardo da Vinci flugmaschinen auf dem papier construiert hat, so beweist das nur, dass ein vorgeschrittener geist sich schon im 15 oder 16 jh. mit problemen beschäftigt hat, deren lösung dem 20 jh. vorbehalten war. in eine blofse aufzählung solcher versuche gehört der seine hinein, in eine geschichte im strengen sinne nicht.

Daraus ergibt sich schon, wie ich die früher gebrauchten wörter 'vollständigkeit' und 'unvollständigkeit' verstanden sehen möchte. dem blofsen registrator ziemt die absolute vollständigkeit der documente, zeugnisse oder was es sei, dem historiker nur relative vollständigkeit, d. h. eine möglichst lückenlose reihe der zeugnisse die in ursächlichem verhältnis unter einander stehn, mit allem was ihre deutung fördert, daneben aber eine bewuste ablehnung alles dessen, was zwar stofflich verwant ist, aber die reine darlegung der historischen vorgänge stört. eine schlussfolgerung aus einem überflüssigen document erzeugt einen ebenso großen fehler, wie die auslassung eines für den zusammenhang notwendigen beleges.

Mess ich an diesen forderungen die leistung der frau J.-D., so tut die verfasserin bisweilen zu wenig, bisweilen zu viel. von der auslassung wichtiger historischer quellen ist schon die rede gewesen; aber auch das gegenteil, folgerungen aus material das keine folgerungen zuließ, kommt vor. ein beispiel: s. 15 ff berichtet frau J.-D. von jenem erstaunlichen artikel, der anonym 1753 in den 'Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens' erschien, und den Litzmann (F. L. Schröder I 76 anm.) geneigt ist Ast zuzuschreiben. nur einer der in englischer literatur sehr belesen war, kann den aufsatz verfasst haben; Shakespeare wird hier mit leuchtenden augen betrachtet und unbe-

Digitized by Google

fangen an den alten gemessen; probleme tauchen auf, die Lessing und die jungen genies erst nach jahren streifen sollten. ganz einsam steht dieser rätselhafte autor da. als er 1753 seine ausführungen veröffentlichte, hat offenbar selbst der vorgerückteste ihm nicht nachkommen können; wir vermögen nicht den kleinsten beweis dafür zu erbringen, daß sein aufsatz beachtet wurde und folgen hatte. und als in späterer zeit andre dort angelangt waren, wo er schon 1753 gestanden hatte, da waren die 'Neuen Erweiterungen' längst begraben und vergessen. der anonymus von 1753 gehört zu jenen millionen überflüssiger, die es im weltgetriebe gegeben hat zu jenen, die zu früh geboren sind oder ihre erkenntnis nicht laut, nicht oft genug ausgesprochen haben. wollte man die geistige arbeit einer nation, das ererben und vererben, in der form eines großen stammbaumes darstellen, so würde man den verfasser solch eines aufsatzes eingliedern als einen, dessen ahnen man nachweisen kann, der aber keine kinder gehabt hat. man muß die existenz solcher naturen achten, muß sie hinnehmen wie sie sind, als fruchtbringende ideenträger, die aber keine fernere aussaat geboten haben. man darf ihnen aber nicht, weil ihre gedanken später in andern menschen wider aufgelebt sind, eine directe einwürkung auf diese späteren andichten.

Wie stellt sich nun aber frau J.-D. zu dem aufsatz von 1753? sie sagt (s. 18): 'mit diesem artikel, der selbstredend unter englischem einfluss steht, tritt die Shakespearefrage schon in ein helleres licht. von der streiterei über regelmäfsigkeit und unregelmäfsigkeit, bei der Shakespeare als muster für die regellosigkeit dient, geht man in literarischen kreisen zur lectüre Shakespeares im original über. es bereitet sich ein umschwung vor; ganz allmählich fängt man an, in Shakespeare einen grofsen meister, ein genie zu sehen, für das die landläufigen wertmafsstäbe und die bisher gültigen grundsätze und regeln der kritik viel zu eng und einseitig sind'. also 'man' geht über. 'man' fängt an, in 'literarischen kreisen' (sogar im plural) liest man Shakespeare. welch ein ganz irriges bild entsteht durch solche verallgemeinerung! in würklichkeit ist es unseres wissens im anfang der fünfzigerjahre noch fast ebenso still über Shakespeare geblieben wie vorher. als die ersten gerüchte laut werden, dieser verschollene englische dramatiker sei ein ansehnlicher dichter gewesen, da nehmen, so viel wir erkennen, einige wenige seine werke zur hand: Gottsched der überzeugungstreue, um ihn zu bekämpfen und kommendem übel vorzubeugen; wahrheitsucher, wie Elias Schlegel und Lessing, um ausschau zu halten, ob von England vielleicht das heil kommen könne. bis man aber 'in literarischen kreisen zur lectüre Shakespeares im original übergieng', dazu hatte es noch gute weile. die verfasserin hätte den artikel der 'Neuen Erweiterungen' von 1753 so vorsichtig beur-

Digitized by Google

teilen sollen, wie sie wenige seiten später (s. 34) den von 1756 würdigt: 'wir erstaunen über die frühreife dieses urteils. es war wohl für seine zeit zunächst noch zu reif. es weist schon auf Gerstenberg und Herder'.

Etwas festeren boden unter den füfsen hat frau J.-D., sobald sie an den jungen Lessing herantritt. hier ist manche altvertraute tatsache neu beleuchtet, manche combination beachtenswert. aber selbst wenn ich auch hier der materiellen lücken, der falschen datierungen (Nicolais Bibliothek!) nicht gedenke, so bleibt neben dem anregenden doch viel unerwiesenes stehn. ein temperament das die verfasserin gewis persönlich als ein glück betrachten darf, geht hier, wie an andren stellen, einfach mit ihr durch. sie sieht ein ziel für ihre untersuchung vor sich, sie weifs den weg dahin: sie erkennt ganz richtig, wie sich im 18 jh. die Shakespearekenntnis und Shakespearebegeisterung im grofsen und ganzen entwickelt. aber es geht ihr offenbar zu langsam. sie lässt die menschen des 18 jh.s ihre einsichten nicht in dem tempo gewinnen. wie es nun einmal tatsächlich geschehen ist, sondern sie hetzt sie noch nachträglich.

Lessing hat darunter zu leiden. bei ihm hat es — anders wissen wir's nicht und werden es auch wol schwerlich anders erkennen — bis gegen das ende der fünfzigerjahre gedauert, dass er ein überzeugter anhänger Shakespeares auf grund würklicher kenntnis wurde; und Moses und Nicolai haben und behalten das verdienst, ihm auf diesem wege anregungen zugetragen zu haben. frau J.-D. möchte ihn aber schon 1755 als shakespearereif und 1757 als Shakespearekenner hinstellen. und das gelingt ihr nur dadurch, dass sie den tatsachen resultate abpresst, die diese schlechterdings nicht hergeben wollen. da wird zunächst Lillo als ein Shakespeare im kleinen dargestellt, nur damit an dem dichter der 'Miss Sara Sampson' schon 1755 eine entscheidende annäherung an Shakespeare zu erkennen sei. was bei Lillo das neue war, so heifst es s. 32, war shakespearisch. 'man braucht es sich nur (nur!) ins grandiose gesteigert, oder ins künstlerische gemildert vorzustellen, um die hervorstechenden merkmale des Shakespeareschen dramas zu bekommen'. mit solchem 'nur' kann man aus einem fisch einen vogel machen.

Und ebenso gewagt erscheint mir der zweite schluss (s. 37): weil Lessing 1757 die bemerkung macht, Mendelssohn habe den Hamletmonolog 'vortrefflich übersetzt', so erführen wir dadurch 'mit bestimmtheit', dass Lessing in diesem jahre Shakespeare im original kannte. für mich folgt aus Lessings worten nur, dass er die übersetzung des monologes mit dem original verglichen, günstigstenfalls dass er dann auch den ganzen 'Hamlet' in englischer sprache gelesen hat. aber dass er 'Shakespeare' (das soll im zusammenhang der seiten 37 und 38 so viel heifsen, wie: mindestens eine gröfsere zahl der wichtigsten dramen von Shake-

Digitized by Google

speare) schon 1757 im original gekannt habe, geht aus dem urteil über den einen monolog nicht hervor. es ist bei der geistesart Lessings allerdings so gut wie selbstverständlich, dass, als ihn der 'Hamlet' gepackt hatte, ihn auch nach weiterer kenntnis gelüstete. aber wie bald und wie umfänglich er sie sich verschafft hat, wissen wir nicht genau. wir müssen da vorsichtig sein. im februar 1759 natürlich war ihm Shakespeare wolvertraut; und er kannte mehr als die drei stücke, die er im 17 literaturbrief citiert.

Frau J.-D. führt dann mit sicherer hand die untersuchung bis dahin, wo Lessing für die zukunft der deutschen literatur die losung gewonnen hat: antik und germanisch zugleich (ob sie dabei die stelle von den *'mühsamen Vollkommenheiten der Kunst'* s. 43 richtig interpretiert hat, bleibe dahingestellt). Lessing interessiert sie und ist ihr mit seinem ringen nach form und 'höheren gesichtspuncten' verständlich, obwol sie vor den titeln seiner werke (Der Jude, Hamburger Dramaturgie) und dem datum seines berühmtesten literaturbriefes nicht viel respect hat. bei Wieland[1] lässt die anteilnahme schon wieder etwas nach. ganz richtig wird der gesinnungswechsel verzeichnet, der zwischen Wielands brief an Zimmermann aus dem jahre 1758 und den anmerkungen zu seiner Shakespeare-übersetzung besteht; aber eine erklärung wird nicht versucht. und doch ligt in der entwicklung dieses einen künstlers (wie die geschichte aller kunst überhaupt von vielen solcher individuellen factoren abhängt) ein stück schicksal für unsre literatur enthalten. denn in welcher gestalt der übersetzte Shakespeare zum ersten mal vor die deutschen leser trat, so muste er eine zeitlang vor ihrer phantasie weiter leben.

Abermals tut darauf die untersuchung der verfasserin einen sprung. man darf das an und für sich nicht tadeln. die zusammenfassende darstellung eines geschichtlichen vorgangs kann nicht die zitterigen curven aller einzeluntersuchungen mitmachen. sondern wird einfachere, ausgeglichenere bogen ziehen müssen. aber statt zweier katheten einfach die hypotenuse zeichnen, das dürfte doch etwas zu summarisch sein. und doch geht frau J.-D. in der vereinfachung der entwicklungslinien soweit. es galt zweierlei zu zeigen: die folgen von Lessings und die von Wielands Shakespeare-propaganda. auf der einen seite war die frage zu beantworten: verstand man im deutschen publicum oder auch nur in der schriftstellerwelt Lessings anregungen richtig? darauf konnte und muste eine betrachtung von Weifses dramen aus der Shakespeareschen sphäre antwort geben, die für eine reihe

[1] beiläufig: dass Wieland *'der Genie'* statt *'das Genie'* schreibt, sollte man nicht mit einem '(sic!)' versehn. das ist älterer sprachgebrauch, hervorgegangen aus einer sehr schönen vorstellung, worüber Rud. Hildebrand trefflich im Grimmschen Wörterbuch s. v. *Genie* unterrichtet.

Digitized by Google

von jahren, mitsamt den kritiken die sie erfahren haben, ein gradmesser für die Shakespearereife in Deutschland sind und auch noch manche züge späterer Shakespeare-bearbeitungen erklären. und auf der anderen seite war (wie übrigens frau J.-D. s. 62 selbst ganz richtig bemerkt) die zunahme der Shakespearekenntnis und -bewunderung in Deutschland seit der Wielandschen übersetzung zu verfolgen. die verfasserin behauptet nun zwar, das sei nicht möglich; aber es ist nur schwierig und zeitraubend. in den briefwechseln und zeitschriften, auch den kleineren, der sechzigerjahre steckt das material; man muss es nur heben. der ertrag wird gar nicht so gering sein; denn die entwicklung des publicums neben der der dichter und kritiker gehört auch in die litteraturgeschichte.

Nun, frau J.-D. geht den hypotenusenweg und ist mit einigen schritten von Lessing zu Friedrich Ludwig Schröder gelangt. und hier, wo nun die beiden trefflichen bände von Berthold Litzmann überreiches material boten, hier gesellt sich zur linienführung auch die farbe; die hastige erörterung macht ergiebigerer erzählung platz. mit sicherem gefühl weifs die verfasserin die älteren, im einzelnen richtigen, aber des rechten gesamturteils entbehrenden untersuchungen über Schröders bühnenbearbeitungen von Merschberger in historische beleuchtung zu rücken: Schröders verfahren war in anbetracht des damaligen publicums das einzig ('mögliche' ist wol zu viel gesagt, aber das einzig) praktische.

Auffallend kurz ist der abschnitt über die jungen genies von 1770—1780. frau J.-D. wird ihnen gerecht, das ist ihr nicht abzustreiten. aber diese gerechtigkeit äufsert sich bisweilen kühl, bisweilen mit überlegenheit. es sind ihr (Goethe natürlich stets abgerechnet, und auch Schiller) lärmende, irrende knaben, die man nicht ganz für voll zu nehmen braucht. dies urteil trifft man bei manchen an die durch Oskar Walzels schule gegangen sind; es hat auch seine berechtigung, sobald man den blick auf die brüder Schlegel gerichtet hält, Lenz und seine altersgenossen mit ihnen vergleicht und die beiden gruppen, wie es die romantiker wünschten, in gebührender entfernung von einander hält. aber wenn man in einer selbständigen hälfte eines buches alle Shakespeare-bemühungen des 18 jh.s um ihrer selbst willen schildert, so dürfen auch die stürmer und dränger verlangen, zu ihrem rechte zu kommen. gewis sind die romantiker die reiferen, einerseits weil sie die geborenen theoretiker und kritiker waren, eigenschaften also besafsen, die die genies weder pflegten noch besonders schätzten; dann aber auch, weil ihnen die einsicht dreier jahrzehnte zugute kam, die den leidenschaftlichen früheren dichtern noch fehlte. alles 'zueigenmachen', alles 'auffassen' von Shakespeares künstlerischen grundsätzen hat aber den romantikern für ihre dichterischen leistungen so gut wie nichts genützt. sie waren und blieben kluge kritiker, während die

Digitized by Google

stürmer und dränger, über die sie sich so sehr überhoben, dichter waren, dichter sehr verschiedenen schlages, aber dichter. drum muss man bei ihnen ihre poetischen leistungen aufsuchen, in denen sie ihre 'Shakespeare-probleme' praktisch zu lösen versuchten. dass frau J.-D. das so gut wie ganz unterlässt, wenigstens sehr rasch über diese fragen hinweghuscht, ist aus gründen der gerechtigkeit nicht gutzuheifsen. denn nun spielen die jungen genies, für sich allein, wie auch später, als sie von den romantikern angegriffen wurden und sich nicht mehr wehren konnten, eine klägliche rolle.

So habe ich den eingangspartieen des buches der frau J.-D. wie man sieht, manche bedenken entgegenzustellen. die vorgeschichte der Shakespeare-bewegung wird wol noch einmal mit reicherem detail geschrieben werden müssen. die grundgedanken der ersten capitel kann man sich aneignen; vor den übertreibungen jedoch wird man sich zu hüten haben. und das stille sammeln und vorsichtige deuten einzelner in betracht kommender symptome, für das die verfasserin dieses buches anscheinend nicht viel hochachtung hat, wird noch fernerhin eine wichtige aufgabe bleiben. der name Shakespeare braucht in solchen dokumenten gar nicht immer ausdrücklich genannt zu werden. das deutsche volk ist auch durch andre mittel als durch Shakespeare-lectüre für Shakespeare reif geworden.

In der gröfseren zweiten hälfte des buches ist nun aber die verfasserin in ihrem element. diese capitel über die romantik sind aus dem vollen geschöpft und durchweg aus primären quellen. romantische doktrin, die ja unter lebhafter anregung einer der genialsten deutschen frauen sich ausbildete, wird wol stets in frauen congeniale auslegerinnen finden. die discussionen der brüder Schlegel durchlebt denn auch frau J.-D. noch einmal mit hoher erregtheit. ihre ganze liebe gehört den romantikern. sie haben den process der einbürgerung Shakespeares vollendet. die krönung des werkes danken wir ihnen; drum gebührt auch ihnen selbst eine krone.

Für diesen teil der aufgabe bringt frau J.-D. ausgesprochene begabung mit, energie des denkens und eine fähigkeit, aus längeren gedankenreihen ein klares facit zu ziehen[1]. es berührt sympathisch, wie sie nie des dankes für Oskar Walzel vergisst, in dessen schule sie sich gebildet hat, wie sie sich aber selbständigkeit des urteils und den mut ihrer meinung wahrt und eine frische des vortrags, die nur zuweilen ins saloppe fällt.

Ihre grundtendenzen und hauptresultate sind ausgezeichnet. ohne zweifel ist erst die romantik Shakespeare gerecht geworden. und wenn um dieses nachweises willen licht und schatten man-

[1] ist in den abschnitten über Schiller (s. 216 uö.) die beständige verwechslung von *'sentimental'* und *'sentimentalisch'* gleichgültigkeit gegen die begriffsverschiedenheit oder absicht?

Digitized by Google

mal etwas stark contrastiert sind, so schadet das nichts. mäfsigen kann man da leicht. es bleibt zb. noch einmal erneuter nachprüfung vorbehalten, ob der gegensatz zwischen den genies und den romantikern nicht vielleicht etwas zu unversöhnlich formulirt ist; ob die brüder Schlegel, zwar ausgehend von richtigen voraussetzungen, aber durch widerspruch ins extrem gedrängt, sich in ihren letzten folgerungen das schaffen Shakespeares nicht vielleicht um einen oder einige grade zu bewust und absichtlich vorgestellt haben (wie übrigens die verfasserin s. 207 selbst in erwägung zieht). besser ist es jedenfalls, frau J.-D. accentuiert hier ein wenig zu stark, als wenn sie die grenzlinien zwischen den parteien mit unentschiedener hand gezogen hätte. an ein paar stellen wären sogar ein paar kräftigere wörtlein, auch im werturteil, am platze gewesen: nämlich überall da, wo es gilt die brüder Schlegel abzurücken von dem schwätzer Tieck.

So habe ich nicht allem zustimmen können was frau J.-D. vorträgt. ich finde, dass etwa die ersten 70 seiten ihres buches etwas obenhin gearbeitet sind. aber man list die ausführungen einer so begabten frau, besonders den zweiten teil, dennoch mit gewinn und wird weiteren arbeiten, auch dem essay den die verfasserin s. 70 in aussicht stellt, mit anteil entgegensehen.

Am schluss des buches fällt die verfasserin in den apologetischen ton; sie meint, noch im jahre 1907, die romantik als die 'unpopulärste und fast verachtetste literaturepoche' gegen ein weit verbreitetes 'odium' in schutz nehmen zu müssen, und behauptet (s. 296): 'es gibt fast keinen jungen studenten von literarischem ehrgeiz, der nicht einmal auf kosten Friedrich Schlegels die nase gerümpft oder hell aufgelacht hätte'. wo frau J.-D. diese beobachtungen gemacht hat, weifs ich nicht; mit meinen erfahrungen decken sie sich keineswegs. so viel ich feststellen kann, begegnet unter der akademischen jugend die romantik eher einer überschätzung. und wenn ich im hörsaal über Friedrich Schlegel gesprochen habe, erhalte ich fast regelmäfsig besuch von jungen fremden studenten, die aber nicht geneigt sind zu spotten oder zu lachen, sondern mit grofsen, beinahe ängstlichen augen dasitzen und fragen: woher ich das alles wisse und ob ich gestern würklich von Friedrich Schlegel gesprochen und nicht vielmehr ihr eignes innenleben meinem auditorium erläutert habe. in der akademischen jugend von heute fühlen sich viele — ob mit recht oder unrecht, weiß ich nicht — den romantikern verwant.

Leipzig, den 24 october 1909. **Albert Köster.**

Digitized by Google

Studien zu Schillers dramen von **Gustav Kettner.** Erster Teil: Wilhelm Tell. eine auslegung. Berlin, Weidmann, 1809. xii und 180 ss. 8°. — 3.50 m.

Öfters wurde schon beklagt, dass die berufsgermanisten die erklärung und wissenschaftliche durcharbeitung der neuhochdeutschen classikerwerke viel zu sehr halbgermanisten, lehrern, schauspielern und blofsen liebhabern überlassen. nichts ist bezeichnender hiefür, als dass noch immer Düntzers 'Erläuterungen', diese mit schlecht verarbeiteten und teilweise auch unverlässlichen notizen vollgepfropften zettelkasten, den markt beherschen. das übel ist in den letzten jahren nicht wesentlich kleiner geworden: noch immer 'stecken wir zu sehr im alten', wie RHeinzel einmal selbstironisch gemeint hat, trotzdem die zunehmenden bedürfnisse des lebens und namentlich der schule, die sich noch vor zwei menschenaltern um die nhd. classiker so viel wie nicht kümmerte, wenn sie die lesung derselben etwa nicht gar verboten hatte, andere wege weisen. es verdient daher dank, wenn sich ein berufener wie Kettner auf diesem gebiete häuslich einrichtet. seinen arbeiten über Lessings dramen lässt er nun die studien zu denen Schillers folgen, nachdem er schon früher den dramatischen nachlass dieses dichters einer sorgfältigen neuausgabe unterzogen und manche fruchtbare einzeluntersuchung veröffentlicht hat.

Dieses Tellbüchlein soll der erstling aus der geplanten reihe der Schillererklärungen sein. der untertitel desselben, eine 'auslegung', könnte eine irrige meinung über den inhalt hervorrufen: es gibt nicht eine durchgehende erklärung dieses dramas, es handelt nicht über den dramatischen stil, über sprache und metrik, über scenen- und actbau udgl., sondern bietet einzelstudien zu verschiedenen fragen, deren klarlegung das verständnis des dramas wesentlich fördert. und nicht alle diese studien sind gleichwertig.

Die erste [cap. 1, s. 1—23] gibt einen knappen überblick über die stoffgeschichte, der in späteren capiteln und in den anmerkungen am schlusse des buches gelegentlich ergänzt wird zu den bekannten quellen, die man in Tellcommentaren verzeichnet findet, fügt K. das 'Tagebuch' von Friederike Brun und die 'Reise' von Leop. Stolberg hinzu. die alten Telldramen werden nur kurz erwähnt, weil K. darüber eine eigene abhandlung im Marbacher Schillerbuch 3, 64—124 niedergelegt hat. der einfluss Müllers wird stärker betont als es bisher der fall war, wobei freilich fraglich bleibt, wieviel an idealisierung, an 'modernem historischen gepräge', an 'ideellem gehalt' Schiller auch ohne Müller in das drama gebracht hätte, da er davon jedenfalls mehr besafs als der Schweizer historiker. sonst bietet das capitel nichts neues.

Im zweiten und dritten capitel wird eine vorzügliche entstehungsgeschichte des dramas entworfen. nur Schillers brief an

Digitized by Google

Körner vom 15. xi 1802 vermiss ich ungern, weil der dichter darin andeutungen gibt, wie die antike dramenform der Braut auch auf den Tell hinüberwürken soll. — das nächste capitel untersucht, wie Schiller natur und volk schildert und dabei die denk- und empfindungsweise des 18. jh.s zur geltung kommen lässt. — das fünfte und sechste capitel gehn der anlage und zeichnung der dramatischen charaktere nach, zunächst der Gesslers, dann Gertruds, Stauffachers, und verfolgen die vorbereitung und gründung des volksbundes auf dem Rütli, den dichter erklärend, rechtfertigend, bewundernd. man wird meist beipflichten können, bis auf die auslegung des schlusses der Rütliscene, mit der dann viele andere stellen, ja eine grundauffassung Kettners zusammenhängen. K. meint s. 100: 'so grofs dieses Volk [der Schweizer auf dem Rütli] in seinem alle einmütig beseelenden nationalgefühl und freiheitsbestreben dasteht, so schwach erweist es sich, wenn es gilt zur tat zu schreiten'; der 'aristokrat'[1] Schiller komme zum vorschein und lasse selbst bei 'dieser idealen volksversammlung die mängel hervorbrechen, die in seinen augen dem gesamtwillen als solchem anhaften und ein rasches, einmütiges, entschiedenes handeln lähmen', sodass 'unklarheit, planlosigkeit, zerfahrenheit herschen, die verschiedenen interessen sich vordrängen, ohne entschieden ausgeglichen oder überwunden zu werden; dies alles führt zu entschlüssen, die an bedenklichen halbheiten kranken'. und schon s. 71 hatte er aus derselben auffassung geschrieben: 'der verstand (dieses volkes) haftet nur an dem nächstliegenden, zu weit aussehenden plänen und raschem entschluss ist es wenig geeignet. so erscheint es in der stunde der entscheidung zaudernd, unselbständig und unentschieden in seinem handeln'.

K. beruft sich für seine meinung zunächst auf die verse 1376 ff., denen er eine auslegung gibt, der nicht zugestimmt werden kann. Stauffacher, Walther Fürst, Rösselmann und der Sigrist sind für das nächstliegende: die vögte zu überraschen und gleich loszuschlagen. die Unterwaldner dagegen entwickeln einen weitaussehenden plan: erst die gelegenheit abzuwarten, um am einfachsten und sichersten die festen schlösser der vögte zu brechen. dabei wird Meier, der schon 1087 ff. als streithansl eingeführt wurde, seinem charakter entsprechend etwas hitzig, aber alsbald wider ins richtige geleise gebracht. dass gerade die Unterwaldner den eroberungsplan für die festungen entwickeln, geschieht nicht, weil Stauffacher und Walther Fürst 'keinen rat wissen, wie man dem feinde begegnen, die burgen in Unterwalden brechen soll', wie K. s. 101 behauptet, sondern weil die Unterwaldner naturgemäfs die festungen und die sie

[1] der verweis auf Goethes gespräche ist ohne wert schon deswegen, weil da nicht von Schillers Tell gesprochen wird und das augenmerk zunächst auf die französische revolution gerichtet ist, der gegenüber Schiller bekanntlich seine ansicht sehr geändert hat. überdies tritt Goethes absicht allzuklar hervor.

Digitized by Google

umgebenden örtlichkeiten ihres landes genauer kennen, zumal einer von ihnen, Melchthal, gerade vorher Sarnen ausgekundschaftet und in seinem canton bereits den landsturm organisiert hat. bei der entscheidung über den antrag der Unterwaldner stimmen 20 (das ist die 'mehrheit, der verhängnisvolle factor in jeder demokratie', wie K. s. 101 meint) dafür und 12 dagegen; da die Unterwaldner nur über 11 vertreter verfügen, müssen auch männer von Schwytz und Uri mit ihnen gestimmt, sich also von der richtigkeit ihrer auffassung, dass zuerst die zwei festungen zu beseitigen seien, selbst auf die gefahr hin dass unterdes eine andere (Twing Uri) vollendet werde, überzeugt haben. sobald jedoch der beschluss gefasst ist, herscht einigkeit, hält sich jeder an den beschluss gebunden; der dichter hat das deutlich dadurch ausgedrückt, dass nun Walther Fürst, der früher anderer meinung war, den weiteren plan entwickelt, wie der landsturm aufgeboten und die vögte zur flucht gedrängt werden sollen. — wo ist also hier 'unklarheit, planlosigkeit, zerfahrenheit'? wo sind 'die mängel des gesamtwillens'? die 'verschiedenen unausgeglichenen interessen'?

Warum Sch. diese rasch vorübergehnde meinungsverschiedenheit hervortreten lässt und den kleinen streit des hitzigen Meier eingeschoben hat, kann man leicht ersehen: einerseits um mehr lebenswahrheit zu erzielen, da solche streitigkeiten eine regelmäfsige begleiterscheinung politischer erörterungen zwischen mehr oder weniger verschiedenen interessensphären sind, und zwar beim adel nicht weniger als beim volk; anderseits, und das dürfte ihm wichtiger gewesen sein, um von der gradlinigen entwicklung des dialoges abzukommen und für denselben mehr dramatische form zu gewinnen, wie er schon früher den gleichförmigen gang der scene und die epische breite der Stauffacher-erzählung durch kleinere unstimmigkeiten zu unterbrechen und dramatisch zu beleben suchte; man vergleiche etwa den edlen wettstreit 1127 ff. und den tumult welchen Rösselmann erregt 1290 ff. wie sollte denn dramatisches leben entstehen, wenn alle überall der gleichen meinung wären?

Anders zu beurteilen ist die nächste stelle welche K. für seine meinung ins feld führt: 'der sorgenvollen frage Stauffachers, wie man des furchtbarsten gegners, Gesslers, sich erwehren wolle, entschlägt man sich in dem bequemen vertrauen auf die zukunft:

Die Zeit bringt Rath. Erwartets in Geduld!
Man muss dem Augenblick auch was vertrauen.

Schon Stauffachers frage legt K. nicht ganz richtig aus: denn sie ist in erster Linie nicht als 'sorgenvoll' zu charakterisieren, sondern entspringt mehr dem bedürfnis des dichters, Gesslers stärke und wichtigkeit besonders hervorzuheben; dem entsprechend trägt Stauffacher bedenken, Gessler so wie die übrigen vögte zu 'schonen', dh. am leben zu lassen, was Walther Fürst

Digitized by Google

1367f gefordert hatte; das *Schwer ists und fast gefährlich* kann sich nur auf *ihn zu schonen* beziehen. aber noch schlimmer ist, dass K. in seinem citat gerade die wichtigsten verse aufser betracht lässt: auf Stauffachers frage antwortet nämlich zuerst Baumgarten:

Wo's halsgefährlich ist, da stellt mich hin,
Dem Tell verdank ich mein gerettet Leben,
Gern schlag ichs in die Schanze für das Land.
Mein' Ehr hab ich beschützt, mein Herz befriedigt.

es zeugt so recht wider für Schillers dramatischen scharfsinn, dass er gerade Baumgarten auf diesen posten stellt, weil dieser schon in der ersten scene den burgvogt Wolfenschiefsen kurzweg mit der axt erschlagen, somit seinen mut, seine raschheit und entschlossenheit bewährt hat; er weifs, wie man mit diesen vögten abzurechnen hat. bei der aufführung des dramas soll man die Baumgartenrolle freilich nicht einem hohlbrüstigen, vogelbeinigen schauspieler auflasten, sondern einer kraftgestalt, dann ist sie glaubwürdig.

Recht jedoch hat K., wenn er die beiden ersten verse Redings 1437f beanstandet: man darf dem *Augenblick auch was vertrauen*, besonders in einem krieg, wo ja so viel von der augenblicklichen Lage abhängt; aber nicht das wichtigste, als was die beseitigung Gesslers jetzt erscheint. der gesammelte leser oder zuschauer merkt gleich die absicht des dichters, eine lücke für die Tellhandlung in der hohlen gasse zu schaffen; deshalb erinnert er ein paar verse vorher geradezu an Tell und dessen rettung Baumgartens, wobei Tell sich noch kühner und stärker gezeigt hat als dieser. nicht aus dem gesichtspunct der volkscharakteristik sind die stellen mit K. zu erklären, sondern aus den bedürfnissen der dramatischen technik: hier schon soll die dritte scene des IV actes als wichtige ergänzung der Schweizerhandlung vorbereitet und eingenietet werden.

K. findet noch andre mängel an den Schweizern der Rütliscene, die ebensowenig begründet sind. nach seiner meinung sollten die Schweizer auch noch die 'fülle der möglichkeiten, die eintreten können', bedenken. allein wenn sie das täten, würden sie wol überhaupt nicht zu einem entschluss kommen. er findet ferner den 'glauben der Schweizer, der gegner werde in frieden weichen wenn er das volk in waffen erblickt, naiv'. ich möchte da gerade die jahrhundertfeier von 1809 vorübergerauscht ist, K. vorschlagen, JHirns buch über 'Die Erhebung Tirols', die mit der im drama dargestellten erhebung der Schweizer manche ähnlichkeit hat, durchzublättern: da wird er finden, wie die gegner widerholt fersengeld gegeben, nur weil sie das 'volk in waffen erblickt' haben; er wird weiter finden, wie man öfter früher losschlug, als man unter andern verhältnissen verabredet hatte; desgleichen wird er finden, wie die Tiroler ihre kriegspläne

Digitized by Google

nicht besser ausgedacht hatten als die Schweizer bei Schiller; und trotzdem haben diese wie jene gesiegt, denn was etwa im plane mangelte, das ersetzte reichlich die geeinte volkskraft, vor der K. zu wenig respect zu haben scheint, wahrscheinlich weil er sie zu viel mit der haltlosigkeit des grofsstädtischen proletariats zusammenbringt; deshalb lässt er sich auch verleiten, den ausdruck 'demokratie' auf die Schweizer anzuwenden, ungeachtet Schiller in verschiedenen versen und noch kurz vorher v. 1356 einer solchen verwechslung beinahe ängstlich vorgebeugt hat: grade die demokratie seiner zeit kämpfte **gegen** die historischen rechte und suchte sie durch neue volksrechte zu ersetzen; die Schweizer im drama aber kämpfen **für** die historischen rechte, welche die vögte beseitigen wollen; diese sind hier die revolutionäre, jene die conservativen.

Endlich erklärt K. es für töricht von den Schweizern, dass 'die versammlung . . . bedingungslos das handeln jedes einzelnen bindet' (1454 ff), und meint, 'das wort, mit dem Stauffacher schliefst

Denn Raub begeht am allgemeinen Gut.
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache

zeige sich denn auch sofort im nächsten act in seiner ganzen kurzsichtigkeit'. das ist wider schon sachlich nicht ganz richtig: die 'versammlung' bindet nicht, ihre beschlüsse enden mit vers 1453, und bereits Hoffmeister hat gesehen, dass es sich um einen rat oder besser um eine ermahnung Stauffachers handelt; ferner hilft sich von den Rütlibündlern keiner 'selbst in seiner eignen sache', das tun nur Tell und Rudenz, die aber nicht mitgeschworen haben; auch die 'kurzsichtigkeit' im III act ist nicht zu finden, denn die ereignisse kommen da so plötzlich und unerwartet, dass die unbewaffneten den aufstand gegen die bewaffneten niemals wagen könnten, wie der dichter ausdrücklich hervorhebt 1968f; im IV act geht es dann wirklich los trotz des 'bedingungslos bindenden beschlusses'.

Somit ist alles was K. als beweis für Schillers 'indirecte kritik der Schweizer beschlüsse' anführt, entweder unrichtig oder anders zu erklären. In den nächsten zwei absätzen und im folgenden (siebten) capitel findet K. noch einen weiteren wichtigen grund, warum Schiller das Schweizervolk so unfertig, ungeschickt planlos, zerfahren hinstelle: um dadurch eindringlich zu machen, dass demselben 'eine feste, tatkräftige leitung fehlt, . . . die starke übertragende persönlichkeit, die den unklaren und schwankenden willen der vielen einheitlich zusammenfasst und rasch entschlossen zur entscheidenden tat lenkt'. durch Schillers 'loslösung des volkes vom adel' sei 'nicht nur ein riss in das unternehmen der Schweizer gedrungen', sondern das volk auch um 'die gewohnten führer' gekommen.

Wer immer das drama vorurteilslos auf sich würken lässt, wird leicht erkennen, dass das Schillers auffassung nicht sein

Digitized by Google

kann. Sch. sondert den adel nicht ab, um ihn zu heben, um seine gröfsere wichtigkeit oder notwendigkeit dadurch zu zeigen, sondern grade umgekehrt, um einerseits ihn als unzuverlässig oder als volksverräter zu brandmarken, anderseits darzustellen, wie das volk ohne ihn sich erhebt und zusammenschliefst, um seine adelichen bedränger in den staub zu werfen; Schillers Tell ist ein hochgesang auf des volkes macht und herrlichkeit, neben welcher der adel seine bevorrechtigte stellung, seine führerrolle einbüfst; das wichtigste litterarhistorische charaktermerkmal dieses schauspiels ligt ja darin, dass es das erste deutsche volksdrama im eigentlichen und edlen sinn des wortes ist. der adel erscheint bei Schiller in zwei teile geteilt: im vordergrund des ersten steht Gessler, der blutige tyrann, mit seinen mitschuldigen untertyrannen und spiefsgesellen; der junge schweizeradel strömt ihm mehr und mehr zu (945 ff u. 952 ff), sodass eigentlich nur der alte Attinghausen als vertreter des volkstreuen adels übrig bleibt[1]; durch dessen mund aber verkündet der dichter, dass das volk des adels nicht mehr bedarf (2416 ff), dass der adel in den bürgerlichen aufgeht (2430 ff) und dass das volk weiter nichts braucht als einigkeit (2446 ff). Kettner stützt seine ansicht besonders auf Rudenz, den er (noch s. 118) einen 'jugendlichen realpolitiker' nennt, dem 'neben der passion noble auch die passion belle nicht fehlt'. nein! ein windbeuteliger streber ist er, der gern die göttliche vorsehung für das volk spielen möchte (869 ff), das sich aber auf sein eignes glück besser versteht (1634 f), der hinter dieser maske der volksbeglückung nur auf den schnödesten eigennutz bedacht und bereit ist, das volk an den landesfeind zu verraten (790 ff), dazu noch den ehrlichen alten bespöttelt (811 ff), bis diesem die geduld ausgeht und er ihm die wolverdiente lection erteilt (839 ff, 893 ff und 909); darauf übernimmt es Bertha (1602 ff), diesem 'führer' mit der 'passion noble und der passion belle' gründlich die wahrheit zu sagen und ihm entrüstet seinen verrat an volk und vaterland vorzuhalten, bis er seine vollendete charakterlosigkeit in die worte auswimmert: '*O Bertha, alles läfst mich eure Liebe sein und werden.*' als sie ihn langsam zur vernunft bringt, lässt er sich belehren, wie er die 'schlinge lösen soll, die er sich törigt selbst ums haupt gelegt' (1723 f). er tritt dann dem tyrannen mit grofsen worten entgegen; doch bleibt eigennutz auch weiterhin sein leitmotiv; nur versteckt er ihn jetzt unter dem vorwand, er müsse die Schweizer beschützen (2490). allein Melchthal weist diesen

[1] s. 115 will K. am dichter nicht loben, dass er sich bei darstellung des Schweizer adels auf Attinghausen und Rudenz beschränkt hat: 'der lebendigen fülle, in der das volk erscheint, treten so nur zwei vertreter des adels gegenüber'. das war eben Sch.s absicht, weil so schon rein äufserlich des adels bedeutung weit hinter der des volkes zurücktritt. das 'bild der zeit' wurde dadurch freilich nicht gewahrt; aber hätte es der dichter darauf angelegt, hätte er den Wilhelm Tell überhaupt nicht schreiben können.

Digitized by Google

schutz zurück und betont ausdrücklich, der bauer vermöge sich selbst zu schützen (2491ff). da er sich aber noch einmal als volksschützer anbiedern will (2517), lehnt ihn sogar der sanfte Walther ab, indem er ihm seine nächste pflicht am toten Attinghausen vor augen hält (2518f). jetzt erst fällt die maske, und die 'eigne sache' kommt zum vorschein: Rudenz wird der bittende, der beim volk angstbeklemmt um hilfe fleht, um seine bedrohte Bertha retten zu können. weil nun diese befreiungsangelegenheit mit der befreiungshandlung der Schweizer gleichläuft und die Schweizer in der vorausgegangenen Tellscene erfahren haben, dass weitere verschiebung von übel sei, erklären sie sich bereit, ihm zu folgen, und es geht auf die burgen los. Rudenz führt sie aber nicht 'rasch zum sturm auf die burgen', wie K. (s. 103) sachlich unrichtig schreibt; sondern zuerst ersteigt Melchthal den Rossberg, und erst am nächsten tag 'gewann Rudenz mit männlich kühner wagetat' das schloss Sarnen (2873ff), wo seine Bertha in gewahrsam gehalten wurde; trotzdem hätte er seine braut nicht bekommen, wenn ihm Melchthal nicht ein tapferer helfer gewesen wäre, dem der dichter die bezeichnende rede in den mund legt:

— Wär er nur unser Edelmann gewesen,
Wir hätten unser Leben wohl geliebt,
Doch er war unser Eidgenoss und Bertha
Ehrte das Volk — So sezten wir getrost
Das Leben dran und stürzten in das Feuer (2888).

diese worte sind weit entfernt, den adel als den 'gewohnten führer' zu bezeichnen, sondern klingen geringschätzig genug! damit aber niemand über des dichters auffassung im zweifel bleiben kann, bringt er sie am schluss des ganzen dramas (3282ff) noch einmal in wort und handlung zum ausdruck: Bertha stellt sich unter den schutz der Eidgenossen und bittet um die aufnahme in deren bund; sie will nichts mehr als 'bürgerin' sein, und als solche reicht sie Rudenz die hand, der nicht mehr herr, sondern nur 'jüngling' genannt wird. dieser ist damit einverstanden und erklärt alle seine knechte frei. so hat ihn der dichter aus seinem früheren verräterischen adelsstolz herausgeläutert und ihm den eigennutz abgestreift. des dichters auffassung ligt klar zu tage: nicht blofs des adels bedeutung ist in der Schweiz vorüber, sondern auch der adel selbst; es gibt nur mehr Eidgenossen: das abgelebte und unbrauchbare ist im grofsen und lebensstarken aufgegangen. Schillers aristokratentum im Telldrama, die adelichen als 'gewohnte führer', die 'unklarheit, planlosigkeit und zerfahrenheit' des volkes sind lauter unglückliche einbildungen Kettners, denen man nicht rasch genug entgegentreten kann, bevor sie unheil anrichten.

Das siebte capitel, 'Die sonderbestrebungen' überschrieben, analysiert im weiteren den Tellcharakter, der aber nicht glücklich mit dem Wallensteincharakter zusammengestellt wird; denn beide

Digitized by Google

sind in allem wesentlichen verschieden, ja gegensätze: bei dem einen ist alles berechnung, der andere kann nicht rechnen und will nicht überlegen (443), er handelt mehr instinctmäfsig und wird nur langsam durch die eigene not zum verständnis der allgemeinen gebracht. das grüblerische Wallensteins, das träumerische Tells und das visionäre der Jungfrau gehören verschiedenen welten an, so sehr sie sich, äufserlich genommen, zu gleichen scheinen. auch möchte ich angesichts des duologes zwischen Tell und Stauffacher (380—445) nicht mit K. behaupten, er habe 'keinen tropfen von der phlegmatisch-behaglichen art', welche Goethe seinem lastträger verleihen wollte. mit vieldeutigen ausdrücken wie 'individualismus' und 'altruismus', die zudem nach der studierlampe der philosophen riechen, kommt man einem Tellcharakter nicht aufs mark; K. hat ihn nur teilweise richtig nachgezeichnet.

Das achte capitel untersucht die einzelnen teile der Tellhandlung und deren zusammenhang. um des dichters absichten in ihrer tiefe zu ergründen, zieht er auch die philosophischen schriften und gedichte herbei. der wahrscheinlichkeitsgrad der vielumstrittenen apfelschussscene hängt davon ab, wie weit es dem dichter gelungen ist, in Tell das bewustsein zu wecken, dass er auch in dieser lage den schuss mit sicherheit abgeben kann; dazu dienen der hohn des vogtes und die vertrauensvollen zurufe des knaben. das urteil wird immer mehr oder weniger subjectiv bleiben, und daher wird der streit nie ganz aufhören. in der polemik Kettners mit Bellermann über Tells entschluss den vogt zu töten scheinen mir beide unrecht zu haben. es handelt sich um den scheinbaren widerspruch zwischen 2060 ff und 2579 ff. K. sucht sich (s. 129 und 178) zu helfen, indem er die erste stelle anders deutet, als sie jeder unbefangene list: Tell beschliefse schon nach 1990, den vogt für jeden fall, auch wenn der schuss gelingt, zu erschiefsen und später zeit und ort für diesen zweiten schuss zu wählen; er sage daher (2060 ff) dem vogt nur einen teil der wahrheit, indem er zwischen dem zweck des zweiten pfeiles und des 'nächsten schusses erstem ziel' unterscheide. allein eine so kniffige denkweise ist bei Tells argloser natur gänzlich ausgeschlossen; K.s erklärung widerspricht überdies der ganzen situation: nur dadurch dass Tell die volle wahrheit mit kühnheit heraussagt, kann er sein übervolles gemüt entladen, erlangt er den aufwägenden ausgleich; sie widerspricht endlich der vom dichter nicht umsonst ausdrücklich hervorgehobenen versicherung Tells, er wolle dem vogt die 'wahrheit gründlich' (dh. ohne rückhalt) sagen. an dieser stelle ist also nicht zu rühren.

Aber auch bei der zweiten stelle braucht man nicht mit Bellermann eine 'selbsttäuschung' Tells anzunehmen, sie erklärt sich glatt aus dem gang der handlung. Tell hatte den entschluss

Digitized by Google

allerdings mit einer beschränkenden bedingung gefasst: *Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte.* das ist nicht geschehen; aber dafür ist ein anderes unglück eingetreten: die gefangennahme Tells und die bedrohung der ganzen familie; denn sobald der vogt arglistig sein wort bricht, kann sich auch Tell der überzeugung nicht verschliefsen, dass zwischen ihm und dem vogt der kampf auf leben und tod geführt werden muss, dass der vogt ihn und seine familie (2577 f) vernichten wird, wenn er ihm nicht zuvorkommt; das kind ist zwar nicht durch den vom vogt erzwungenen schuss gefährdet wie vorher, als er den schwur getan, aber dies, er selbst und die ganze familie durch die sicher kommende rachetat des vogtes, und in diesem wie in jenem falle ist der vogt die ursache des übels. ganz naturgemäfs bleibt der schwur in kraft, Tell braucht keinen neuen zu schwören, wie Bellermann und andre meinen, sondern nur die gelegenheit zu erspähen um ihn auszuführen, und er wird dann auch genau ausgeführt: des nächsten schusses (mit dem zweiten pfeil) erstes ziel ist der vogt. der beschränkung, die nur einige minuten geltung hatte, braucht Tell daher im monolog nicht zu erwähnen.

Kettner bezeichnet Tells monolog (2560 ff) kurzweg als 'lyrisch' und stellt ihn dem 'reflexionsmonolog' Wallensteins (vor dessen verhängnisvollem entschluss) gegenüber, als wenn er nicht gleichfalls reflexionen enthielte und dieselben mit dem offenbarungsmonolog und dem monolog der abwägenden überlegung wechseln liefse: gerade die mischung der verschiedenen monologarten ist für diesen grofsen monolog charakteristisch. unbegreiflich ist mir K.s tadel über Tells zuruf, als der vogt am boden ligt (2792 f): er sei 'theatralisch' und mache den abschluss zu einem abgang für den schauspieler. ja sollte Tell still und unsichtbar davonschleichen? er enthält auch kein selbstlob, sondern ist der unmittelbar hervorbrechende aufschrei des siegers in diesem furchtbaren kampfe, der die spannung löst und mit unübertrefflicher kürze die befreienden folgen für den einzelnen wie für das ganze land verkündet, er ist stilistisch unentbehrlich; dass er auch dem schauspieler zu gute kommt, ist selbstverständlich, wie meistens wo das ergebnis einer langen hochgespannten dramatischen entwicklung mit überraschender klarheit und vollständigkeit aufspringt. statt dieser stelle hätte K. eine andere, die er im nächsten capitel 'Die vereinigung von volk und adel' bespricht, tadeln sollen: es sind die verse 2090 ff, welche die führer des volkes unmöglich so sprechen können, weil sie früher bei ihren beschlüssen Tells hilfe in keiner weise in rechnung gezogen haben; wenn sie früher alles ohne ihn vollbringen wollten, wie kommen sie jetzt auf einmal zur meinung, das alles von ihm abhänge: *O nun ist alles, alles hin! Mit euch Sind wir gefesselt alle und gebunden!* usw. die verse sind ein beleg, dass auch der reife Schiller vereinzelt

Digitized by Google

noch die würkung einer scene auf kosten der folgerichtigkeit der handlung zu erhöhen sucht, was beim jungen Schiller häufig war, besonders im Don Carlos. aber K. glaubt, entsprechend seiner früheren ansicht, dass 'die Eidgenossen jetzt die kurzsichtigkeit ihrer beschlüsse auf dem Rütli und ihre ohnmacht erkennen müssen' (s 141), was ihn nicht hindert, gleich darauf hinzuweisen, wie 'die führer' in zwei scenen später 'das ganze hochgefühl der verbündeten aussprechen'. im übrigen weist K. an verschiedenen stellen richtig nach, wie die 'müde eile' den dichter gehindert hat, den schluss des dramas mit derselben sorgfalt auszuarbeiten wie die früheren acte.

Das letzte capitel handelt vom 'sieg des volkes' und von der verknüpfung der Schweizerhandlung mit der Tellhandlung. dass der dichter die ersteigung des Rossbergs nicht ausführt und nur melden lässt, hat wol noch seinen besonderen grund: schon beim blofsen vorschlag Melchthals auf dem Rütli *Eine Dirn' des Schlosses ist mir hold* usw. (1413 ff) erwehrt man sich nicht der unangenehmen empfindung, dass der dichter ein lustspielmotiv aus der geschichtlichen überlieferung herübergenommen habe, das in den pathetischen schluss jener scene und in dieses heroische schauspiel überhaupt nicht passt; bei näherer ausführung nun würde das erst recht unangenehm ins auge gefallen sein. Schiller hätte hier im interesse reiner kunstwürkung die überlieferung ändern müssen, wie er es an andern stellen mehrfach getan hat.

Was K. über die Parricidascene, über die schilderung der Gotthardstrafse, über das 'tableau' sagt, darf der zustimmung sicher sein. am schlusse zeigt er, wie Schiller im 'bilde der vergangenheit die ideale der eignen zeit spiegelt'; auch in früheren capiteln hat er gern durch solche beobachtungen seine untersuchungen vertieft und mitunter noch durch nachweise, wie einzelne bestandteile der weltanschauung des 18 jahrhunderts entstanden sind, ausgeweitet. bezeichnend für K.s methode ist, dass er bei allen wichtigen scenen die benützten quellen vergleicht und klarlegt, was Schiller davon herübergenommen, was er verschmäht und was er geändert hat, wodurch seine arbeit, die jeder Tellerklärer mit gewinn benutzen wird, wesentlich an festigkeit gewinnt.

Innsbruck. **J. E. Wackernell.**

Die Franzosenzeit in deutschen landen 1806—1815 in wort und bild der mitlebenden, hsg. von **Friedr. Schulze**, 2 bde. Leipzig, RVoigtländer 1908. XII 336; IX 378. ss. gr. 8°. — 18 m.

Der herausgeber, der sich in einer hübschen studie über Arnims Dolores als verständnisvollen kenner der jüngern romantik bewährt hat, führt in dem vorliegenden werke mit glück

Digitized by Google

einen glücklichen gedanken durch, der seiner arbeit ihren besondern platz unter der jubiläumslitteratur der befreiungskriege sichert. er baut ein bild jener tage auf aus zeugnissen der zeit und der zeitgenossen; er selbst nimmt nur zu kurzen, recht geschickten einführungen das wort, sonst blofs in auswahl und anordnung sich betätigend. einer verteidigung dieses planes gegen die 'überwissenschaftlichen', wie die einleitung sie für nötig hält, bedarf es heute kaum; im gegenteil: auch die sprödeste geschichtswissenschaft weifs den wert subjectiver privatzeugnisse, die macht der imponderabilien und der stimmungen richtig einzuschätzen, und gerade für die periode der Sch.s werk gewidmet ist, sind sie kaum je misachtet worden. tatsächlich unterscheidet sich das bild das Sch.s sammlung ergibt, nicht nennenswert von dem uns allen geläufigen. er überschaut die memoiren- und briefliteratur vortrefflich, setzt manche hübsche nüance auf (unbekannt war mir zb. der kosmopolitisch-enthusiastische 'Magische Spiegel'): aber die vertrauten zeugen, Arndt und Steffens, Fichte und Görres, die bekannten schriftstellernden offiziere Reiche, Rühle, Boyen, Clausewitz usw. stehn doch durchaus im vordergrund; wir freuen uns an dem labsal Blücherscher kraftworte und begegnen in den schreiben der zürnenden reformhelden wie Stein, Gneisenau, Scharnhorst wesentlich äufserungen, die sie allenfalls hätten drucken lassen können; die grofsen schlachten, vor allem Leipzig, sind bevorzugt vor den innern vorgängen. der gesamteindruck entspricht so dem populären bilde der zeit weit genauer, als das zb. für Meineckes doch auch gemeinverständlich gedachtes 'Zeitalter der deutschen erhebung' zutrifft. auch darin zeigt der herausgeber seinen guten tact: die moderne historie ist begreiflicherweise nur allzu geneigt, zb. den schönen bund naiver und sentimentaler kriegspoesie, wie ihn die heeresleitung Blücher-Gneisenaus darstellt, nach seiner intellectuellen seite hin abzuschätzen, während die zeit das umgekehrte unrecht übte.

Ich bin mit Sch.s auswahl also durchaus einverstanden und hätte nur in seltenen fällen andre zeugen gewünscht (für Spanien zb. Heinr. v. Brandt). aber mir kam doch der gedanke, dass sich Sch.s plan auch ganz anders hätte ausführen lassen, wenn er die post eventum redigierten memoiren ausgeschaltet und sich auf die würklich zeitgenössischen stimmen in briefen, flug- und denkschriften, zeitungen beschränkt, diese dafür gerade in ihren extremen augenblicksgeständnissen belauscht hätte. gewis, weder der Rheinbund noch der Tugendbund, weder die feudale opposition Preufsens noch die revolutionären und antidynastischen tendenzen im weitern Deutschland, weder Österreichs noch der Rheinlande indifferenz noch die kurzsichtigen interessen der städtischen kirchtumpolitik werden ganz ignoriert; aber das alles verschwindet doch hinter den siegreichen mächten nationalen strebens: Preufsen fährt sogar schlecht dabei, weil seine unter-

Digitized by Google

lassungssünden vor 1806 in üblicher weise stark unterstrichen werden, während den kleinstaaten (aufser etwa Sachsen) solche culturbilder erspart bleiben. das material für diese dinge ligt, gerade weil da der alltag zu worte kommen müste, nicht ganz bequem vor, aber vorhanden ist es schon. und es scheint mir auch heute keineswegs überflüssig, jene bilder zu beschwören; süden und norden hätten daraus zu lernen, freilich der südwesten immer noch viel mehr als der norden. des prachtvollen Marwitz conservative opposition hätte bei Sch. umsoweniger schlankweg durch Boyen abgetan werden sollen, da Marwitz doch sonst ein sehr geschätzter kronzeuge ist und wir seinem christlich-germanischen kreis mit gutem grund von andrer seite her näher gekommen sind.

Es war nicht Sch.s absicht derartige wünsche zu befriedigen; das hätte den populären charakter seines werkes umgeworfen. nur eins hätte doch auch mit seinen zielen sich vertragen, ja wurde eigentlich durch sie gefordert. die gröfse Napoleons kommt gar zu wenig zur geltung. die bekannten worte Goethes und Hegels würken so in der vereinzelung fast wie abnormitäten, ein paar offizielle Rheinbundwedeleien wie lächerliche niederträchtigkeiten: dass in einer zeit die dem individuum wachsende ehrfurcht entgegenbrachte, der grofse kaiser auch menschlich eine macht war, dieser gar nicht unerfreuliche zauber seiner persönlichkeit kommt bei Sch. nicht zu seinem recht. nicht einmal Johannes von Müller nimmt das wort, und das ergreifende drama der hundert tage entbehrt so des eindrucks.

Sch. hat ausländische stimmen im ganzen nicht hereingezogen. aber unter den beigegebenen bildern sind doch — mit recht — russische und englische carrikaturen. sehr wenig französisches. das ist schade. gerade Napoleons rückkehr, die stunde da er die Bourbonen hinwegfegte, hat sehr würkungsvolle bilder hervorgebracht, etwa Louis XVIII und seine creaturen die krondiamanten zusammenraffend, während aus dem meer Napoleons idealbüste auftaucht, von strahlen umleuchtet, mit der unterschrift: *les brillans les plus purs sont l'éclat de ta gloire.* selbst Napoleons feinde ehren in Frankreich seine gröfse, wenn sie ihn auf schädeln thronen oder ein heer von gerippen und krüppeln anführen lassen (der schädelthron wurde in Deutschland nachgeahmt). auch sonst bietet gerade die französische carrikatur manches interessante: mit den Preufsen beschäftigt sie sich viel weniger als mit Russen und Engländern; doch tritt schon damals der ulan hervor als *aimable Prussien.* wenn die königin Luise als kriegslustige amazone dargestellt wird, so ist das ein merkwürdiger beleg dafür, wie wenig sich völker in ihren idealen kennen und verstehn.

Die deutsche carrikatur steht erheblich hinter Frankreich zurück. Schadows zeichnungen, von denen Sch. vieles mitteilt,

Digitized by Google

sind mehr geistreich als durchschlagend. und was populär würken sollte, ist meist recht plump. aus den mappen des Berliner kupferstichkabinets, die auch Sch. herangezogen hat, notiere ich noch als würksam ein bild Napoleons in teufelsgestalt, hinter dem die Rheinbundfürsten und -minister in die hölle tanzen; recht volkstümlich das bild der auf- und absteigenden treppe, die sonst die altersstufen, hier aufstieg und fall des Corsen versinnbildlicht; zu dem capitel 'Das ende der deutschen ausländerei' (Sch. II 253) hätte hübsch gepasst ein etwas jüngres bild, das Hermann, Barbarossa und den herzog von Braunschweig-Oels gegen den costumier allemand Tartuffe aufstehn lässt. im ganzen steckt wenig witz in diesen barbierstuben, nussknackern usw.: schon damals diese köpfe, die aus leibern oder landkarten mehr oder weniger geschickt zurechtgemacht waren, grade so wie man sie anno 70 zu sehen bekam und jetzt noch sieht. die erinnerung an die tageskunst von 1870 kann uns überhaupt vor hochmut bewahren, auch wenn wir über manche bilderbogen (schlacht bei Jena, bei Halle, Erfurter congress) lächeln möchten, die Sch. mitteilt. immerhin würde es uns heute wol besser gelingen, hass und liebe des krieges drastisch im bilde zu gestalten.

Der bilderschmuck des Sch.schen werkes, der wie der text zeugnis ablegen soll von dem geiste der zeit, ist ein wesentlicher bestandteil des ganzen: freilich wuste man damals im durchschnitt besser deutsch zu schreiben als deutsch zu zeichnen. zumal die Jostschen sammlungen in Leipzig, das Völkerschlachtmuseum am Napoleonstein und das Körnermuseum in Dresden haben sehr wertvolles bildermaterial beigesteuert: schlachtenbilder (meist von dem Augsburger Rugendas, aber auch allerlei geschicktere französische stiche) und andere politische scenen, soldatenbilder, feuerwerke und festdarstellungen, landschaftsbilder, facsimiles, vor allem eine grofse fülle ausgezeichneter portraits, und in diesen portraits hat Preufsen durchaus die führung, wenn nicht durch die kunst der darsteller, so durch die in diesen gesichtern erfrischend lebende geistige und sittliche bedeutung der dargestellten. **Roethe.**

Gottfried Kellers dramatische bestrebungen von dr. **Max Preitz** [Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft herausgegeben von Ernst Elster nr. 12.] Marburg, Elwert. 1909. 185 ss. 8°. — 4, 40 m.

Eine fleifsige arbeit! doch leider steckt sie sich zu hohe ziele und gerät dadurch mehrfach in seichtes ästhetisieren. hätte der vf. fein bescheiden sich begnügt, das material in sauberer anordnung und mit erläuterung alles erläuternswerten vorzulegen, seine leistung hätte dann vielleicht noch mehr den eindruck einer commentierten ausgabe gemacht, er aber wäre von dem vorwurfe frei geblieben, dass er ein schönes thema mit unzulänglichen mitteln bearbeite.

Digitized by Google

Selbstverständlich ist Kellers verhältnis zum drama eine monographische untersuchung wert. das beweist auch dem zweifler die studie von Preitz. mag doch angesichts dieser zusammenstellung selbst der kenner von Kellers schaffen staunen, wieviel kraft und wieviel sinnen Keller an die kunst der bühne gewant hat. der gesamteindruck ist, dass Keller nicht blofs die malerei in vergeblichem ringen und ohne ertrag sich zu eigen hat machen wollen, sondern dass auch das drama für ihn ein heifsersehntes und nie ganz gewonnenes land der verheifsung war. Keller verzichtete spät genug auf die hoffnung, ein maler zu werden, aber er legte den pinsel nie ganz aus der hand; den drang nach der bühne unterdrückte er viel später, doch auch dramatische gedanken beschäftigen ihn noch lange zeit, bis er endlich 1881 zu der resignierenden erkenntnis kam, dass die pläne, die er von der Berliner zeit her noch als anonyme passagiere im hirnkasten mit sich führte, wol nicht mehr aussteigen würden. trotzdem taucht die absicht ein drama zu schreiben noch in den nächsten jahren gelegentlich auf. ein endgiltiger verzicht kam nur ein jahr vor seinem tode zustande, in dem augenblick da er sich entschloss, einige der dramatischen projecte seiner jugendzeit zu erzählungen werden zu lassen, um sie als schatten der erinnerung zu erhalten und zu gewahren, ob die welt vielleicht doch ein ausgelöschtes lampenlicht darin erkennen wolle. allein auch in epischer form sollten die alten entwürfe nicht zur welt kommen. das tagewerk des Züricher meisters war schon abgeschlossen. —

Preitz will nicht nur einen überblick über Kellers ringen mit der bühnenkunst geben. vielmehr denkt er die von ihm in folgenden worten ausgedrückte frage zu beantworten: 'Hatte Gottfried Keller nach dem ureigenen wesen seiner poetischen begabung und nach dem, was er dramatisches hinterlassen, das recht, auch das drama als sein erntefeld anzusehen, warum hat er im drama trotz starken willens nichts geleistet, und hätte er darin etwas von dauerndem werte leisten können?' (s. 2.) gegen Bächtold erhebt P. den vorwurf, dass er seinen ausführungen über Kellers dramatische arbeiten die spitze nehme, wenn er sage: man brauche sich über die frage nicht zu ereifern, ob Keller das zeug zum dramatiker überhaupt besafs; er sei vor allem ein ganzer dichter gewesen, und das bleibe die erste bedingung für den dramatiker, alles übrige komme in zweiter linie. auch ich kann Bächtolds worte nicht gerade glücklich finden. sie zeigen, wie leicht ein historisch denkender gelehrter auf abwege gerät, wenn er an eine historisch gegebene tatsache mit der frage herantritt, ob sie unter gewissen bedingungen auch anders hätte werden können. der tatsächliche ablauf von Kellers dramatischen bemühungen spricht eine so deutliche sprache, dass er alles spintisieren über andere möglichkeiten von Kellers

Digitized by Google

schaffen auszuschliefsen scheint. seine begabung lag — so sieht es wol jeder an der Keller etwas näher kennt — nicht auf der seite des dramas; hätte er sich dennoch ein fertiges drama abgerungen, es wäre kaum ein freier und glücklicher wurf geworden. ungefähr dasselbe meint P., wenn er am ende seiner studie seinen 'spruch' formt: 'dramatisch zu gestalten wäre bei Gottfried Keller ein act des willens gewesen, nicht ein ergebnis seiner innersten natur' (s. 175). freilich möchte P. da nicht einen allgemeinen, ungefähren eindruck niederlegen, sondern er glaubt, in seiner arbeit den nachweis dieses 'spruches' geliefert zu haben. und da täuscht er sich.

P. scheint sich nicht bewust zu sein, dass er vorschnell an ein thema die hand legt, das von aufserordentlicher schwierigkeit ist. mit mühe und not besinnen wir uns heute, während eine periode grundsätzlicher verschmähung fast aller charakteristischen züge der kunstgattungen und dichtungsarten ihrem ende zustrebt, älterer versuche, die grenzen und die eigenheiten der einzelnen gruppen künstlerischer formen zu erkennen. wider möchte man herausbekommen, worin der stil des dramas, der erzählung, des lyrischen gedichtes ruht. zeigen sich schon bei diesem streben schwierigkeiten in hülle und fülle, so scheint es im augenblick eine schier unlösbare aufgabe zu bedeuten, wenn die begabung und anlage zu einer bestimmten kunstform umschrieben werden soll. denn selbstverständlich wollen wir doch nicht einfach zurückgreifen und ohne einschränkung aufnehmen was vor dreifsig und fünfzig und hundert jahren festgesetzt worden ist. nicht ganz umsonst sollen die künstler und denker geschaffen haben, die in den letzten jahrzehnten zeigten, welche fülle von möglichkeiten innerhalb einer kunstform steckt, was alles eine kunstgattung und eine dichtungsart leisten kann, wenn sie über ihre nächsten grenzen hinauslangt.

Bei so unsicherem, schwankendem boden hätte P. gewaltig tief graben müssen, wenn sein bau nicht ins wanken kommen sollte. er scheint indes anzunehmen, dass nicht nur die wesentlichen züge dramatischer form, sondern auch die charakteristischen eigenheiten dramatischer begabung etwas allgemein bekanntes, feststehendes, unbezweifelbares seien. und von dieser voraussetzung aus schreitet er rasch weiter zu seinem 'spruch'.

Das problem kommt überhaupt nur im schlusscapitel zur erwägung (s. 159 ff.). ich referiere: Keller erblickte selbst im drama die höchste gattung der poetischen kunst und machte seinen zeitgenossen zum vorwurf, dass sie ihn zu einem grofsen dichter stempelten, während er doch keines seiner dramen fertiggebracht hätte. schon seine epische technik strebte einer ungebundenen form zu; sein gebiet ist 'die von jeder formsatzung losgelöste freie erzählung, in der er göttlich fabulieren, in der er den werg von seiner kunkel abspinnen kann in beliebiger

Digitized by Google

geschwindigkeit des rades und beliebiger stärke des fadens' (s. 161). sein epischer sprachstil geht demgemäfs auf behagliche ruhe und breite aus. 'seine erzählung ist ein langes, gemächliches ausatmen des epikers, nie kurz oder krampfhaft' (s. 162). dabei steigerte sich während seiner schaffenszeit die neigung zum zartanmutigen. die starken effecte, die von der bühne gefordert werden, lagen ihm deshalb fern. strenge concentration und gedrungenheit widersprach ebenso seiner anlage; seine unbefangenheit wäre verloren gegangen, wenn er auf seine kleinmalerei verzichtet und 'kräftig aufzutreten' versucht hätte. wenn in jungen jahren der ruf nach freiheit ihn zu heller begeisterung und feurigem zorn entflammte, so entwuchs er doch rasch seinen pathetisch-dramatischen vorbildern und strebte bewust der schlichtheit, einfachheit und ruhe zu, die seinem wesen entsprach. P. fasst zusammen: 'wie im leben, so fehlte ihm auch in der kunst das pathetische und heroische, alles theatralische, gedrungene concentration, die kraft gewaltige contraste nebeneinander aufzutürmen, und das stehn über der form des dramas, welches allein die unbefangenheit des schaffens ausmacht' (s. 174).

In dieser auseinandersetzung ist manches feine enthalten. wenn es auch nicht gerade immer neu ist. doch auch manches falsche.

Auf fünf seiten (s. 162ff.) ist eine hübsche blütenlese angestellt, die Kellers neigung zum zierlichen und anmutigen beweisen soll. die häufigen diminutiva und die oft widerkehrenden worte *zierlich* und *anmutig* werden von P. herangeholt. dennoch entstünde ein ganz falsches bild von Kellers dichternatur, wenn die gegenteiligen züge nicht auch beachtung fänden. gibt es doch heute noch — in Deutschland und in der Schweiz — leser, denen Keller zu derb und zu grob ist. Storm schrieb am 27 februar 1878 an Keller: *'Ich für meine Person, z. B. wenn das Seldwyler Kriegsheer den Quast in seinen schwarzen Farbetopf taucht* [anfangs der novelle 'Dietegen'], *stemme dann die Hände in die Seite, sehe ruhig zu und denke: 'Ja so! der Gottfried muss erst seinen Spass zu Ende machen!' Und er macht ihn dann auch jedesmal zu Ende. Aber es sind Leute, kein schofles Volk, sondern gute Leute, denen ich gern den kräftigen Born Ihrer Dichtung gönnen möchte; die rufen: 'Das halt der Deuxel aus!' und laufen mir davon.'* wir empfinden, längst an Kellers 'späfse' gewöhnt, diese drastischen dinge nicht mehr so stark. doch äufserungen wie diese citierte — sie liefsen sich leicht vermehren — sollten Keller davor bewahren, den Gleim und JGJacobi so nahe gerückt zu werden, wie es bei P. tatsächlich geschieht.

Denn Keller liebt das anmutige, wie der sentimentalische von der natur sich angezogen fühlt, aus dem gegensatz heraus,

Digitized by Google

in dem er sich dem anmutigen gegenüber erblickt. und das ist echt schweizerisch! im bewustsein ungebrochener, gelegentlich ungefüger kraft spricht der Schweizer mit vorliebe in diminutiven, wenn er sich des dialekts, ebenso wie wenn er sich der schriftsprache bedient. Kellers diminutiva unterscheiden ihn gewis nicht von seinen landsleuten. weil er ein echter Deutschschweizer war, packt er die dinge mit zarter hand an; denn er war sich wol bewust, dass er sie zerbräche, wenn er mit ganzer kraft zugriffe: ein riese, in dessen faust menschen und menschenworte zum spielzeug werden.

Pr.s beobachtung ist also nicht ganz richtig gesehen, nicht auf ihre wahre ursache zurückgeführt und beweist nichts für oder gegen Kellers dramatische begabung. eher möcht ich P. zustimmen, wenn er Kellers abneigung gegen straffe und zielbewuste composition ins feld führt. freilich kann auch da leicht übertrieben werden; denn der künstlerische aufbau des 'Sinngedichtes' mag immerhin noch eine schwierigere architektonische leistung darstellen als die gestaltung eines dramas. im ganzen aber dürfte es wol richtig sein, dass ein dichter der den aufbau einer dichtung von anfang an vor seinem inneren auge erblickt. auf dramatischem felde würksameres leistet, als ein poet der sich von seiner phantasie tragen lässt. Keller selbst gestand nur dem dramatiker das recht zu 'über die mache zu grübeln'. es geschah bei gelegenheit von Otto Ludwigs äufserung über den ersten band der 'Leute von Seldwyla' (an Kuh, 12 februar 1874); Keller fiel da *'wieder das Grübeln über die Mache auf, dieses aprioristische Spekulieren, das beim Drama noch am Platz ist, aber nicht bei der Novelle und dergleichen'*. auch die folgenden sätze sind wichtig: *'Das ist bei dieser Schule ein fortwährendes Forschen nach dem Geheimmittel, dem Rezept und dem Goldmacherelixir, das doch einfach darin besteht, dass man unbefangen etwas macht, so gut man's gerade kann, und es das nächste Mal besser macht, aber beileibe auch nicht besser als man's kann. das mag naturburschikos klingen, ist aber doch wahr'*.

Nach solchen naturburschikosen principien haben jedoch auch manche dramatiker gearbeitet. bestenfalls also liefse sich nur sagen, dass Keller seine dramen schliefslich doch immer wider ungeschrieben gelassen hat, weil er würklich grofse dramatische kunst zu seiner zeit nur von zwei männern vertreten sah, die nicht naturburschikos ihr werk anpackten: von Hebbel und Otto Ludwig.

Endlich Kellers allmählich sich durchringende neigung zum schlichten und einfachen, seine abneigung gegen alles pathetische und heroische! ich möchte nicht einmal P. vorwerfen, dass er den dramatiker zu sehr auf äufserliche würkung stellt, wenn er die schönste und anziehendste eigenheit Kellers, seine schlichte

Digitized by Google

wahrhaftigkeit und seine verachtung alles gemachten, als gegensatz zu dramatischer begabung empfindet. dennoch ist auch hier zu sehr verallgemeinert. Conrad Ferdinand Meyer liebte das pathetische und heroische, die gewaltigen contraste, die gedrungene concentration ebensosehr, wie Keller all das meidet. und auch Meyer hat keine dramen veröffentlicht. noch weniger haben die pathetisch-dramatischen vorbilder von Kellers politischer jugendlyrik es zu dramen gebracht.

Die vermutung ligt nahe, dass zu allen gründen die P. anführt auch noch als, wenn nicht entscheidender, so doch gewichtiger die tatsache hinzukommt, dass Keller wie Meyer in einem land geboren worden ist, gelebt und gewürkt hat, in dem ein echter dichter nur schwer zu dramatischem schaffen kommt. 'die Schweiz', sagt P. (s. 174), 'sollte auch in Keller keinen begründer einer eigenen dramatischen kunst besitzen'. würklich hat die deutsche Schweiz auch nach Keller keinen eingeborenen dramatiker gesehen, wenigstens nicht auf dem gebiet des üblichen bühnendramas. nur das massenfestspiel ist seit Keller zu vielversprechenden anfängen gediehen. er selber hat es anregen helfen; aber seine dramatischen pläne blieben in der überkommenen form stecken, und ein stück im sinne der neueren Schweizer festspiele hat er nicht geschrieben, kaum entworfen.

Ich wundere mich, dass P. in der analyse und charakteristik von Kellers entwürfen und plänen nicht von diesem gesichtspunct ausgegangen ist. die frage des festspiels ist heute in der Schweiz so lebendig, dass P. sie hätte berücksichtigen sollen.

In zwei capiteln seiner arbeit entwickelt P. Kellers dramatische bestrebungen: das erste gibt in fünf abschnitten (s. 3—46) einen überblick über die phasen seines dramatischen bemühens, das zweite bespricht zunächst das jugenddrama 'Der Freund' und die 'politischen Schweizerschauspiele', schiebt dann einen abschnitt ein, der 'Gottfried Kellers dramaturgie' überschrieben ist (s. 73—99), lässt Kellers 'Therese' und zwei Berliner lustspielfragmente folgen und schliefst mit den gänzlich unausgeführten plänen. von diesen abschnitten beschränkt sich der teil der Kellers dramaturgie erörtert auf eine etwas äufserliche anordnung der briefstellen, in denen Keller fragen der dramatischen kunst und dramatische dichtungen bespricht; diese stellen sind in vollem umfange abgedruckt. eine gedankliche ausmünzung ist nicht versucht, ein commentar nur angedeutet. benutzt wurden zur erläuterung die ungedruckten antwortbriefe in Kellers nachlafs. einmal wird festgestellt, dass Hettners 'Modernes drama' einen brief Kellers 'teils wörtlich' verwertet (s. 75 anm. 1).

Der ungedruckte nachlass ist auch den mitteilungen über die einzelnen fragmente und pläne zugutegekommen. naturgemäfs

Digitized by Google

fand P. auf dem dramatischen gebiet mehr unbekanntes und ungedrucktes, als Paul Brunner auf dem felde der lyrik (Studien und beiträge zu Gottfried Kellers lyrik. Züricher dissertation 1906). ebenso indes wie Brunner lässt er philologische schärfe und genauigkeit vermissen. vor allem wäre es selbstverständliche pflicht gewesen, stets anzugeben, welche texte schon von Bächtold mitgeteilt worden sind; vielleicht hätte P. sich überhaupt den abdruck dieser texte ersparen können. die kleinen, freilich oft sehr bezeichnenden erweiterungen, die P. den texten Bächtolds werden lässt, konnten meist auch ohne neue widergabe mehr oder minder umfänglicher aufzeichnungen zur geltung kommen. so fügt er nach der handschrift den notizen 'Der Prozessliebhaber' und 'Der neue Graf von Gleichen' (Bächtold, GKellers leben bd. II 511 f) die gewährsmänner an, denen Keller die geschichtchen verdankte, bei der zweiten notiz ist auch der held etwas näher bestimmt durch den zusatz: 'Wagner X in Zofingen'. ungedrucktes dient vor allem der charakteristik der versuche aus den knaben- und jünglingsjahren (s. 6 ff.); die decorationseffecte des knaben (s. 6 und 8) sind würklich verblüffend; züge aus Shakespeares 'Hamlet' werden (s. 11 f) sehr früh frischweg übernommen. dann kann P. in grofser breite das jugenddrama 'Der Freund' (s. 47 ff) vorführen, eine studie nach Lessings 'Emilia', mit einzelheiten die echt schweizerisch genannt werden dürfen. alle kritiker die am ende von Lessings stück lieber den prinzen als Emilia von Odoardo erdolcht sähen, können an Kellers versuch ihre helle freude haben. anlässlich der 'Schweizerschauspiele' (s. 61 ff) hätt ich gern mehr über die ganze, in der Schweiz beliebte gattung gehört. seine behauptung, dass Bächtold mit unrecht den 'Vaterländischen schwank' und den 'Sonderbund' getrennt habe, und dass der schwank den prolog zum 'Sonderbund' darstelle (s. 69 f.), hat P. nicht bewiesen. mit gutem recht ist 'Therese' (s. 100 ff) ausführlich besprochen; auf einen abdruck verzichtet P.; eine discussion seiner aufstellungen über entstehung, milieu und stimmung, handlung und personen, technik und sprache der 'Therese' unterlass ich und weise nur auf die bemerkung über die cynische schlussvignette hin (s. 117 f). bei den Berliner lustspielfragmenten (s. 118 ff) ist abermals recht schwer zu erkennen, was nach Bächtold und was zum ersten male gedruckt ist. den unausgeführten plänen (s. 134 ff) dient der nachlass Kellers auch mehrfach zu näherer ergründung, vorzüglich sprechen hier brieliche zeugnisse, die zt. noch nicht bekannt waren. durch die verwertung dieser papiere kommt P. beim 'Savonarola' (s. 146 ff in gegensatz zu Bächtold (III 26), dessen darstellung er von verschiedenen seiten aus bekämpft. ganz unbekannt ist bisher das patriarchalische lustspiel (s. 154 f) gewesen, dessen conception P. aus Kellers notizbuch erschliefst. fraglich bleibt mir

Digitized by Google

nur, ob würklich alle notizen, die hier zu unausgeführten plänen gestempelt werden, zum zwecke dramatischer formung von Keller niedergeschrieben worden sind. und mit einiger sicherheit darf behauptet werden, dass 'Eutychus' (s. 157 f) kein drama abgegeben hätte. die quelle von P.s mitteilungen ist ein bericht CFMeyers (Deutsche Dichtung IX 25). Meyer gibt Kellers worte wider: 'Denken Sie sich die scene in England während der bürgerkriege. ein wachtposten, ein junger royalist, entschlummert in einer hohen schanze. die Puritaner kriechen nächtlicher weile heran, ein bibelfester alter packt den jüngling und schleudert ihn in den abgrund mit den worten: fahre wol, Eutychus!' Keller gibt da mit absicht der erzählung von Eutychus in der Apostelgeschichte (20,9 f) ein andres kostüm. doch ein drama hätte kaum aus dem vorgang erwachsen können, und wahrscheinlich hat Keller auch nie diese absicht gehabt.

In den capiteln die Kellers dramatische arbeit buchen und analysieren, ligt der hauptwert von P.s arbeit. dass auch da manches genauer und tiefer angepackt werden konnte, ist gewis; doch bei einer erstlingsarbeit legt man nicht strengste mafsstäbe an. es hätte zb. nahegelegen, die ausführlichen auseinandersetzungen über malerei und maler, die 'Der Freund' (s. 52 f.) bringen sollte, mit der so überaus fruchtbaren Contiepisode der 'Emilia' zusammenzuhalten; die nachahmung von Lessings drama tritt da besonders stark hervor. von Johann Nepomuk Bachmayer aber, dem unglücklichen Österreicher, dem Keller starkes interesse zuwendete, durfte P. (s. 27 f) nicht so ausführlich reden, ohne Minors studie (Grillparzerjahrbuch 10, 129 ff) zu nennen.

Dresden, 25. 4. 09. **Oskar Walzel.**

LITTERATURNOTIZEN.

Geschichte der rahmgewinnung. von **Benno Martiny.** 1 teil: Die aufrahmung. geschichte ihrer entwicklung von den frühsten zeiten bis zur gegenwart. mit 3 vollbildern und 151 abbildungen im text. Leipzig, M. Heinsius nachf. 1909. X und 155 ss. 51 ss. 33 ss. 4°. geb. 18 m. — Dr Martiny hat vor einigen jahren von gönnern seiner milchwirtschaftlichen studien den auftrag angenommen, eine geschichte der milchschleuder zu schreiben — eines für die technik der molkerei höchst bedeutungsvollen instrumentes, mit dem sich aber die Zeitschrift für deutsches altertum nicht abzugeben braucht. mit der gründlichkeit die alle seine arbeiten auszeichnet, hat M. diesen auftrag zu einer 'Geschichte der rahmgewinnung' erweitert, die in dem vorliegenden bande bis zum abschluss der geschichte der aufrahmung gelangt: die milchschleuder hat auch über alle modernen versuche die aufrahmung zu vervollkommnen den sieg

Digitized by Google

davongetragen. den leser des Anzeigers interessieren nur die ersten capitel des buches: 'Herkunft und gewinnung des rahms' (s. 1—3), 'Der eintritt des rahms in die geschichte' (s. 4—16), 'Art und anwendung der aufrahmgefäfse' (s. 17—66); sie sind aus umfassender belesenheit geschrieben und verschwenderisch illustriert, die wärme mit der der vf. die historische seite seines faches umfasst, nimmt jeden leser ein der für diese dinge nur ein wenig anschauung mitbringt. überraschend würkt der nachweis, wie spät der rahm als ein besonderes product von der milch in der benennung unterschieden worden ist: das frühste litterarische zeugnis hat M. bei Venantius Fortunatus l. XI carm. 14 gefunden. die alten culturvölker haben dafür keinen besonderen ausdruck besessen, und bei den Nordeuropäern, besonders bei den Germanen, die an den fortschritten der molkerei bis in die jüngste zeit am stärksten beteiligt sind, spricht gerade die fülle der ausdrücke (*rahm, sahne, kern, flott, nidel, schmand* usw. s. 9) dafür, dass wir es mit einem jungen culturgewinn zu tun haben. hier tut sich einem sprachlich geschulten culturhistoriker das feld für eine aussichtsvolle studie auf. interessant scheint mir auch der anteil der Balten und Slaven, wie er in dem schwedischen *grädde* und dem deutschen *smant, schmand* zu tage tritt. in meinen studententagen, als ostpreufsische commilitonen mein guthessisches *schmand* als heimatlich vertraut begrüfsten, hab ich mir den kopf zerbrochen, wie dies unzweifelhaft slavische wort nach dem deutschen westen gelangt sein möge, wo es derartig heimatsrecht erlangt hat, dass es Vilmar (s. 359) als das in Hessen ausschliefslich gebrauchte wort für 'rahm' bezeichnet und Pfister (s. 258) schlankweg als 'eigens chattischen ausdruck' annectiert, der 'durch hessische auswanderer im ma. nach Ostpreufsen übertragen' wurde. in würklichkeit ligt die sache umgekehrt: durch die gutswirtschaft der Deutschordensritter ist das wort von Preufsen nach Hessen usw. gelangt! dieser weg lässt sich aus der wanderung eines andern wortes mit sicherheit erschliefsen. jeder Ostpreufse hat noch heute eine mehr oder weniger deutliche vorstellung von dem brauche des *schmackosterns* (s. Frischbier Preufs. wb. II 292 und DWB. IX 900); das wort ist über Ost- und Westpreufsen, Lausitz, Schlesien bis nach Siebenbürgen verbreitet und, wie man auch über die grundbedeutung urteilen mag, in der form unzweifelhaft slavisch. nun kennt aber wort und brauch der jurist Estor. Teutsche rechtsgelahrtheit III (hrsg. v. JAHofmann, Frankfurt 1767) s. 1421 aus seiner oberhessischen heimat: '*schmakustern*, auf ostern einem mit der rute begegnen. übh. die rute geben': und Estors engster landsmann Sippel (JGEstor, Marburg 1874. s. 28 f) bemerkt dazu: 'dieser gebrauch des *schmakusterns* am ostermorgen wurde noch um d. j. 1855 in Cappel bei Marburg von dem bäuerlichen gesinde in oft derber und roher weise ausgeübt'. also ganz wie an Pregel und Weichsel, wo ich schon

Digitized by Google

z. j. 1409 einen beleg im Marienburger Treſslerbuch ed. Joachim nachweisen kann: *item 4 scot den fymayden, als sy smakosterten* (s. 537, 25 f); wahrscheinlich wurden die viehmägde dafür dass sie nicht über die kammern der knechte in den schlafsaal der ritter vordrangen, mit einer geldspende abgefunden. — als ich selbst im j. 1898 nachforschungen in der Marburger gegend anstellte, hab ich zwar das wort, aber nur unklare reminiscenzen an den brauch gefunden. **E. S.**

Kurzgefasste deutsche literaturgeschichte. ein volksbuch von **Eduard Engel.** mit 33 bildnissen und 14 handschriften. Wien, Tempsky und Leipzig, Freytag 1909. 370 ss. 8°. geb. 4 m. — Herr Engel hat eine masse deutscher und aufserdeutscher literatur gelesen: er ist ein temperamentvoller leser und rasch mit dem urteil fertig, um dessen prägung er sich nicht lange müht; oft trifft er den nagel auf den kopf, nicht selten haut er mit einer derben trivialität gründlich daneben. die spätern abschnitte des vorliegenden 'volksbuchs' bringen eine fülle von namen, daten und censuren, die zusammen gewis noch keine literaturgeschichte ergeben, aber doch in ihrer übersichtlichen anordnung manchem erwünscht sein werden. sie bedürfen freilich der entlastung, der sichtung und säuberung, die auch dinge herausschafft wie den falschen vornamen Schleiermachers (Ernst s. 218). die angabe dass Goethe und Klinger sich 'als studenten in Strafsburg näher kennen gelernt' hätten (s. 159), und gar vieles ähnliche. — den anspruch als geschichtsschreiber ernst genommen zu werden, hat sich E. völlig verwürkt durch die art, wie er auch über die altdeutsche literatur mit kennermiene redet, ohne hier die elemente zu beherschen. es handelt sich da nicht um schnitzer die leicht beseitigt werden könnten, auch nicht immer um selbsttäuschung, die ich etwa zugeben will, wenn E. s. 26 aus dem liebesgrufs im 'Ruotlib' (so!) 'die deutsche vorlage des dichters ahnen' will, oder wenn es s. 35 heifst: 'der fruchtbarste erzähler volkstümlicher richtung (!) war der, sonst meist den höfischen sängern zugesellte, Konrad von Würzburg'. vielmehr ist es zumeist seichtes halbwissen, das unter dem trügerischen scheine quellenmäfsiger kenntnisse auftritt. so gleich s. 18: 'Der gesamteindruck aus allen berichten griechischer und römischer schriftsteller (Cäsars, Plinius' d. ält., Ammianus', Sidonius', Plutarchs, Diodors, Jordanes') [welche entzückende reihenfolge!] ist der, dass es eine hochentwickelte (!) heldendichtung bei den Germanen schon in den ältesten geschichtlichen zeiten gegeben haben muss'; oder s. 19: '... die Edda, eine altisländische kunstdichtung, deren uns überlieferte form frühstens aus dem 9 jh., vielleicht sogar erst aus dem 11 oder 12, jedenfalls (!) aus christlicher zeit stammt'. aus der einen seite 62, wo die prosa des 14 und 15 jh.s absolut unzulänglich besprochen wird, heb ich zur erbauung der kundigen folgende sätze heraus: '... die

Digitized by Google

chroniken, von denen die inhaltlich und sprachlich (!) wertvollste die Limburger chronik ist. ihr verfasser . . . streut, wo er nur kann, lieder auf die erzählten begebenheiten (!) ein'. — 'daneben wurde eine verdeutschung der Gesta Romanorum . . . mit wahrer leidenschaft (!) gelesen und von vielen dichtern benutzt'. — 'bedeutsam und von bleibendem werte sind die predigten der sog. mystiker des 15 (!) jh.s' . . . . 'die beiden classiker der mystischen prosa . . . waren Tauler und Geiler von Kaisersberg'. — 'von . . . Seuse, gestorben um (!) 1366 haben wir gleichfalls eine sammlung inhaltlich und sprachlich meisterhafter predigten (!)'. — 'der berühmteste unter den mystikern (!) war Johann Geiler von Kaisersberg' usw. ich denke die leser dieser zeitschrift haben genug von dem historiker und volksschriftsteller Eduard Engel.

E. S.

A. grammar of the german language designed for a thorough and practical study of the language as spoken and written to-day by **George O. Curme,** professor of germanic philology in Northwestern university. New York, the Macmillan company, 1905. XIX und 661 ss. 8°. — Das vorliegende werk, die frucht langjähriger arbeit, zeugt von lebendiger sprachkenntnis, grofser belesenheit und vollkommener beherschung der grammatischen literatur. es ist geschrieben mit rücksicht auf die bedürfnisse von benutzern, deren muttersprache das englische ist: daher hinweise auf abweichungen des deutschen vom englischen sprachgebrauch und die behandlung mancher dinge, die sonst von der grammatik dem wörterbuch zugewiesen werden, vgl. den abschnitt über die bedeutung der modalen hilfsverba (*dürfen, können* usw.) s. 328—335.

Aber auch Deutsche werden diese reichhaltige grammatik sehr oft mit nutzen aufschlagen. ich verweise zb. auf den abschnitt von den schwankungen im gebrauch der beiden adjectivdeclinationen s. 134 ff., die darstellung der substantivdeclination, die eingehend die fremdwörter berücksichtigt, die erörterung des gebrauches von *es* s. 491 ff. auch manche interessante einzelheit wird durch die belesenheit des verfassers zu tage gefördert; aus s. 550 hab ich gelernt, dass die sonst für ausschliefslich bairisch-österreichisch geltende verbindung *auf etwas vergessen* sich auch bei Storm findet.

Der verfasser strebt, in der darstellung dem neueren sprachgebrauch gegenüber der engherzigkeit der grammatiker zu seinem rechte zu verhelfen [1]). die unterschiede nord- und süddeutschen gebrauchs werden gebührend hervorgehoben. so weit in fällen des schwankens die eine form oder wendung als die üblichere

[1] deshalb wundert mich die bemerkung über conjunctivformen wie *heuch(e)len* s. 259. wer heutzutage diese formen braucht, steht ganz gewis unter schulmeisterlichem einfluss.

Digitized by Google

bezeichnet wird, trifft die entscheidung meiner meinung nach meist das richtige.

Nur selten versagt das sprachgefühl des verfassers. in dem satz(s. 227): *als .. sie .. ihm die Birne der elektrischen Klingel auf das Tischchen .. hingelegt, falls er etwas brauche, schlich sie sich .. davon* ist *brauche* eine art conjunctiv der abhängigen rede; an sich kann nach *falls* nicht, wie der verfasser lehrt, der conjunctiv das präsens stehn: ein satz wie *falls du nicht einverstanden seist, telegraphiere* wäre ja unmöglich. — als beispiel für die verbindung des passivs von *lassen* mit einem infinitiv stünde s. 263 statt des undeutschen *Der Arzt wurde kommen gelassen* besser ein anderes beispiel, etwa *der Plan wurde fallen gelassen*. — In *zürnt nicht der dreisten Frage* (s. 551) ist der abhängige casus dativ, nicht genitiv. auch würde ich den genitiv in dem Grillparzerschen vers *Zwei Ruderer ermüdeten der Fahrt* (s. 550) nicht auf eine stufe stellen mit den genitiven nach verben wie *entbehren*, denn die Grillparzersche fügung ist ganz individuell; man wird kaum ein zweites beispiel auftreiben können. — aber wie gesagt, solche irrtümer sind in dem trefflichen buche ganz selten.

Wien, 13. october 1909. **M. H. Jellinek.**

Das gotisch-lateinische Bibelfragment der universitätsbibliothek zu Gieſsen von **Paul Glaue** und **Karl Helm.** mit einer Tafel. [sa. aus der Zeitschr. für die neutestamentl. wissenschaft] Gieſsen, ATöpelmann 1910. 38 SS. 8°. 1,50 m. — 'Das älteste uns erhalten gebliebene litterarische document unserer germanischen vergangenheit' (s. 1): dieser respect vor dem alter des neuen Gieſsener bruchstücks muss uns trösten über die enttäuschung, die wir wol alle bei der dürftigkeit seines gotischen inhalts empfinden. die altersbestimmung wird richtig sein. freilich 'irgendwelche schlüsse auf das alter des fragments im verhältnis zu anderen gotischen handschriften zu ziehen, dafür reichen die schriftzüge nicht aus; wir müssen uns in diesem punct ganz auf die ergebnisse der lateinischen paläographie verlassen' (s. 18); diese aber weisen in den anfang des 5 jh.s (s. 14), wofür namentlich die unbestreitbare ähnlichkeit mit tafel 20.21 der Exempla von Zangemeister-Wattenbach spricht. ob die übergeschriebenen dicken und dünnen striche lediglich als federproben und willkürliches gekritzel abzutun sind (s. 18), mögen kundigere entscheiden; bemerkt sei, dass sie erst nach dem zerschneiden des originalblattes aufgetragen scheinen, da keiner von ihnen, weder am unteren rande noch an den seiten, beim zerschneiden getroffen wurde; dann aber wäre vielleicht zu beachten, dass der autor dieser jüngeren cursiven kritzeleien den inhalt des ursprünglichen blattes gekannt haben wird: unter ihnen meine ich auf s. 16 des quaternio oben das wort *LUCAS* deutlich zu lesen. — wichtiger als die wenigen gotischen brocken, die keine einzige

Digitized by Google

neue vocabel, keine einzige neue form, keine neue einzelheit enthalten, ist zunächst der fundort des fragments, die gegend des alten Antinoë in Ägypten; auf welchem wege es dorthin gelangt sein könnte, darüber gibt Glaue (s. 4 ff) eine reihe von vermutungen, wie sie bei unsern heutigen hilfsmitteln eben möglich sind. wichtig ist aber ferner vor allem die tatsache, dass auch dieser gotische Bibelrest, ebenso wie der des Carolinus in Wolfenbüttel, sich in gesellschaft eines lateinischen textes befindet, der sich widerum zum cod. Brixianus der Itala zu stellen scheint. die folgerungen hieraus hat sich Glaue nun sehr leicht gemacht, indem er einfach die forschungen und hypothesen des letzten jahrzehnts übernimmt, die überschätzung des bekannten Hieronymusbriefes ebenso wie die phantasievolle vorstellung von einer art textkritischer Bibelcommission bei den Goten; und so bezeichnet er nach langen citaten aus Kauffmanns arbeiten das neue pergament als einen rest 'von einer der bald nach der entstehung der kritischen ausgabe des Sunja und Frithila verfertigten abschriften der gotisch-lateinischen Bibel bzw. Evangelien, also etwa aus der zeit bis 408' (s. 13). es wäre für uns germanisten erwünschter gewesen, wenn grade von theologischer seite einmal die zuverlässigkeit dieses ganzen hypothesenturmes gründlich nachgeprüft worden wäre. — s. 2 will Glaue berichten, durch welche berechnung die stelle der gotischen bibel herausgefunden worden sei, bewegt sich aber dabei in einem unverständlichen circulus, indem er bei feststellung des einheitsmafses der lateinischen seite den inhalt der zu eruierenden gotischen stelle bereits voraussetzt. — die gotischen brocken hat Helm ohne frage richtig gelesen, was namentlich auf s. 16 des quaternio keine leichte aufgabe war. ausdrücklich bemerken möcht ich, dass der unterschied der beiden *i*-schreibungen auch in diesem fragment vorhanden ist: auf s. 2 des quaternio ist in zeile 4 das punctierte *ï* der praeposition *in* auch auf der photographie ganz deutlich (selbst auf s. 16 z. 10 glaub ich reste der puncte beim accusativ *ïna* noch zu erkennen), während im innern der worte die puncte fehlen (*managein* u. ö.). nun sind aber von dem widerum στιχηδόν geschriebenen texte nur knappe zeilenausgänge erhalten, und Helm hat sich der mühe unterzogen, die fehlenden längeren anfänge zu reconstruieren. für das gelingen solches gefährlichen versuchs schienen ihm die umstände besonders günstig, da wir ja seit Streitbergs ausgabe in der glücklichen lage seien, 'die vorlage der gotischen Bibel ziemlich genau zu kennen' und danach 'in den handschriften der sogenannten antiochenischen recension einen sicheren ausgangspunct haben' (s. 19). Helm folgt also Streitbergs weisungen ebenso bedenkenfrei, wie dieser bei seiner reconstruction den weisungen vSodens. wie wenig aber das so gewonnene bild von Wulfilas griechischer vorlage richtig sein kann, das soll demnächst hier

Digitized by Google

ausführlich dargetan werden. — das verzeichnis der gotischen wortformen am schluss enthält etliche druckfehler.

Marburg i. H. **Ferd. Wrede.**

Samuel Columbus. En swensk orde-skötsel, med anmärkningar och ordlista utgifven af **Bengt Hesselmann.** 1908, Uppsala, A.-B. akademiska bokförlaget. VII u. 122 s. 8°. 2 kr. — Der vollständige titel dieser im jahre 1678 von dem schwedischen dichter S. Columbus verfassten schrift ist: 'En swensk orde-skötsel angående bokstäfwer, ord ok ordesätt'. Noreen Vårt språk I, 192 f. charakterisiert sie als eine alle grammatischen arbeiten der zeit übertreffende, in wirklichkeit glänzende, die vor allem deshalb so grofsen wert hat, weil Columbus principiell in seiner schrift die gesprochene sprache seiner zeit anwendet, so gut er dieselbe bezeichnen kann. eine richtige anordnung lässt die schrift vermissen, der verfasser äufsert sich über fragen der phonetischen schreibung, verwendung der antiqua, sprachrichtigkeit und über mancherlei anderes. man muss oft staunen über für jene zeit feine beobachtungen, zb. wie er die lehnwörter auf ihre verschiedene herkunft mustert. herausgegeben wurde die arbeit zuerst von Gust. Stjernström und Ad. Noreen 1881 in der serie 'Af Svenska literatursällskapet utgifna skrifter'. dem text lagen drei handschriften der Nordinschen sammlung der Universitätsbibliothek zu Uppsala zu grunde: nrr 622. 623. 624 = A, B, D, und eine handschrift der Ihreschen bibliothek auf Ekebyhof = C. A gilt für die älteste, unmittelbar vom verlorengegangenen original genommene, B für eine abschrift zweiter hand mit A als mittelstufe; das gleiche nimmt Stjernström von C an, D ist jünger als die übrigen, und nach H.s meinung eine abschrift von B. nach 1881 tauchte inzwischen eine neue abschrift, K, in der Kgl. bibliothek auf, die, älter als A, gleichfalls direct auf das original zurückgehn und kurz nach 1689 verfasst worden sein soll. darüber berichtete Aksel Andersson in 'Samlaren' von 1883. auf diesen aufsatz wird nur kurz verwiesen, er ist mir nicht zugänglich. abgesehen von dem auftauchen dieser hs. war die nächste veranlassung zu einer neuen ausgabe die, dass die kenntnis der schrift des Columbus jetzt im staatsexamen für nordische sprachen in Schweden verlangt wird. H. hat nun die hs. K seiner neuen ausgabe zu grunde gelegt, deren text er, nach seiner angabe, was wortformen und schreibung betrifft, so genau wie möglich widerzugeben sucht. auch die interpunction hat er in der regel in übereinstimmung mit K beizubehalten gestrebt, nur an einigen stellen hat er, ohne dies jedoch anzumerken, sie verändert, und alsdann meistens in übereinstimmung mit dem gebrauch von A. in der regel ist er auch K gefolgt in der wahl der grofsen oder kleinen anfangsbuchstaben. in den anmerkungen werden varianten aus A angeführt, doch nicht vollständig, sondern nur solche, von denen H. glaubte, dass sie gröfsere bedeutung für den text oder in sprach-

Digitized by Google

licher beziehung haben. lesarten von A, die unbedingt den vorzug vor solchen von K zu haben scheinen, sind in den text eingesetzt, die von K alsdann in die anmerkungen verwiesen werden. hierbei hat H. gewisse principien zu verfolgen gesucht, ohne dass es ihm — nach eigenem geständnis — geglückt wäre, diese mit grösserer consequenz durchzuführen. lesarten von B und D sind nur in einigen fällen angeführt worden. C hat H. nicht verglichen — warum nicht, erfahren wir nicht. die beispielwörter sind cursiv gedruckt worden, die in K unterstrichenen wörter gesperrt cursiv, aber nur zum teil.

Soweit die angaben H.s über die art seiner textgestaltung. ich muss gestehn, dass ich diese art und weise für gänzlich verkehrt halte. die ausgabe ist nicht fisch nicht fleisch, sie ist keine diplomatische, und sie ist, nach den angewandten principien, keine die den urtext herzustellen sucht. nicht einmal alle handschriften sind benutzt worden. man ist der willkür H.s mit gebundenen händen überliefert. mit der früheren ausgabe die neue zu vergleichen, bin ich hier nicht in der lage.

Heidelberg. **B. Kahle.**

The relations of the norwegian with the english church 1066—1399, and their importance to comparative literature by **Henry Goddard Leach** [Proceedings of the American academy of arts and sciences vol. XLIV nr 20, may 1909]. 32 ss. 8°. — Dass der import französischer schriften und sagenstoffe noch Norwegen im 13 jh. hauptsächlich durch geistliche erfolgte, ligt klar zu tage. aber beruhte er auf directen beziehungen zu Frankreich? wie Meifsner annahm —, oder war England der vermittler? wofür sich Finnur Jónsson entschieden hatte. L. hat, da sich die frage aus den litteraturwerken selbst nicht beantworten liefs, den umweg über die kirchengeschichte eingeschlagen und aus englischen und norwegischen quellen aller art die beziehungen des christlichen Norwegens zu England seit den tagen der normannischen eroberung klarzustellen gesucht. der historiker wird daran manches auszusetzen haben, die kritik ist nicht des verfassers starke seite, und entgleisungen wie wenn s. 559 z. 12 v. u. der erste abt des cisterciensterklosters Lyuse (südlich von Bergen) 'the first bishop of Lyse' genannt wird, erwecken kein vertrauen zu den vorstellungen L.s vom mittelalterlichen kirchenwesen. aber das culturgeschichtliche ergebnis scheint doch gesichert: Norwegen hat nicht nur sein christentum von England empfangen, es hat auch bis gegen den ausgang des 13 jh.s andauernd die engsten beziehungen zur englischen kirche und zu den geistlichen bildungsanstalten Englands unterhalten; die directen verbindungen mit Frankreich treten dem gegenüber zurück. gerade die regierungszeit kg Hákon Hákonarsons (1217 bis 1263) und namentlich das dritte jahrzehnt des 13 jh.s zeigen das verhältnis besonders innig, und jedenfalls wird es

Digitized by Google

damals auch litterarisch fruchtbar geworden sein. um 1290 fällt ein wendepunct: von da ab tritt Frankreich durchaus in den vordergrund, und soweit es einer vermittelung französischer cultur bedarf, wird diese jetzt durch Flandern geleistet, und nicht mehr durch England. die kirchengeschichte wird sich bei der fleifsigen notizensammlung L.s nicht beruhigen, für die litteraturgeschichte bietet sie zunächst einen ausreichenden anhalt. **E. S.**

Reimwörterbuch zu Ulrichs Lanzelet von **Cleophas Beywl** [Prager Deutsche studien 15 heft, hersg. v. C. v. Kraus]. Prag, Bellmann 1909. IV u. 91 ss. 8° 3 m. — Eine gröfsere anzahl von reimregistern wichtiger mhd. Dichter wäre als handwerkszeug für unsere grammatischen und litterarhistorischen studien gewis erwünscht, und wenn, wie im vorliegenden falle von der Gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und litteratur in Böhmen, die mittel zur herausgabe zur verfügung gestellt werden, kann man sich die gabe wol gefallen lassen. die erste bedingung, saubere arbeit und verständige anordnung, hat der verf. erfüllt. sein ehrgeiz geht nicht darüber hinaus, einen reimindex zu Hahns ausgabe zu bieten, dem s. 63—91 ein verzeichnis sämtlicher reimwörter nach den anlauten angehängt ist: bemerkenswerte lesarten sind notiert, ein paar hinweise auf Zwierzinas Mhd. studien und auf gelegentliche notizen Behaghels eingeschaltet; eigener vorschläge enthält sich B. durchweg. leider hat er es aber auch verschmäht, durch verweisungen die schäden aufzuheben, welche die zufälligkeiten der orthographie herbeiführen: gleiche und gleichartige bindungen muss man unter ANDE und ANTE, unter OLDE und OLTE zusammensuchen. auch verweise wie von *niht* auf *nieht* und umgekehrt wären dringend erwünscht. ein weiterer mangel ist der, dass mehrdeutige reimwörter nicht definiert werden: dass *hie* im reim durchweg das adverbium ('hic'), dass die form *mahte(n)* ausschliesslich das prät. des vb. *magen* vorstellt (trotz 14fachem part. pt. *gemaht* 'factus'!), das und sehr vieles andere kann man erst durch aufsuchen sämtlicher fälle ermitteln. gewis, man wird schon beim blofsen blättern in diesem reimregister allerlei lernen, aber zum raschen nachschlagen ist es leider nicht eingerichtet. **E. S.**

Kritik und metrik von Wolframs Titurel von **L. Pohnert.** [Prager Deutsche studien hgb. von C. v. Kraus und A. Sauer, XII heft]. Prag, C. Bellmann 1908. IV. 99 ss. 2,50 m. — Der erste teil dieser sehr sorgfältigen, umsichtigen arbeit tritt der überschätzung des Münchner fragments für die herstellung der Titurelbruchstücke Wolframs überzeugend entgegen. im einzelnen weicht P. auch mit guten gründen von Lachmann ab: die zahlreichen stellen sind am schlusse zusammengestellt; nicht überall könnte ich beistimmen. doch sagt der verf. mit recht s. 5, dass 30, 2 mit I zu lesen sei *vollen tocken mînen schrîn*, da der so entstehnde cäsurreim auf *veterlîn* gewis in der absicht

Digitized by Google

des zudichters gelegen habe. weniger möcht ich dies für 56. 1 zugeben, wo der jüngere Titurel mit der wendung *phlegende sin* die noch dazu von dem coordinierten reimworte *leiten* in tempus und modus abweicht, spätere ummodelung erkennen lässt. s. 9 bespricht der verf. die vielumstrittene strophe 61, das lob des verstorbenen landgrafen Hermann. aber wenn er gegen die echtheit dieser strophe einwendet (s. 10), 'der schreiber von G sollte gerade diese strophe, die dem zeitgeiste so sehr entsprach, ausgelassen haben?' so nimmt er doch s. 13 an, dass G für str. 36 und 53 eine lücke habe, so dass doch wol auch die auslassung von 56 zufällig sein könnte.

Die metrischen untersuchungen, die sich ganz an die ansichten anschliefsen welche vKraus vorgetragen hat, verdienen auf jeden fall ernste erwägung. vieles kann ich ohne weiteres annehmen, in einzelnen puncten weich ich ab. s. 77 anm. 1 zeigt der verf., dass Wolfram *fürbaz* im versinnern ganz überwiegend auf der 1 silbe betont. nur ein paarmal soll *fürbáz* gelesen werden. so 401, 29 *unt sag iu fürbáz niht mêre.* aber der andere reimvers hat 4 hebungen bei klingendem ausgang: danach wird man auch v. 29 betonen *fürbáz niht mère* (*fürbaz níht mère* wäre weniger wahrscheinlich). 448, 21 wäre *rît* (anstatt *ritet*) *fürbáz ûf unser spor* möglich. 471, 24 *od* (anstatt *ode*) *ob ers fürbáz verlôs.* Wh. 26, 5 les ich *der mag in fürbáz vernemen.* die sechs stellen wo *fürbaz* im verseingang steht, haben hier schwebende betonung. und so zwingt keine der 16 von P. für den versschluss angeführten stellen zur betonung *fürbáz.* in den meisten fällen geht eine schwache nebensilbe voraus, z. b. 123, 3 *der knappe frâgte fürbaz.* hier die silbe *-te* über *für* zu erheben heifst die von Lachmann bestrittene, von mir auch nur stellenweise zugestandene erhebung der nebensilben über darauf folgende selbständige wörter gegen die natürliche betonung mit gewalt durchsetzen. zur doppelhebung *fürbáz* zwingt Wh. 76, 3 *von dén réit dô fürbáz;* aber auch P. 204, 14 *der künec mit her reit fürbaz* wird man doch lieber *künec* verschleifen, als *mit her* betonen. ebenso ist 360, 12 *si sprach 'nu vrâge in fürbaz'* kaum mit hiatus zu lesen; 530, 4 *sagt an, welt ir iht fürbaz* wird man doch nicht betonen *sâgt an*; ebenso wenig Wh. 105, 7 *und lobt in dennóch fürbáz* anstatt *und lóbt in dénnoch fürbáz*; endlich wäre 430, 13 *mit der fiuste váht ér fürbáz* ganz unbeholfen. nirgends also eine stelle, wie sie allerdings Gottfried oder Wirnt bieten, wo *dô* oder *niht* vorangeht und gemäfs dem mit hebung und senkung abwechselnden rhythmus betont werden muss. die Nibelungen haben, wie es scheint, durchweg die erste silbe betont, notwendig 314, 2 *und daz die recken edele fürbáz bérn vientlichen rîten.* für die doppelhebung spricht auch die schreibung *vürebaz*, im Pilatus *vorebaz.*

In der Titurelmetrik nimmt P. verbindung von volkstümlichen

Digitized by Google

einflüssen mit solchen der romanischen verskunst an, was gewis auch nicht leicht zugegeben werden kann.

Gut ist der nachweis, dass die von Bartsch aus dem jüngeren Titurel herausgenommenen und Wolfram zugeschriebenen stücke sich auch metrisch von den echten unterscheiden.

E. Martin.

Das königs- und kaiserideal der deutschen dichtung des mittelalters. kaisergeburtstagsrede von **Friedrich Vogt.** [Marburger akademische reden nr 19] Marburg, Elwert 1908. 8°. 28 ss. 0,50 m. — Das herscherideal des mittelalters ist nach Vogt nicht einheitlich: vielmehr bestehn zwei anschauungen vom königtum: eine particulare und eine national-universale nebeneinander. die mittelhochdeutschen volksepen kennen nur das (ältere) stammeskönigtum, mit den engen beziehungen zur umgebung des fürsten, die das gefolgschaftswesen geschaffen. seit ende des 11 jahrhunderts aber kommt — interessanterweise vielfach in clericalen dichtungen, wie dem Annolied und der Kaiserchronik — die idee des deutschen. über den stämmen stehnden nationalkönigtums auf. von anfang an hat sie einen stark imperialistischen einschlag: der deutsche kaiser ist schutzherr der christenheit gegen den Islam. das ist der ursprüngliche inhalt der Barbarossasage, die sich ja eigentlich auf Friedrich II bezieht. die Barbarossasage ist zugleich ein lehrreiches beispiel für die umbildung der universalen mittelalterlichen kaiseranschauung zur rein nationalen der neuzeit. die alte idee vom stammeskönigtum lebt dagegen im heutigen particularismus fort, in jener starken dynastischen gefühlswelt, die fürst Bismarck in den 'Gedanken und Erinnerungen' verlebendigt hat. und Bismarck ist es, der die beiden mittelalterlichen königsideen innerlich umfasst und den zeitverhältnissen entsprechend in actuelle energie verwandelt hat. — so schliefst die rede Vogts, die als vorsichtig fundierte und beherschte skizze eines fachgelehrten beginnt, mit einem persönlichen bekenntnis, und ich muss gestehn, dass darin ein nicht geringer reiz ligt.

Leipzig. **Friedrich Schulze.**

Tannhäuser in geschichte, sage und dichtung. ein vortrag gehalten am 7 october 1907 von **Ernst Elster.** Bromberg 1908. Mittlersche buchhandlung (A. Fromm) in commission [= Veröffentlichungen der abteilung für litteratur der Deutschen gesellschaft für kunst und wissenschaft zu Bromberg 3 heft.] VI u. 26 ss. 8° 0,60 m. — So controvers die entstehung der Tannhäusersage noch ist (Fr. Kluges vorsichtige scheidung einer deutschen Tannhäusersage und einer italienischen sage vom Venusberg, die sich aus noch unaufgeklärten gründen und in noch nicht genau feststellbarer weise verschmelzen, scheint mir die meiste wahrscheinlichkeit zu besitzen), so verhältnismäfsig einfach ist ihre entwicklung in neuester zeit. hier ist die arbeit

Digitized by Google

im wesentlichen eine darstellerisch-ästhetische, und man muss es an Elsters vortrag rühmen, dass die aufgabe mit eleganz, knappheit und dem blick für das wichtige gelöst ist. hauptsächlich werden die drei grofsen formen der sage: die ursprünglich volkstümliche, die Heines und die Richard Wagners behandelt und zeit- oder individualpsychologisch erklärt. in der ältesten fassung, die freilich selbst einer entwicklung unterligt, herscht der zwiespalt von frömmigkeit und sünde, in Heines welt- und sinnenfreudigem lied nur ein schwanken zwischen lust- und ruhebedürfnis, bei Wagner der grofse gegensatz von irdischer und himmlischer liebe, der durch die verbindung von Tannhäusersage mit der sage vom Sängerstreit gewonnen wird. im volkslied und bei Heine zieht Tannhäuser in den Venusberg zurück, im volkslied als verlorener, bei Heine als allen päpstlichen urteilssprüchen zum trotz geniefsender — der papst Heines ist ja nur ein gespenst —, bei Wagner wird er erlöst durch himmlische liebe, oder in der sprache Wagners zu reden: durch 'die einzig erlösende verneinung des willens'. (leider verzichtet E beim Wagnerschen 'Tannhäuser' ganz auf zeit- und individualpsychologische betrachtung). jede der drei grofsen fassungen ist in sich berechtigt, ist trotz einzelnen inconsequenzen abgeschlossen, aber Wagner ist und bleibt der echte und eigentliche interpret der ergreifenden volkssage, er hat ihre letzten geheimnisse erschöpft in worten und in tönen, die unser herz im innersten aufrühren und die in unvergänglicher gewalt erklingen werden, so lange liebeswirren und bufsfertige zerknirschung die seelen der menschen erschüttern'.

Leipzig. **Friedrich Schulze.**

Die 'Christliche warnung des treuen Eckarts' des Bartholomäus Ringwaldt untersucht von **Franz Wegner** [Germanistische abhandlungen h. 33]. Breslau, Marcus 1909. 115 ss. 8° 3,60 m. — Wegners Marburger doctorschrift behandelt ihren dankbaren gegenstand geschickt und verständnisvoll nach allen seiten: bibliographie und textgeschichte, metrik und sprachgebrauch, litterarische beziehungen und quellen, vorbilder und nachwirkung des Treuen Eckart werden erschöpfend dargestellt. dabei zeigt sich die literarhistorische seite der untersuchung ergiebiger als die sprachliche. es gelingt W., des Irenaeus Spiegel des ewigen lebens von 1562, Johann Krügingers Historia vom reichen mann und armen Lazaro von 1555 und Ludwig Milichs Schrapteufel von 1569 als quellen Ringwaldts nachzuweisen, indessen die benutzung von Gregor Weisers Christlichem bericht von unsterblichkeit und zustand der seelen 1588, Jörg Wickrams fastnachtsspiel vom Treuen Eckart 1538, Brant, Murner und Fischart, an die man sonst wol gedacht hat, widerlegt wird. so stellt W. den dorfpfarrer Ringwaldt gut und glaubhaft in seinen kreis, den viel mehr die allgemeine atmosphäre der zeit charakterisiert, als die

Digitized by Google

litterarische aneignung einzelner gedanken und motive (s. 67). er zeigt, wie Ringwaldts art, die öffentlichen zustände in scharfem umriss zu zeichnen, in dieser lebendigkeit erst möglich ist, nachdem Luther die reformbedürftigkeit auch des politischen lebens nachgewiesen hat (s. 86), und erweist Ringwaldt als geistigen nachkommen Luthers auch darin, dass ihm die wanderung seines helden durch himmel und hölle nicht freigewählte poetische einkleidung seiner ermahnungen ist, sondern dass er durch seine beschreibung theologisch belehren, einen punct für punct auf die Bibel gestützten bericht geben will (s. 68).

Einigem zweifel müssen W.s metrische aufstellungen begegnen. zunächst sind verse wie *Philip, Lutherus, Brentius* s. 37, *Amen, amen, ich fahr daher*, und *ehrvester herr bürgmeister klug* s. 42 als vierfüssige jamben völlig in ordnung, denn für Ringwaldts zeit und gegend haben die betonungen *Luthérus, ámen* und *bürgemeister* nicht das geringste auffällige. sodann hätte sich W. durch Kösters spott über die (an andern stellen gewis über das mafs cultivierte) schwebende betonung nicht abhalten lassen sollen, mit ihrer hilfe verse wie *der aufgang der dritten person* s. 39 vierhebig zu lesen, denn sein vorschlag *der áufgang der dritten pérson* bricht durch jedes schema.

Freiburg i. Br. **Alfred Götze.**

Vergleichende volksmedicin. eine darstellung volksmedicinischer sitten und gebräuche, anschauungen und heilfactoren, des aberglaubens und der zaubermedicin. unter mitwirkung von fachgelehrten herausgegeben von **dr. O. v. Hovorka** und **dr. A. Kronfeld.** mit einer einleitung von dr. M. Neuburger. Stuttgart, Strecker & Schröder, 2 bde. XXIII u. 459; IX u. 960 ss. 8°. br. 22.40 m., geb. 26 m. — Das gebiet der volksmedicin ist in den letzten jahrzehnten von ethnographen und naturwissenschaftlern hin und wider gepflegt und sowol unter stofflichen als auch geographischen gesichtspuncten bearbeitet worden. besonders reichen stoff haben die ethnographisch-volkskundlichen zeitschriften in neuerer zeit beigebracht; darunter manches bedeutungsvolle aus ältern arzenei- und zauberbüchern. das gebiet ist aber so vielgestaltig und weitschichtig, und die ethnographisch-volkskundlichen publicationen sind so zahlreich, dass ein überblicken der gesamten litteratur für den nichtspecialisten zur unmöglichkeit geworden ist. es kann daher nur mit dank begrüfst werden, dass sich männer gefunden haben, die den mut besaßen, sich an das gewaltige unternehmen einer zusammenfassenden darstellung der volksmedicin heranzuwagen.

Die verfasser haben ihre arbeit in zwei hauptteile geschieden, deren erster in alphabetischer reihenfolge vorwiegend die von der volkstherapie verwendeten mittel, der zweite in sachlicher ordnung die krankheiten und die an ihnen haftenden volksmedicinischen anschauungen (ätiologisch, pathologisch und

Digitized by Google

therapeutisch) behandelt. eine solche scheidung läßt sich natürlich ohne widerholungen nicht durchführen, und so werden wir zb. im 1 band nicht nur eine anzahl tiere vermissen, deren glieder volksmedicinisch verwendet werden, sondern namentlich symbolische oder zauberische handlungen, wie messen, verkaufen, schwemmen usw. von krankheiten.

Dass das werk lückenhaft sein werde, konnte man bei den riesenhaften dimensionen des stoffes erwarten; immerhin scheinen uns die naturvölker gegenüber Europa etwas zu kurz gekommen zu sein, und innerhalb dieses erdteils vermisst man aufser den volkskundlichen zeitschriften Skandinaviens namentlich das grofse werk Sébillots 'Folklore de France' und die spezialwerke von Gaidoz, 'Un vieux rite médical' und von De Cock, 'Volksgeneeskunde in Vlaanderen' (Gent 1891). ferner lassen uns die verff., und das halten wir für einen grundsätzlichen fehler, in unzähligen fällen im unklaren, in welcher gegend die genannte anschauung herscht oder aus welcher quelle sie ihre angaben schöpfen.

Ob sich dieses erste und auf jahrzehnte hinaus wol einzige compendium der volksmedicin wissenschaftlich bewähren wird, kann nur die zukunft lehren. sicher ist, dass uns die verff. in ihm ein umfassendes grundwerk und ein denkmal rastlosen fleifses geschenkt haben.

Basel. **E. Hoffmann-Krayer.**

Mittelalterliche volksspiele in thüringisch-sächsischen landen. von prof. dr. **Karl Heldmann.** [Neujahrsblätter, hsg. v. d. Hist. komm. f. d. prov. Sachsen nr. 32]. Halle a. S., Hendel 1908. 58 ss. 8°. 1 m. — Der titel der schrift ist nicht ganz klar. unter 'volksspielen' sind hier diejenigen spiele verstanden, 'durch die das volk selbst in seinen verschiedenen schichten aus seinem natürlichen empfinden heraus sich gesellschaftlich unterhielt und belustigte. ausgeschlossen bleiben daher einerseits die volkssitten und -bräuche, die nicht zugleich einen unterhaltenden charakter haben, anderseits alle spiele, die keinen volksmäfsigen charakter trugen'. der verf. beschränkt sich aber nicht auf die thüringisch-sächsischen lande, sondern greift auf die angaben über die glücks-, kampf- und jahreszeitenspiele der alten Germanen zurück, um sich dann über die neuerungen in römischer und christlicher zeit zu verbreiten. die s. 11 genannten brettspiele werden wol kaum echt volkstümlich gewesen sein. der dritte abschnitt beschäftigt sich mit den mittelalterlichen spielen: den kampfspielen (darunter das Rolandsreiten), schützenfesten, zunfttänzen, den glücksspielen (brett- und kartenspielen, glückshäfen, dem kegeln uam.). — die arbeit enthält manches wertvolle material und in den sorgfältigen anmerkungen zahlreiche hinweise auf die quellenlitteratur zur mittelalterlichen volkskunde.

Basel. **E. Hoffmann-Krayer.**

Digitized by Google

Die theorie des witzes und der novelle nach dem 'de sermone' des Jovianus Pontanus. ein gesellschaftliches ideal ums ende des xv jahrhunderts von **Ernst Walser.** Strafsburg, Trübner 1908. xii u. 139 ss. gr. 8°. 4 m. — Der moderne mensch stammt aus der renaissance, und erst recht die moderne 'gesellschaft'; deren held, der 'homo facetus', hat sich erst nach antikem muster bilden müssen, bis er spät genug in dem 'abbé' der aufklärungszeit seine vollendung erreichte. natürlich gab es immer witzige leute, und immer stand der witz hoch im preis; wenn das feine Athen apophthegmata sammelte, weifs der kosak in der steppe den nicht minder zu schätzen der ihn lachen macht, wie Gogols Tarass Bulba zeigt. aber von der naturwüchsigen improvisation zur gesellschaftlichen kunst hat auch hier die theorie den weg gewiesen: erst die der alten (Aristoteles, Cicero, Quintilian), dann, an ihrem spalier sich aufrichtend, die der humanisten. hier steht Jovianus Pontanus voran, dessen lehre von witz und erzählungskunst Walser in klaren analysen vorführt. der didaktische zweck bleibt aber auch an witz und novelle selbst haften; sie wollen erziehen, abschleifen, beispiele geben; die 'vulgäre ethik' herscht bei aller rhetorik noch bei Boccaccio (s. 116).

Der witz, von Cicero als forensisches kampfmittel geschildert, wird unmerklich zum ausdruck feiner bildung und 'urbanität' (s. 63); die erzählung wird zum zeugnis und gradmesser einer gleichartigen ethischen empfindung (s. 127). diese wichtigen socialen momente hat W. aufmerksam beobachtet, sorgfältiger sogar als die entwicklung der technik.

In der anekdote finden also witz und erzählung ihren treffpunct. für eine entwicklungsgeschichte sowol des modernen Witzes als auch der neueren erzählungskunst brauchen wir eine litterarische geschichte der anekdoten, nach der inhaltlichen wie nach der formellen seite. die grofsen werke zur geschichte des humors wie Schneegans Geschichte der grotesken satire und Tullio Massasaranis 'Arte del ridere' streifen dies thema nur eben; W. Carey Hazlitt (Studies in jocular literature, London 1904) behandelt nur englische anekdotenbücher. und auch diese mehr vom gesichtspuncte der sammlung; doch fällt bei ihnen immerhin einiges für unser problem ab. unausgenutzt, liegen noch immer die schätze von KJWebers 'Demokritos' — einem buch, das als ganzes freilich so arm ist wie im einzelnen reich, ein paradoxon, das auf manches buch von polyhistoren passt. kommt so eine breite verarbeitung der praxis zu umsichtigen behandlungen der theorie wie in Ws. buch hinzu, so werden wir nicht nur für stilistik und allgemeine litteraturgeschichte, sondern auch für die beurteilung mittelalterlicher und neuerer anekdoten nicht wenig gewonnen haben. und da ligt ja dann in Boltes ausgaben der schwankbücher und andern sammlungen das material in bequemster fülle ausgebreitet! **R. M. Meyer.**

Digitized by Google

Witziges und Spitziges, sinniges und inniges in spruch und nam auf haus und kraus. gesammelt und gesichtet von **Ernst Tiedt.** Stuttgart, E. R. Moritz o. j. VIII und 246 ss. 8°. 4 m, geb. 4.50 m. — Unsere volksepigrammatik ist ausgebreitet und vielfältig; aber die kunde liegt noch ganz im argen. Tiedts reichhaltige und im ganzen geschmackvolle auswahl reizt mehr die lust auf eine räumliche einteilung nach litterarischen quellen und localen umgrenzungen, als dass sie sie befriedigt. ist die specifische form der 'marterln' auf das bairische gebiet beschränkt? was für kategorieen der namengebung für hausrat und waffen sind vorhanden? gibt es perioden des breiteren und des conciseren inschriftstils? finden sich berufsmäßige verfertiger solcher inschriften? diese und ähnliche fragen sind freilich leider leichter aufzuwerfen, als zu beantworten!

Wertvoll scheint mir besonders die sammlung der grabschriften; und die stilproben der öffentlichen warnungstafeln (s. 120 f.) haben interesse als zeichen der stilistischen durchschnittsbildung. auch fehlt es sonst nicht an curiositäten wie den inschriften an conter und casse (s. 178). — die beziehungen zu dem 'geflügelten wort' und dem sprichwort sind mannigfach; fast nie aber scheint die 'inschrift' der gebende teil zu sein, wenigstens in dem litterarischen Deutschland.

Der verf. muste mit dem raum rechnen; natürlich hätte jeder leser noch ein paar beispiele zusteuern können. würklich wünschenswert wäre aber ein etwas ausgedehnterer litteraturnachweis gewesen. **R. M. Meyer.**

Historische volkslieder und zeitgedichte vom 16 bis 19 jh. gesammelt und erläutert von **August Hartmann**, mit melodien herausgegeben von Hyacinth Abele. II bd. von mitte des 17 bis zu der des 18 jh.s. mit unterstützung der Historischen commission bei der Kgl. bayer. akademie der wissenschaften. München, Beck 1910. VI u. 354 ss. gr. 8°. 12 m. — Der zweite band des von mir Anz. XXXII 196 ff nach anlage und ausführung näher charakterisierten werkes bringt die nrr 97—181. er beginnt mit zeitgedichten auf Karl X Gustaf (1656—58), der s. 4 nicht ganz richtig 'der erste könig Schwedens aus dem hause Wittelsbach' genannt wird (vgl. könig Christoph!), und schliefst mit einem strophischen zwiegespräch zwischen dem marschall von Sachsen und dem tod (1750); dazwischen stehn lieder, relationen, bildsprüche und gereimte dialoge ua. auf Zrinv (1664): nr. 106, auf die belagerung von Rheinfelden (1678): nr 107, auf den fall Strafsburgs (1681): nr 109, auf den ersatz Wiens und die weitern siege über die Türken (1683—88): nrr 110—121, wobei dann auch der junge Bayernheld Max Emanuel (nr 120) zuerst auftritt; ihm begegnen wir noch oft genug, zuletzt in nr 154, die ein klagelied über seinen tod (1726) bringt. weiterhin sind für den inhalt unseres bandes besonders ergiebig

Digitized by Google

der spanische erbfolgekrieg (1701—13): nrr 124—144 und die rückkehr Max Emanuels (1715): nr 145 146, der Türkenkrieg von 1716—1718: nrr 148—152, die lieder der Salzburger emigranten (1730—32): nrr 158—172 (1732), der österreichische erbfolgekrieg (1741—45): nr 177—179. eingestreut findet man noch allerlei lustiges und trauriges was mit der weltgeschichte weniger zu tun hat, wie die lange Regensburger mordgeschichte von 1723 in nr 153 oder das vacanzlied der Münchener 'studenten' von 1741: nr 176. gegen die aufnahme mancher stücke liefsen sich bedenken erheben: so haben die bildsprüche für sich so gut wie gar kein interesse. etwa ein vierteil der gedichte ist im dialect gehalten, wobei dann die gattung des 'bauerngesprächs' eine hauptrolle spielt. neben verschiedenen mehr oder weniger geschickt widergegebenen schattierungen der bajuvarischen mundart kommt auch das schwäbische und vor allem das schlesische (nrr 122. 143) zum wort, worauf ich ausdrücklich hinweise.

Die einrichtung ist die gleiche geblieben: der herausgeber beharrt dabei, überschriften und übersichten fernzuhalten, er verlangt also, dass man sein werk studieren und sich in die einzelnen themata einarbeiten soll, was nicht jedermanns sache ist, und wofür vor allem die wenigsten zeit haben. im übrigen hat er für die erläuterung nach der sprachlichen wie nach der sachlichen seite wider vortrefflich gesorgt: in den anmerkungen stecken zuweilen sehr eindringende excurse, die nicht zum mindesten den wert des buches ausmachen. die herstellung der texte ist zumeist wol erwogen, nur hätten metrische bedenken öfter eintreten dürfen: sie empfehlen zb. 97, 82 *Kalkstein* st. *Könchenstein* und hätten 103, 5 15.7 dazu führen sollen, die formen *Kirchenturen: Uhren* in den (klingenden!) reim zu setzen. in den worterklärungen laufen hier und da misverständnisse unter: zu nr 120, 194 *Der Weingott gibet aus dem Fass Blei, Pulver, süsse Lunden* ist die widergabe '*Lunden* wellen, wogen' sprachlich wie sachlich unmöglich; nr 121, 211 *liederlicher Lamp* durfte nicht auf den hasen der tierdichtung bezogen werden; der *süsse Neckarsaft*, mit welchem nr 176, 47 der pater kellermeister von kl. Schäftlein die Münchener lateinschüler tractiert, ist gewis nicht 'einer der im Neckartal wachsenden weine' gewesen, sondern einfach aus *Nectarsaft* corrumpiert.

E. S.

Digitized by Google

KLEINE MITTEILUNGEN.

Volker der spielmann. *Das merkwürdige 'zeugnis zur heldensage', auf das ich im folgenden aufmerksam machen will, ist in einer urkunde des grafen Dietrich (des Elsässers) von Flandern vom* 27 *mai* 1130 *oder* 1131 *enthalten, deren original sich im staatsarchiv zu Brügge befindet. von der für das kloster Oudenburg (belgische provinz Westflandern) ausgestellten urkunde waren kurze auszüge schon von Vredius Genealogia comitum Flandriae* I 186 *und Miraeus Opera diplomatica ed. Foppens* I 679 *mitgeteilt, den vollständigen text hatte Van de Putte Chronique du monastère d'Oudenbourg (Gent* 1843) *s.* 90 *publiciert. aber in jenen auszügen fehlt der uns hier interessierende passus, und der abdruck Van de Puttes beruht auf einer abschrift und bietet den namen auf den es ankommt in entstellter und unerkennbarer gestalt. so lässt erst das facsimile der urkunde, das wir in dem von HPirenne im verein mit andern belgischen gelehrten herausgegebenen prächtigen Album belge de diplomatique (Jette-Bruxelles* 1909) *auf planche* XI *erhalten haben, den sachverhalt erkennen. ich widerhole hier die transscription, die JCuvelier gegeben hat; einige lesefehler dieser transscription verbessere ich stillschweigend und ändere die schreibung und interpunction nach den in den diplomataausgaben der Monumenta Germaniae üblichen grundsätzen.*

In nomine sancte et individue trinitatis. Ego Theodericus dei gratia comes Flandrensium notum esse cupio cunctis fidelibus presentis temporis et futuri, quod, dum causa orationis intrassem ecclesiam beatorum apostolorum Petri et Pauli sitam in oppido Aldenborg, accesserunt ad me monachi ibidem deo servientes cum suo abbate Hariolfo et suppliciter petierunt, ut causa salutis anime mee illis remitterem ac indulgendo perdonarem quandam census redditionem, quam annuali debito michi et antecessoribus nostris hactenus persolvere cogebantur. Quorum humili peticione compulsus, beati etiam Petri apostoli patrocinium impetrare avidus, prout rogaverunt, benigne concessi et predictam census annui reddibitionem in perpetuum perdonavi remisi et indulsi. Quarum etiam rerum ne in posterum quelibet fallacia surrépat, veracem noticiam hic ponimus. In ministerio Wilranni preconis de terra conductili: terra sancti Petri de Auinemed XX den., de Hunimmed XXI den., de terra Reinfridi Sassa VIII den.; in Port Oldenborg[1] terra Ae de Pola VIII 1/2 den., terra sancti Petri VI den., terra Robbert Baites VIII den., terra Oldunt filii Elnard II den., terra Godeliui[2] clerici XII den., terra Rumold filii Siberti VIII den., terra Elnardi filii Elnard II 1/2 den., terra Alberti ex Artrica II den., terra Thedbert-

[1] Oldenb *or., so dass auch Oldenburg gelesen werden kann.*
[2] Godelii *or.*

Digitized by Google

filii Erclif IIII 1/2 den., terra Gildwif II 1/2 den., terra Weremi boldwerric XVI den., terra Arnoldi clerici IIII 1/2 den. In ministerio Willelmi preconis de terra conductili: terra Hiddonis et fratrum eius VI den., in Port Oldenborg terra Erembolt XIIII 1/2 den, terra Ricardi XIII den., terra Vogaliui[1] XIII den., terra sancti Petri III den., item terra sancti Petri X den., terra Herred Boschincab II den., terra Popliui[2] VII den., terra Folperti Vogal XII 1/2 den., terra Sibrand VIII den., terra Folkir ioculatoris VI den., terra Rattard V den., terra Euerolfi presbyteri V den., terra Sigerd filii Walkirs II den., terra Folperti filii Lettard III den. In ministerio Dodini preconis de terra conductili: terra Bertolf filii Oppes XVIII den., terra sancti Petri ex Rep IIII den.; de censu in Clemeskerca terra Bertranni VI den., terra Oldfridi[3] Wldel VII den. In ministerio Cristiani ex Mor: terra Reinfridi Calui XXVII den. In ministerio Walteri de Lisweg ex viscali: terra Liuildis XV 1/2 den., item terra Hathawif monialis de Hém XXI den., qui pertinebant ad piper comitis in ministerio Gerardi breviatoris. Per totum XXVIII sol. VII den. Horum igitur censuum annuam solutionem pro remissione peccatorum meorum atque pro requie animarum omnium antecessorum meorum nec non pro pace et statu comitatus nostri et pro salute omnium fidelium nostrorum omnipotenti deo et sanctis apostolis P. et P. condonando remisi et remittendo indulsi, quatenus monachi in prefato loco deo famulantes Christi domini misericordiam pro nobis assidue implorent. Et ut hec nostra largitio inviolabilem obtineat firmitatem, hanc inde fieri kartam decrevimus et signis nostrorum fidelium, qui interfuerunt, consignamus atque nostri sigilli impressione roboramus.

Signum Teoderici comitis Flandrensis. Signum coniugis eius Svanahildis comitisse.

Signum Arnulfi nepotis comitum.
Signum Girardi cubicularii.
Signum Rogeri prepositi Brugensis
Signum Odgarii geruli sigilli.
Signum Frumaldi iunioris breviatoris.
Signum Gerardi breviatoris.
Signum Godzvini de Sellegahem.
Signum Huberti Cubuc.
Signum Angelranni fratris Arnulfi cubicularii[4]
Signum Reingeri Gemmonis.
Signum Adalardi cognati Frumoldi.
Signum Raineri Uolakin. Signum Raineri Suogres[5] amans.

Actum apud Aldenborg in ecclesia apostolorum VI. kall. iunii indictione VIII, sub anno dominice incarnationis MCXXX, regnum Francorum tenente Hludouico rege filio Philippi regis anno XXIII, comitatus Teoderici anno II.

Die urkunde ist von zwei gleichzeitigen händen geschrieben,

[1] Vogali *or.*, die ergänzung ist unsicher. [2] Popli *or.*, *s. note* 3. [3] *das erste* d *über der zeile nachgetragen.* [4] cubicularii *über der zeile nachgetragen.* [5] Suogres *über der zeile nachgetragen.*

Digitized by Google

deren zweite die signa und die datierung hergestellt hat. zwischen dem context und den signa ist ein grofser zwischenraum; ob der zweite teil nachgetragen oder voraufgefertigt ist, lässt sich nicht entscheiden. die datierung ist widerspruchsvoll, denn dem jahre 1131 *entsprechen sowol die neunte indiction als das* 23. *regierungsjahr Ludwigs* VI *von Frankreich, das vom todestage Philipps* I (29. *juli* 1108) *ab gerechnet werden muss: diese daten stimmen also nicht mit dem incarnationsjahre* 1130 *überein. während das zweite jahr des grafen Dietrich sich mit dem letzteren vereinbaren läst. ob das itinerar des grafen hier die entscheidung ermöglicht, entzieht sich meiner kenntnis. rechts von der zeugenliste hat der schreiber der urkunde über tod und begräbnis der flandrischen grafen von Balduin von Lille bis auf Wilhelm von der Normandie angaben verzeichnet, die ich oben nicht abgedruckt habe, weil sie mit dem inhalt der urkunde nichts zu tun haben. das siegel ist verloren.*

Ein spielmann Folker war also im jahre 1130 *oder* 1131 *im besitz eines grundstückes in Flandern, das im obereigentum des klosters Oudenburg stand und dem grafen von Flandern zu einem jahreszins von sechs denaren verpflichtet war, auf den dieser* 1130 *oder* 1131 *verzichtete.*

Strafsburg. **H. Bresslau.**

Bemerkungen zur Millstätter handschrift. 1. Zu Karajans einleitung. — Bei der frage nach der herkunft der hs. zieht Karajan (s. VIII) eine alte pergamenths. deutscher predigten (aus der Mone in seinem anzeiger auszüge gegeben hatte) zum vergleich heran, die aus MKuppitschs besitz damals in das Britische museum gelangt war und die aus dem 17 jh. stammende aufschrift trug: '*Residentiae S. Jesu in Millstat*'. in Priebschs sorgsamem Verzeichnis der deutschen handschriften in England bd. II. (Erlangen 1901), der die bestände des Britischen museums mustert, fehlt zwar dieser predigtcodex völlig, dagegen lässt sich eine andre angabe bei ihm, die auf einem lesefehler beruhen muss, mit hülfe von Karajans bemerkung berichtigen. er führt (II 136 unter nr 159 ein gebetbuch des 14 jh.s auf, dessen erstes blatt den vermerk '*Jesid Millst S. J.* 1740' trägt, und deutet diesen als 'namen eines früheren besitzers' (so auch im register s. 342). es kann keinem zweifel unterliegen, dass diese unformen keinen personennamen darstellen, sondern dass '*Resid.*[*entiae*] *Millst.*[*at*] *S.*[*ocietatis*] *J.*[*esu*]' zu lesen ist. somit wäre ein weiteres stück aus dem handschriftlichen bestande der alten Millstätter jesuitenbibliothek festgestellt, die nach der aufhebung des ordens zerstreut worden ist.

2. Zur Hochzeit. Die in einander greifenden bemühungen von Kraus, Schröder und Roediger haben in dem text dieses gedichtes nahezu alles in ordnung gebracht, was in der handschriftlichen überlieferung anstofs erregt. auf discutable möglichkeiten oder wahrscheinlichkeiten will ich nicht eingehn, sondern nur

Digitized by Google

zwei stellen besprechen, von denen mir bei der einen eine, wie ich glaube, evidente verbesserung gelungen ist, während bei der andern eine schwierigkeit des sinnes eine kurze erörterung nötig macht.

30, 3 (491 Waag) *den vrostigen solde er bewæten,*
den hungerigen nerigen.

an dem sonderbaren reim *bewæten*:*nerigen* hat Kraus (Vom Rechte s. 42) keinen anstoß genommen, da nach seiner auffassung ähnlich wie 42, 7 (1009 Waag) nur die unbetonte schlusssilbe den reim trägt: was die letztere stelle angeht, so möcht ich allerdings ebenfalls mit Roediger (Zs. 36, 264) glauben, dass der reim 'kaum zu dulden' ist, wenn ich auch seine einsetzung von *schiere* nicht für sicher halte. Schröder und Roediger haben auf verschiedenen wegen den reim durch beseitigung des zweiten reimworts zu reinigen versucht: jener (Anz. xvii 299) will unter berufung auf Kaiserchr. 17176 (*bewâten : berieten*) *berâten* für *nerigen* einsetzen, während dieser (Zs. 36, 260) lieber an verderbniss aus *æzen* denken möchte. beide conjecturen haben das gegen sich, dass man keinen psychologischen grund dafür zu finden vermag, warum ein gleich gutes synonymon für das andre und zwar ein den reim völlig zerstörendes für ein gut reimendes eingeführt sein sollte. dass der Millstätter schreiber den reim durch beseitigung eines reimwortes tatsächlich zerstört hat, scheint auch mir sicher: aber es muss sich um ein entweder veraltetes oder dialektisch begrenztes, in beiden fällen also um ein schwer verständliches, den schreiber und hörer beirrendes wort gehandelt haben; eine conjectur muss also dieser erwägung rechnung tragen. ein tadelloser reim entsteht nun, wenn man im ersten verse *bewæten* durch *werigen* ersetzt. das dem got. *wasjan* entsprechende ahd. *werien* in der sinnlichen grundbedeutung 'bekleiden', die wir an unsrer stelle brauchen, ist im mhd. ausgestorben (vgl. Mhd. wb. iii 586a; auf den rechtsterminus, der dort belegt ist, brauch ich hier nicht einzugehen). die ahd. belege stellt Graff i 928 zusammen; vgl. auch Erdmann zu Otfried ii 22, 12. danach begegnet das wort aufser bei Otfried nur in den glossaren K und Rd-Ib (bei Steinmeyer-Sievers I 268, 38. 281, 5. 294, 69) und in den Monseer fragmenten (bei Hench 15, 26). alle diese denkmäler sind im alemannischen oder dem diesem benachbarten südrheinfränkischen sprachgebiet zu hause. dürfen wir auch an unsrer stelle *werigen* als veraltet-dialektisch ansehen, so wäre die alemannische herkunft der Hochzeit, die ja auch sonst höchst plausibel ist, noch durch ein weiteres kräftiges moment gestützt. discutiert und entschieden kann die heimatsfrage allerdings nur für die gesamtheit der vorlagen des schreibers werden: eine erörterung dieser frage, die ich seit langem plane, muss erst das erscheinen der vollständigen abhandlung von Bulthaupt (als Palaestra 72 angekündigt) abwarten.

Digitized by Google

37, 10 (807 Waag) *daz bezeichent, daz der gotes man*
niht [in] gemaiton sol stân:
der sol ie singen,
daz lop ze gote bringen.

was heifst hier *[in] gemeiton stân*? das sw. fem. *gemeite* wäre, soviel ich sehe, *ἅπαξ λεγόμενον* und sonst unbelegt: der von Lexer (nachtr. s. 191) noch aus Heinrich vNeustadt angeführte beleg muss auf irrtum beruhen, er findet sich weder in Strobls noch in Singers text. im Mhd. wb. II 1, 132a fehlt das wort überhaupt. Lexer (I 844) erklärt. 'fröhlichkeit, eitle lust' und will also in unsern versen denselben sinn erkennen wie in Heinrichs von Melk Priesterleben 528 *war zuo sol dem briester gemeitheit?* einer stelle, die bei genauerer ansicht nicht das mindeste gemeinsame hat. Waag (s. XXXI) nimmt Lexers erklärung wörtlich auf. Kraus (Vom Recht s. 121) verweist, leider nur zu abrupt, auf Gramm. III 154, wo *in gimeitûn* aus Otfried, Tatian und Notker im sinne von *frustra, otiose* vielfach belegt ist (vgl. auch Graff II 701), und das ist das richtige [1]. *'Vidit alios stantes in foro otiosos'* (Matth. 20, 3) wird im Tatian (109, 1) durch *gisah andre stantente in strâzu in gimeitûn* verdeutscht; vgl. die ganz ähnliche stelle Otfr. V 6, 16. ein adverbium *gemeiten* im sinne von 'müßig' hat jüngst Helm (Zs. f. d. wortf. 10, 217) in Heslers Apokalypse wie etwas überraschend neues aufgezeigt und nur noch einen hochdeutschen beleg (Kaiserchr. 2639 *zeriu treistû den [lip] gemeiten?*) beigebracht: unsre stelle und die ahd. belege sichern seinen etwas zaghaften semasiologischen ansatz und geben ihm reichlichen hintergrund. die adverbielle form *gemeiten* bei Hesler macht nun allerdings recht zweifelhaft, ob einerseits Karajan, dem offenbar die ahd. belege im sinne lagen, die durchgängig die präposition *in* zeigen, recht daran getan hat, das hier nicht überlieferte *in* in den text zu setzen, und ob anderseits Schröders ansatz eines adjectivums *gemeit* 'unnütz, zwecklos' im glossar zur Kaiserchronik (s. 428c) notwendig war: in beiden stellen kommen wir mit dem einfachen adverbium *gemeiten* vollkommen aus. es könnte leicht sein, dass diese bedeutung des stammes sich eben nur in dem adverbiell erstarrten dat. plur. des substantivs (ahd. *gimeitûn*) erhalten hätte, während das adjectivum, wie bekannt, seine eigenen wege gieng. dieses letztere zeigt übrigens auch in der Hochzeit 25, 6. 26, 2 (264. 304 Waag) die landläufige bedeutung. weiterer forschung muss vorbehalten bleiben zu bestimmen, ob vielleicht noch an andern stellen frühmhd. texte (z. b. etwa Milst. Genesis 67, 10; die Wiener hs. 49, 7 weicht etwas ab) ein bisher immer als flectierte adjectivform gedeutetes *gemeiten* nicht besser oder gleich gut

[1] Diemer (Genesis und Exodus II 141) erklärt unsre stelle falsch und zugleich richtig mit 'eitle lust, lässigkeit'.

Digitized by Google

adverbiell zu fassen ist und damit noch weitere belege für die hier besprochene bedeutung gewonnen werden können.

3. Zur Sündenklage.

48, 24 (71 Roediger) *nû vernim mich sund*[*igen man*],
wand ich gandert hân
einen sun, [*der sînen*] *vater bat.*

das transitive *andern* des zweiten verses fehlt im Mhd. wb. I 37a. Lexer (II 56) erklärt unter berufung auf unsre (in der ersten zahl verdruckte) stelle: 'ändern', scheint also sich den sinn des verses nicht genügend klar gemacht zu haben. Roediger giebt keine anmerkung die seine auffassung des wortes erkennen ließe: ich nehme an, dass er so wie die meisten von uns an die verbale ableitung vom ordinale *ander* gedacht und sich bei dem ganz gut passenden sinne 'widerholen' (lateinisch etwa *iterare*) begnügt haben wird. diese auffassung ist unrichtig. es ligt vielmehr ein reflex von ahd. *antarôn* 'nachahmen' vor, das mit *ander* zunächst nichts zu tun hat und fast durchweg *t* im stamm aufweist (zur etymologie vgl. die allerdings zweifelhaften bemerkungen bei Grimm DWB. I 311). reiche ahd. belege aus glossen und aus Notker gibt Graff I 378. aus der mhd. literatur war bisher nur ein einzelner beleg aus Konrad von Megenberg (199, 12) und zwei aus Walther von Rheinau (168, 20. 181, 4) bekannt (vgl. Lexer I 80; nachtr. s. 28). ich kann noch eine weitere stelle aus dem Prosaphysiologus beibringen: wenn die *serra* ein schiff sieht, so hebt sie federn und schwanz in die höhe *unde wil die segela antderôn* (Fundgr. I 21, 3). mit einer einzigen ausnahme gehören alle genannten belege dem alem. sprachgebiet an, was widerum für die heimatsfrage unsres gedichtes (Roediger zu 441 und s. 317 widerspricht sich) von bedeutung werden kann.

49, 21 (107 Roediger). Karajans ergänzung [*wurf*]*stein*, die Roediger beibehalten hat, schafft ein sonst niemals belegtes mhd. wort, was immer sein bedenkliches hat. Diemer hat irgendwo in einer anmerkung (ich kann momentan die genaue angabe nicht auffinden) *schûrstein* vorgeschlagen (vgl. JGrimm Klein. schr. II 425). die ergänzung muss in der schwebe bleiben, da wir nicht wissen können, ob die bildliche vorstellung von atmosphärischen niederschlägen oder von der belagerungstechnik hergenommen war. im ersten fall könnten noch *donerstein* oder *hagelstein*, im zweiten das aus dem 12 jh. belegte *lâzstein* (Jänicke zu Bit. 1595; vgl. noch Eilh. 8619) zur wahl gestellt werden.

53, 3 (252 Roediger) ist doch wol schon des reims auf *gesaten* wegen das hsl. *stæte* mit Bartsch (Germ. 7, 279) in *state* zu bessern; Roediger führt diese conjectur im apparat überhaupt nicht an.

Jena, 7 oct. 1908. **Albert Leitzmann.**

Das geburtsjahr von Simon Lemnius. 1. Es ist herrn Merker, dem autor der interessanten monographie über Lemnius, ge-

Digitized by Google

lungen, eine andeutung des bisher unbekannten geburtsjahres dieses dichters zu finden im folgenden distichon:

Bis denas numero terna trieteride messes,
Si de uiginti dempseris ipse duas.

herr Merker macht hieraus 20 — 2 + 9 = 27, gesteht aber selbst seiner lösung nicht ganz sicher zu sein. die folgende dürfte gröfsere wahrscheinlichkeit beanspruchen. man nehme die distributiva *deni* und *terni* correlativ, so gibt die erste zeile: 2 (10 + 3×3) = 20 + 18. die zweite berichtigt dies zu: 20 — 2 + 18 = 36. da das distichon im jahre 1538 geschrieben ist, ergibt sich als geburtsjahr des Lemnius 1502.

Auch aus dem folgenden grunde scheint mir das jahr 1511, welches Merker ausrechnete, weniger passend zu sein. der dichter erzählt nämlich, dass unter denjenigen die 1499 aus dem Prätigau flüchteten, sich auch seine eltern befanden:

Aufugere homines, et uos, o cara parentum
Pectora ; nec tum natus eram.

im j. 1499 waren also seine eltern wahrscheinlich schon verheiratet. nun ist es nicht wol anzunehmen dass Lemnius, der noch einen jüngeren bruder hatte (weiter hatte er nur eine ältere schwester), erst 12 jahre danach geboren sein sollte. das jahr 1502 ist mit diesen tatsachen in besserem einklang.

Haag. **S. W. F. Margadant.**

2. Die auffassung des herrn Margadant könnte plausibel erscheinen, besonders da das epigramm gerade 1538 publiciert und vermutlich gedichtet ist — wenn sie sprachlich möglich wäre.

Bei den römischen dichtern, denen Lemnius hier folgt, ist es so gut wie stehender gebrauch, bei zahlen- und speziell bei den üblichen autobiographischen altersangaben statt der als prosaisch gemiedenen cardinalzahl die distributive umschreibung zu wählen, die sich meist auch dem rhythmus besser einfügt; eine ja auch unserer classischen dichtung [und schon Otfried, wie ESchröder hinzufügt] nicht fremde gewohnheit. *bis deni* ist feststehende umschreibung für *viginti*, besonders in formelhaft-typischer verwendung am beginn des verses und mit zugehörigem nomen am schluss, wie hier (*messes*, das gebräuchliche wort). es geht also nicht an, wie M. will, die arithmetische Klammer zwischen die beiden festzusammengewachsenen Wörter zu legen: *Bis* (*denas numero terna trieteride*) *messes* = 2 (10 + 3 . 3) = 38. dann hätte Lemnius schreiben müssen:

Bis numero denas terna trieteride messes, was der vers ohne weiteres erlaubt hätte. — wol aber schreibt er zwei seiten vorher (Epigramm. libri III, D 4b):

Ad Phedilum.
Bis denas nondum numeras si Phedile messes,
Tunc poteris nullas attribuisse tibi. —

die eigentliche schwierigkeit liegt vielmehr in dem gesuchten

Digitized by Google

zusatz *terna trieteride*, dessen offenbar additiver sinn nicht ohne weiteres klar ist. anreger ist hier (worauf mich herr dr. Hoffa aufmerksam macht) offenbar Martial, der überhaupt als Vorlage für das distichon gedient hat: er hat mehrfach *messis* = *annus* und drückt an vier stellen altersangaben durch umschreibungen mit *trieteris* aus: VI 38, 1. VII 96, 3. IX 84,9. X 53, 3. bei sämtlichen fällen erscheint der abl. *trieteride*, in VII 96, 3:

sex mihi de prima deerant trieteride menses

in einem stark an Lemnius anklingenden hexameterausgang. vielleicht durch den klang bestimmt hat also der humanist den abl. im sinne von *adiuncta terna trieteride* (Martial IX 84, 9) gewagt, nicht gerade correct.

da auch das zweite argument M.s nicht zwingend ist, halte ich an der erklärung Merkers: 2 . 10 + 3 . 3 — 2 = 27 fest.

Nur eins wäre vielleicht zu erinnern. nach Censorinus De die natali cap. 18 war eine trieteris im grunde nur ein zeitraum von zwei jahren und einem monat [1]. wir würden also, vorausgesetzt, dass Lemnius dies gewusst hat, auf ein lebensalter von 24 jahren und 3 monaten, mithin auf das jahr 1514 oder 1513 als geburtsjahr kommen; was allerdings reichlich spät wäre.

bei dieser gelegenheit stoß ich in der Raeteis des Lemnius auf folgende verse (I, 516ff.):

Interea una cohors populis veniebat ab Uris
Auxilio Raetis, prisca sub imagine tauri
Signa ferens armis et spirans robora Martis,
Excita a sociis, habitant qui saxa Tisentis.
At gens Urorum, Tauriscis orta propago,
Inde caput tauri clypei sub imagine gestant,
Unde etiam prisci Taurisci nomine dicti.
Uri etenim tauri dicuntur gentibus istis,
At non silvestres qui sunt in saltibus Uri.
Hinc quando arma vocant, et surgit pugna tumultu,
Signa sono horrendo perflantur corna bello.
Quique sonum reddit crudeli taurus ab Uro

[1] Censor. cap. 18,2: *veteres in Graecia civitates cum animadverterent, dum sol annuo cursu orbem suum circumit, lunam novam interdum tridecies exoriri idque saepe alternis fieri, arbitrati sunt lunares duodecim menses et dimidiatum ad annum naturalem convenire. itaque annos civiles sic statuerunt, ut intercalando facerent alternos duodecim mensum, alternos tredecim, utrumque annum separatim vertentem, iunctos ambo annum magnum vocantes idque tempus trieterida appellabant, quod tertio quoque anno intercalabatur. quamvis biennii circuitus et re vera dieteris esset; unde mysteria, quae Libero alternis fiunt annis, trieterica a poetis dicuntur. postea cognito errore hoc tempus duplicarunt et tetraeterida fecerunt: sed eam, quod quinto quoque anno redibat, pentaeterida nominabant.*

Digitized by Google

Dicitur, horrendumque boat, quo terra remugit.
Duxerat Henricus Vollebus, belliger armis —

die stelle hat wol C. F. Meyer im sinn gelegen, als er den 46sten gesang von 'Huttens letzten tagen' dichtete:

'Bei meinem Eid und Schwur!
So täuscheud muht der Heini Wolleb nur!' —
In sumpf'gem Mantovanerboden ruht
Der Heini, der so trefflich hat gemuht.

der Urnerführer von 1499 hat sich ihm freilich in einen landsknecht verwandelt, der durch 'Muhen' den heimwehkranken Urner verhöhnt.

Göttingen. **Walther Brecht.**

PERSONALNOTIZEN.

Am 8 februar ist zu Leipzig der professor der englischen philologie Richard Paul Wuelker im 65 lebensjahre verschieden, am 23 juni zu Freiburg i. Br. sein fachgenosse Wilhelm Wetz, 51 jahre alt.

Am 6 mai starb zu Südende bei Berlin im 43 jahre Franz Nicolaus Finck, dem vor kaum jahresfrist die alte Steinthalsche professur verliehen war. er pflegte die allgemeine sprachwissenschaft im geiste Wilhelm vHumboldts und hat in zahlreichen schriften dafür zeugnis abgelegt, mit welcher hohen energie und geisteskraft er die verschiedensten typen des menschlichen sprachbaues beherschte.

Am 6 juni schied dicht vor vollendung seines 80 lebensjahres von uns der ehrwürdige senior der indogermanisten Leo Meyer, der nach 34jähriger gesegneter würksamkeit in Dorpat den abend seines lebens, tätig bis zuletzt, in Göttingen zubrachte.

Nach Straßburg, wo Ernst Martin zum 1 april vom lehramt zurücktrat, wurde als ao. professor der deutschen philologie prof. dr. Franz Schultz von Bonn berufen. — in Freiburg i. Br. wurde nach dem freiwilligen rücktritt des ord. professors dr Roman Wörner der privatdocent für ästhetik und neuere litteratur an der universität Heidelberg dr Philipp Witkop zum ao. professor ernannt.

In der besetzung der lehrstühle für englische philologie sind folgende änderungen eingetreten: auf das ordinariat in Münster wurde (für Jiriczek) der ao. professor Wolfgang Keller berufen; dessen stelle in Jena erhielt der privatdocent dr. Ludwig Levin Schücking von Göttingen. nachfolger Wülkers in Leipzig wurde prof. Max Foerster von Halle, und nach Halle kam als ordinarius der ao. professor Max Deutschbein von Leipzig.

Habilitiert haben sich: für deutsche philologie dr Friedrich Ranke in Straßburg und dr Hans Schulz in Freiburg i. Br. für englische philologie dr Fritz Roeder in Göttingen; für altgermanische philologie dr Gustav Neckel in Breslau.

Digitized by Google

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXIV, 3. september 1910

Das altdeutsche volksepos. ein vortrag von **Friedrich Panzer.** Halle a. S., Niemeyer 1903. 34 ss. 8°. — 1 m.

Lied und epos in germanischer sagendichtung von **Andreas Heusler.** Dortmund, Ruhfus 1905. 52 ss. 8°. — 1 m.

Diese beiden schriften sind aus der bewegung gegen die Lachmannsche höhere Nibelungenkritik hervorgegangen, und ihre — so sehr verspätete — anzeige hier ist vielleicht doch noch am platze, weil die jüngst wider lebhaft gewordene sagenkritik mafs und leitlinien aus litterarhistorischen gesichtspuncten gewinnen kann, die von Panzer und Heusler, besonders fruchtbringend von diesem, betont werden.

Panzer schreibt aus der allgemeinen richtung heraus, die zwar alte lieder als grundlage des epos annimmt, aber die unmöglichkeit erkannt hat, mit Lachmanns mitteln aus dem gefüge des epos sie wider herauszuschälen. er will von der negierung zu positivem gelangen; nicht die alten lieder, sondern das ganze des mhd. 'volksepos', das aus ihnen entstanden ist, soll betrachtet werden, und zwar in unterordnung unter die allgemeinen erscheinungen der blütezeit. irreführend sei der titel 'volksepos', er setze nur alte romantische vorstellungen fort: die epen der heldensage sind standespoesie, wie das höfische. die unterschiede findet P., vom stoff abgesehen, im fortwürken von stilformen der typisierenden altgermanischen poesie. hübsch werden diesem gesichtspunct kennzeichnende stileigentümlichkeiten eingeordnet: die 'objectivierende' umschreibung der handlung, das fortleben alter, im individualisierenden stil des höfischen epos gemiedener poetischer ausdrücke, die dem täglichen leben fremd geworden waren. auch das pathos der alten poesie wäre unter solchen erbstücken zu nennen: ihm — mehr als der vorliebe für den typus, wie Panzer will — entsprang die figur der variation. zum typischen rechnet Panzer auch die 'widersprüche' in zahlen-, orts- und anderen angaben. hier wünschte man freilich schärfere sonderung. der verf. weist auf die reichhaltigen ausführungen seines buches Hilde-Gudrun; aber was dort gesammelt ist, erlaubt noch nicht methodische verwendung, weil es auch erscheinungen aufnimmt, die als stileigentümlichkeiten nur dann angesehen werden können, wenn man den

Digitized by Google

begriff des formelhaften ins ungemessene ausdehnt und mit der möglichkeit, ja wahrscheinlichkeit nicht rechnet, dass die epische überlieferung die uns vorligt, nicht die originale fassung ist; der begriff des 'echten' und 'unechten', dh. älteren und jüngeren, muss nach wie vor im gesichtskreise bleiben, auch wenn man Lachmanns liedertheorie nicht anhängt und das 'echte' in einem gröfseren spielraum der möglichkeiten sucht.

So nützlich und notwendig es ist, die mhd. epen der heldensage von den höfischen nicht zu isolieren, so wird dadurch erst einsicht in die gesellschaftlichen antriebe gewonnen, die für beide gattungen wirksam waren, noch nicht aber etwas positives der älteren liedertheorie gegenübergestellt, dh. noch nichts über den weg ausgesagt, auf dem stilmittel der germanischen poesie in diese jüngeren formen herüber sich fortpflanzten. P. redet im text seines vortrags vom 'altgermanischen epos', auch von 'alten liedern' (s. 26), die die vorlage des epos waren, aber erst die anm. 9 (s. 34) bestimmt etwas näher, was er mit diesen ausdrücken meint: es seien 'epen von nicht zu geringem umfang' gewesen; denn 'unsere epen haben die grundlagen ihres stils sicher aus ihren vorlagen übernommen. seine haupteigenschaft der variierenden breite hat aber nur im rhapsodischen epos, nie in einer ballade raum' (und ballade ist ihm hier der ausdruck für die vorstellung, die Lachmann von den liedern hatte). aber die 'variierende breite' — merkmal des sprachstiles — kommt doch gewis auch den liedern, die nicht epen sind, zu: Hildebrandslied, Finnsburg. sie allein würde die vorlagen des epos keineswegs schon zu epen machen. es sei dahin gestellt, ob P. zwischen formen wie Hildebrandslied und Nibelungenlied mittelstufen denkt, die epen zu nennen wären; nicht das 'altgermanische epos' noch jenes 'rhapsodische' sind gröfsen, die irgendwie greifbarer wären als Lachmanns 'lieder'. weder der Beowulf noch weniger der Heliand sind beweisstücke für ein 'germanisches epos'. und über das verhältnis dessen was uns gleichmäfsig vom norden, süden und der mitte her wirklich überliefert ist, des epischen liedes, zum epos finden wir nach der positiven seite hin bei Panzer nichts.

Eben diese frage beantwortet Heuslers schrift. Den leitenden grundgedanken entnimmt sie Kers buch Epic and Romance (1897): dass das verhältnis des epischen liedes zum epos nicht durch die vorstellung der aneinanderreihung von teilen zu einem ganzen, sondern des wachstums vom kleineren zum gröfseren zu verstehn sei, dass das epos nicht durch summierung von einzelliedern, sondern durch anschwellung des liedinhaltes zur gröfseren form entstehe. H. wendet ihn sofort auf concrete fragen der philologischen kritik und der litteraturgeschichte an, fasst die charakteristischen eigentümlichkeiten der älteren 'sammeltheorie' im gegensatz zu jener 'anschwellungstheorie' in scharfer und

Digitized by Google

klarer formulierung zusammen und macht die probe an ausgewählten litterarischen denkmälern.

Der springende punct ist die beobachtung, dass das lied eine abgeschlossene fabel enthält. es ist nicht episodisch, dh. setzt zu seinem verständnis nicht ein oder mehrere andere lieder voraus, und ist nicht unvollständig, dh. bedarf nicht der fortsetzung durch ein anderes, um den inhalt, handlung oder situation, als abgeschlossen erscheinen zu lassen. das ist der herschende zustand. ausnahmen sind selten; H. fasst im verlaufe der untersuchung solche fälle ins auge; ein epos wird auch aus der verbindung solcher einzeln unselbständiger lieder nie, auch das ganze bleibt lied. sowol die denkmäler, die vor der zeit des epos liegen, als auch die späteren fügen sich dieser beobachtung, die H. in dem satze: 'liedinhalt und epische fabel decken sich' formuliert. die berechtigung, das jüngere material ebenso wie das ältere heranzuziehen, schöpft er daraus, dass der liedinhalt des älteren Hildebrandsliedes wie der eddischen Hamdismal in gleicher abgrenzung durch jahrhunderte fortlebt und im jüngeren Hildebrandslied und dem Lied von Ermenrichs tod wiederauftaucht.

Die epischen fabeln, die liedinhalte, sind an reichtum sehr verschieden. neben stoffarmen wie dem 3 Gudrunlied steht der reiche verlauf zb. der Atlamal. ein lied kann auch zwei fabeln haben, wie deutlich das Wielandslied und wol auch die Hymiskvida. hier wie dort ist jede der beiden fabeln für sich selbständig, jede für sich, nach H.s terminologie, eine 'sage'; sie stehn, dort die beiden Wielands-, hier die beiden Thorssagen, in einer 'sagenreihe'. welche gestalt die teile des neuen ganzen in ihrer selbständigen form hatten, wissen wir nicht; dass weder Wielandslied noch Hymiskvida eine bare addition vorhandener lieder sind, lehrt die analyse der geste von Robin Hood, die H. s. 37 ff vornimmt: mit Child und Brandl sieht er sie als überarbeitende zusammensetzung aus drei selbständigen Robinfabeln und -liedern an, und sprachliche unterschiede der teile weisen hier auf addierende tätigkeit des redactors.

Nach dem kriterium der epischen fabel verglichen, unterscheiden sich lied und epos nicht wesentlich von einander. es gibt epen mit einer fabel (Waltharius, Alphart, Rabenschlacht) und solche mit zwei (Beowulf, Nibelungenlied) oder mehreren (Kudrun, Ortnit-Wolfdietrich). nicht in der fabel sondern im stil ihrer darstellung ligt der unterschied. der des liedes ist knapp, des des epos breit. nicht sowol der sprach- als der compositionsstil. der gegensatz kann direct beobachtet werden, wenn man eines der Eddalieder die die Burgundensage darstellen mit dem zweiten teil des Nibelungenliedes vergleicht. H. illustriert ihn hübsch, indem er zum stoff des liedes Hamdismal möglichkeiten seiner verbreiterung zum epos aufzählt. der nachschaffende philologe hat natürlich verbreiterungsmotive aus der tradition des epos ge-

Digitized by Google

schöpft. im überlieferten epos hat aber die fabel zweifellos auch durch erfundene motive erweiterung erfahren. sehr lehrreich ist ein beispiel, das H. aus der liedüberlieferung nimmt: die kurzen dänischen Marsk-Stig-visen FG, K, HJ sind ältere fassungen des stoffes und selbständige lieder; die kurze vise CDE ist entweder unvollständig oder verlangt die existenz einer verlornen fortsetzung ἐξ ὑπολήψεως; aus CDE, HJ und FG schuf ein dichter die grofse vise A, jedoch nicht durch bare aneinanderreihung, sondern in gestaltung eines teilweise neuen zusammenhanges und durch zudichtung neuer teile (das ganze noch immer im knappen liedstil).

Solche erscheinungen am lied — reflexe der bewegungen in einer sage, einer sagenreihe — müssen uns den weg zum verständnis des sageninhalts beim epos weisen. es ist denkbar, dass éine fabel — dem entsprechend éin lied — die grundlage bildet und zu seiner anschwellung motive aus einem oder mehreren anderen liedern herangezogen werden. es kann summierung von liedinhalten (nicht wortlauten) stattfinden, wenn die liedinhalte durch identität des helden (wie in den beiden fabeln des Beowulf) oder innre verbindung der handlungen (wie in der Siegfriedfabel und der vom untergang der Burgunden) mit einander verknüpft sind. auch contamination: in den Mélanges Kurth hab ich zu zeigen versucht, dass der inhalt des Waltharius (gewis eine innerlich einheitliche fabel) spuren der benützung zweier verschiedener fassungen der fabel zeigt, also zweier Waltherlieder, deren jedes wahrscheinlich die flucht, verfolgung und den kampf enthielt, das zweite und dritte motiv aber in verschiedener gestaltung: im Waltharius stamme das erste aus dem einen, die beiden anderen aber aus dem zweiten lied. in keinem dieser fälle übernimmt das epos den ganzen wortlaut des liedes oder der lieder — stilistisch entsteht jedesmal etwas davon ganz verschiedenes.

Die frage, ob die grundlage des epos — die fabel — jedesmal liedmäfsige form gehabt haben müsse oder auch in (mündlicher) prosaischer erzählung dem epiker überliefert worden sein kann, ist für den zusammenhang H.s, der das verhältnis zwischen den wortlauten des liedes und des epos im auge hat, gleichgiltig. sie wird auch schwerlich für jede periode mit sicherheit zu beantworten sein. in Deutschland schwellen liedfabeln erst im 12jahrhundert zu deutschen epen an. ' zu jener zeit sind sagen gewis auch prosaisch überliefert worden (vgl. die Quedlinburger annalen. immerhin auch die chronik von Novalese). die mitwirkung prosaischer sagenberichte unter den quellen des epos hilft uns jedesfalls anschwellungsmotive zu erklären, wol auch, innerhalb der liedformen selbst, die mehrheit von fabeln.

Man darf der Ker-Heuslerschen grundanschauung: einerseits, epische fabel und liedinhalt, liedinhalt und fabel des epos können sich decken; anderseits, der liedinhalt gibt dem epos nur

Digitized by Google

den umriss des ganzen, das epos entsteht aus ihm durch anschwellung — eine fruchtbare zukunft voraussagen. zunächst drängt sie die einheitliche dichtende persönlichkeit, die die umgestaltung vornimmt, in den vordergrund: die formel 'ein epos habe sich zusammengesungen' ist bedeutungslos geworden, sie hat höchstens für die liedfabel noch einigen sinn, und auch da dürfte man nicht mehr 'zusammengesungen', sondern müste 'ersungen' sagen. man wird ferner fragen: woher kam die änderung des geschmackes, die am lied nicht mehr genüge hatte und die gröfsere form verlangte? dabei wird man nicht übersehen dürfen, dass das deutsche epos erst im 12 jh. erscheint, dass es in lateinischer sprache aber schon im 10 jh. vorhanden ist. der Waltharius trägt unzweideutige merkmale des antiken einflusses auf seine form, der Rother ist ohne Alexander und Roland kaum denkbar. und der frühe Beowulf hat in seinen reflectierenden, elegischen bestandteilen deutlich merkmale der ags. geistlichen poesie. im norden hat die liedform nicht zum epos sich entwickelt — die erweiterung der liedform geschah dort nach dem muster der prosaischen, gelegentlich verspartieen einmischenden saga. die alten liedinhalte scheinen überall nicht aus dem bedürfnis ihrer eignen form und tradition, sondern — in England und Deutschland wenigstens — durch einflüsse auswärtiger kunstformen zum epos erweitert worden zu sein.

Etwas den triebkräften, die das lied zum epos schwellten, ähnliches kann aus zeiten, in denen die epische form bereits vollentwickelt war, an der technik des reimchronisten Ottokar beobachtet werden. eine kurze hochzeitsnachricht seiner quelle wird zu einer breit und reich ausgeführten scene. je entfernter der schauplatz, dürftiger die tatsächliche grundlage, desto auffallender tritt diese fähigkeit des schrankenlosen fabulierens zutage, am stärksten in den rund 10000 versen, die der eroberung Accons und ihren folgen gewidmet sind. auch Enikel bietet beispiele. ich wähle diese zwei autoren, weil bei ihnen das anschwellen der vorlage am deutlichsten an der quellennachricht gemessen werden kann. man bemerke dabei, dass Ottokar lokalsagen wie die vom ring des Scharfenbergers oder vom bürger von Verdun zwar auch rund und breit darstellt, aber jenes, das innere gefüge der grundlage zugleich anschwellende verfahren, das in der Ackers-episode am besten hervortritt, stellte sich doch vorwiegend bei haupt- und staatsactionen ein mit ihren höfischen festlichkeiten oder kampfscenen.

Man kennt eben diese schösslinge am volksepos. aber nicht sie allein haben den alten liedinhalt erweitert; neben diesen typischen motiven stehn gehaltvollere, wie zb. im Nibelungenlied die jagd, die saalwacht ua. hier werden, auch auf dem boden der Heuslerschen anschauungen, zeitliche scheidungen einzutreten haben. denn jene verschiedenheiten der anschwellungsmotive

Digitized by Google

scheinen verschiedenen fähigkeiten dichterischer gestaltung entsprungen. dass vor unserem Nibelungenlied eine dichtung lag aus der es schöpfte, weifs man aus den parallelen der Thidrekssaga. H. beobachtet sehr hübsch, dass einzelne abschnitte aus der erzählung vom untergang der Burgunden in der Ths. ihrer composition und breite nach auf ein epos, nicht ein lied zurückweisen. das ältere deutsche Nibelungenepos des 12 jh.s tritt so in greifbarere nähe. die entwicklung von diesem zu unserer überlieferung geht aber schon im bereiche des epos vor sich. vor diesem liegen die zwei fabeln, die Siegfried-(Brunhild-) geschichte und die vom untergang der Burgunden. H. setzt ihre verbindung zur deutschen sagengestalt ins 8 jh. beide fabeln können in je einem selbständigen lied gesungen worden sein; das zweite brauchte nicht das erste 'fortzusetzen' — es konnte aus der vorstellung von der verknüpfung der ereignisse heraus ohne weiters mit der situation einsetzen, die durch Siegfrieds tod für Kriemhild entstanden war, und die selbständigkeit der beiden fabeln und lieder scheint selbst noch in der composition unseres epos nachzuwürken, in welchem die längere ebene strecke der witwenschaft Kriemhilds zwischen den zwei höhepuncten liegt. ob nun die verbindung beider fabeln in der geschwellten epischen darstellungsform mit dem älteren deutschen epos des 12 jh.s einsetzte, oder ob schon zur zeit Pilgrims von Passau ein lateinisches Nibelungenepos solcher gestalt entstanden war, steht dahin. diese 'Nibelungias' würde sich jedesfalls gut in das 10 jh. einfügen, das die neue richtung liedinhalte zum epos zu schwellen, und zwar vorerst in lateinischer sprache aufweist.

Von diesen und ähnlichen weitergehnden folgerungen aber abgesehen lehrt uns H. unmittelbar die regel, im gefüge des epos zuerst die fabel oder die fabeln zu erkennen; jedesmal ist an und für sich die möglichkeit da, dass der fabel einst ein lied entsprach. innerhalb der fabel des epos ist die episode denkbar: auch diese kann in einem liede gelebt haben, aber es war selbständig. es kann ins epos seinem inhalt nach übergehn, aber nicht nach seinem wortlaut, denn es verliert bei der aufnahme seinen liedstil. der keim der episode kann schon, aber muss nicht in dem lied enthalten gewesen sein, das dem epos die grundfabel lieferte. der ependichter kann aber auch liedinhalte, die von haus aus nichts mit seiner hauptfabel zu tun hatten, hereinziehen und aus ihnen anschwellungsmotive gewinnen (Gere, Iring). das epos wird dadurch zum reflex von mehr liedern, als seiner hauptfabel entspräche. aber nicht addition, sondern erweiterung hat stattgefunden, und die ursprünglich sagenfremden lieder brauchen nicht ihrem ganzen inhalt nach aufgesogen worden zu sein.

All das sind vorgänge auf dem wege vom lied zum epos davon wird der kritiker die im sonderleben des epos möglichen

Digitized by Google

zu scheiden haben. fremdartige scenenreihen, durchgreifende unterschiede des sprachlichen ausdrucks und stiles weisen nicht mehr auf eine mehrheit von liedquellen, sondern auf einflüsse von vorlagen, die bereits die form des epos hatten. wenn zb. ESchmidt (Prager studien II) für die Virginal wahrscheinlich macht, dass ein altes gedicht, aus dem Virg. A stammt, mit einem anderen alten gedichte Virg. B[1] verbunden und dieses ganze von einem dichter redigiert wurde, der Virg. B[2] hinzufügte (vgl. auch v. Kraus, Zs. 50, 121 ff), so ist dieser ganze verlauf schon in der stilform des epos vor sich gegangen.

St. Martin b. Klagenfurt, 7. mai 1910.

Joseph Seemüller.

Untersuchungen über den ursprung und die entwicklung der Nibelungensage von **R. C. Boer.** III. band. Halle, Waisenhaus 1909. 191 ss. gr. 8°. — 8 m.

R. C. Boer ist einige jahre hindurch der fruchtbarste autor auf dem gebiete der germanischen sagengeschichte gewesen. mit dem vorliegenden bande, der im sommer 1908 abgeschlossen ist, scheint seine production vorläufig abzubrechen[1]. gern möchte man hoffnungen knüpfen an dieses verstummen. ist Boer im stillen beschäftigt, seine methode zu revidieren? sind ihm zu guter stunde die zweiteilige 'Hagensage' und die 'anpassungstheorie' in ihrer ganzen blutleeren, freischwebenden unmöglichkeit aufgegangen? beginnt er mir den homunculus zu verzeihen? wenn anzunehmen wäre, dass etwas derartiges im werke ist, so könnte ich mich sehr kurz fassen. ich würde mich begnügen zu sagen: zur zeit wo der verfasser dieses buch schrieb, teuschte er sich noch immer grundsätzlich und verhängnisvoll über die natur seines stoffes; er hielt den sinn hartnäckig verschlossen gegen alle menschlichen und stilistischen werte in den denkmälern; er liefs sich infolgedessen fortgesetzt von seinem scharfsinn zu den haltlosesten folgerungen hinreifsen, und sein buch ist, von einzelheiten abgesehen (Hialli in den Atlamál s. 24) wertlos. er würde das verschmerzen und auf den trümmern seiner 'Untersuchungen' vielleicht ein erfreulicheres gebäude aufführen. aber ich muss mich doch wol auf den fall einrichten, dass B. noch heute seine aufstellungen vertritt und gestimmt ist, sie durch persönliche verdächtigungen unwürdiger und sinnloser art (wie s. 116) zu decken. diese wahrscheinlichkeit nötigt mich leider, etwas ausführlicher zu werden. vielleicht ist aber auch fernerstehnden mit einer kritischen beleuchtung gedient.

Den hauptgegenstand des bandes bilden die Nibelungenlieder der Edda. der verf. sucht festzustellen, welchen platz sie in der von ihm angenommenen entwicklung der sage einnehmen.

[1] s. das datum unten!

Digitized by Google

er beginnt mit einem hiernach orientierten commentar zu den Atliliedern, vornehmlich der Atlakviða, mit der er textkritische experimente macht. zb. nimmt er daran anstoss, dass Atli nach Guðrúns grausamer enthüllung keine maſsregeln gegen sie ergreift und in str. 40 sich nichts böses von ihr versieht. das sei allzu naiv, um ursprünglich sein zu können. nun sei aber 'die natürlichste form der rache' die, dass 'Guðrún Atli, nicht dass sie seine kinder angreift'. also sei das 'das älteste'; str. 35—38 seien jünger! wer so schlieſst, wer Guðrúns tat 'eine zwecklose grausamkeit und eher ein hindernis als ein mittel zur erreichung ihres zweckes' nennt, der hat den nerv des ganzen letzten teils der Akv. nicht gefühlt: *Guðrún Giúkadóttir hefndi bræðra sinna svá sem frægt er orðit. hon drap fyrst sonu Atla, en eptir drap hon Atla ok brenndi hǫllina ok hirðina alla.* Guðrún lässt ihre rache anschwellen, sie martert ihr opfer seelisch zu tode, ehe sie es leiblich ersticht. der rhythmus dieser handlung könnte nicht ungestört ablaufen, wenn Atli anders als rein passiv dargestellt würde. das mag unrealistisch sein, es ist jedenfalls stärker stilisiert als Níðuds demütigung, als Fróðis feuertod, auch als Jǫrmunreks verstümmelung und Fengos fall durch Hamlet; aber das geht dichter und hörer nichts an, die nur den triumph der rächerin im auge haben. wenn ein germanist das nicht einzusehen vermag, so ist er poesieblind und sollte sich darüber klar werden, dass heldensagen und Eddalieder nicht das rechte object für ihn sind. ja, wenn noch éin anderes kriterium jener inhaltlichen reflexion zur seite träte! B. gibt vermutungen darüber, wie 'der bericht von dem tode von Attilas söhnen' in die Akv. hineingekommen sei; aber er wird nicht meinen, damit den angenommenen vorgang selbst zu stützen. — dies als éin beispiel für mehrere! 'ursprünglich wurde die an Hǫgni zu vollziehende strafe gewis nicht von Gunnar, sondern von Atli bestimmt'; 'die phrase *ýkvið ér hvélvǫgnum! haptr er nú í bǫndum* schlieſst sich nicht gut an ein längeres gespräch mit dem gefangenen Gunnar über den schatz, sondern nur an Gunnars gefangennehmung an'; 'obgleich dieser dichter fortwährend Gunnars namen nennt . . . , ist er dadurch doch nicht interessanter geworden' — solche kurzsichtigkeiten sind für das buch bezeichnend. das letztgenannte seltsame misverständnis inbetreff Gunnars hängt zusammen mit des verf. s meinung von Hagens ursprünglichem königtum (Zs. 47, 128. 133. 156; Zs. f.d.ph. 37, 323: Gunther 'le mari de sa femme'!). wäre ihm Zs. 47, 128 die Atlakviða (und auch der Waldere, den er Zs. f.d.ph. 40 höchst künstlich ausdeutet) würklich bekannt gewesen, so hätte er vielleicht, statt sich um die abstracte formel seiner 'Hagensage' zu bemühen, einfach die verbindungslinie gezogen zwischen dem historischen königtum des Gundicarius und den beiden königlichen auftritten Akv. 9. 21 ff., und er brauchte

Digitized by Google

jetzt nicht, den quellen zum trotz, Gunnars bedingung als 'neuerung' zu erklären und (s. 28) die einfachste und nächstliegende auffassung des wechsels der rollen als 'absurd' abzutun zu gunsten der annahme, dass die Atlakvida auf das Nibelungenlied eingewirkt habe. dabei wird ständig die Thidrekssaga schwer in die wagschale gelegt, genauer die beiden quellen ihres Nibelungenabschnitts, die B. in seinem II. band festgestellt zu haben glaubt. ich halte diese quellen für nicht sicher erschlossen und kann schon deshalb einen teil von B.s folgerungen nicht mitmachen.

Im II. Gudrúnliede findet B. eine sagenform die ihm hochwillkommen ist, nämlich die Nibelungensage ohne Brynhild. das ist natürlich nur durch schlüsse ex silentio möglich, und obgleich der verf. anderswo bedenken gegen solche schlüsse äufsert, bedient er sich ihrer hier in höchst bedenklicher weise. man sieht aus allem, der andeutende, springende stil der Eddalieder, der gerade in Gudr. II sehr charakteristisch sich ausprägt, ist ihm nie bewust geworden. angesichts str. 39 behauptet er, der dichter kenne den brand von Atlis halle nicht. es ligt aber auf der hand, dass die zukunftskundige Gudrún hier ebenso eine nur ihr und dem publicum verständliche anspielung im munde führt, wie in str. 10 Hǫgni. was die angeblich nicht vorhandene Brynhild betrifft, so bereitet der verf. sich selbst eine gesteigerte schwierigkeit bei str. 27, wo Atli als *sonr Buðla* und als *Brynhildar bróðir* eingeführt wird. nach B. nennt die sprecherin (Gudrún) hier Atlis verwantschaft mit Brynhild als grund, weshalb sie ihn nicht heiraten könne — eine interpretation, deren ein student, der hundert verse stabreimdichtung gelesen hat, sich schämen müste. aber sie ist eine eigenste geistesblüte unseres autors, der die texte ungefähr wie actenmaterial ansieht, der im einzelnen sehr vieles, z. t. recht gleichgültiges, zu wissen meint, im grofsen aber herzlich wenig weifs. weiter findet er in str. 27 einen widerspruch gegen 31, weil hier Gudrún sich angeblich mit ihren brüdern 'solidär' erklärt, und er tilgt str. 27. 28. dass Gudrún dreimal, mit verschiedener begründung, erklärt: 'Atli will ich nicht'. das ist ihm unverdaulich. mir ist gerade die dreiheit mit dem stärksten trumpf am ende ein indicium für die echtheit des textes. aber auch wenn Brynhild nicht ausdrücklich erwähnt wäre, fände ich es indiscutabel, dass wir hier eine Brynhildlose sagenform haben sollten, denn eine solche sagenform widerspricht allem was uns die quellen lehren, und ist durch keine untersuchungsmethode erschliefsbar. — ein erwähnenswertes beispiel textkritischer willkür ist noch die verwerfung von Gudr. II 2 (*Svá var Sigurðr . . .*) s. 122 f. diese lyrische lobpreisung störe den erzählenden zusammenhang, weil sie 'absolut' sei und 'mit der zeit nichts zu schaffen' habe. und doch fühlt jeder hörer, wie sich in dieser strophe die erinnerung der witwe

Digitized by Google

an die zeit ihrer ehe ausspricht. obgleich auch ich annehme, dass der dichter sich hier eng an vorbilder anlehnt, find ich den zusammenhang durchaus stilgemäfs und natürlich. die preisenden vergleiche sind eben, wenn man so will, eine latente erzählung, und das zeitlich fortschreitende *unz* 3,1 schliefst sich zwanglos an. nach B. weist es 'unmittelbar auf str. 1 zurück'. also der dichter soll gesagt haben: 'ich lebte im elternhause (sprach Guðrún), bis mein vater mich dem Sigurð vermählte, bis meine brüder mir den herrlichen mann misgönnten'. man denkt unbedingt zunächst an satzvariation! soll man nicht daran denken, so bleibt nichts übrig als die annahme, der dichter sei der sprache nicht mächtig gewesen.

Ein abschnitt über die Brynhildpoesie findet seine anmutige krönung in einem persönlichen ausfall gegen mich, der ich schon Zs. f. d. ph. 37 und 39 gewagt hatte B. zu widersprechen. wohin dieser passus als document humain gehört, lass ich unerörtert (vgl. Rask Vejledning XLIII). zur sache bemerk ich folgendes. quellenkritik ist ohne stilanalyse nicht möglich; B. aber zeigt und zeigte keine spuren davon, dass er jene stelle, inbetreff deren ich von ausbeutung gesprochen hatte, stilistisch zu wägen weifs. die 'sehr zahlreichen übrigen stellen' sind, soweit ich sehe, drei an der zahl. von diesen führt die eine (Zs. f. d. ph. 37, 457) zum Brot, das der verf. der Thiðr. so gut wie andere Eddalieder gekannt haben wird; die zweite (aao. 458) steht und fällt mit B.s zerlegung von Vǫls. c. XXX, die ich nicht mitmachen kann (Zs. f. d. ph. 39, 311); die dritte kann wie Vǫls. c. XXII zu beurteilen sein, doch hab ich schon früher (aao. 328, vgl. Beitr. z. Eddaforschg 231 f.) B.s annahme bedingt zugestimmt. — die von B. vermisste parallele zu doppelter paraphrasierung in der Vǫls. glaub ich Beitr. z. Eddaforschg. 320 beigebracht zu haben.

Boers schlusscapitel handelt von Sigrið en stórráða als dem urbilde der Brynhild. man hat bei dieser zugleich breit und notizenhaft geführten untersuchung den eindruck: der boden, aus dem des verf.s einfall entsprang, war die wertung der königssagas als ungetrübte geschichtsquellen. bei näherem zusehen muste er diese voraussetzung stark einschränken. und darüber verflüchtigten sich selbst für ihn die anhaltspuncte fast ganz. das ergebnis ist denn auch dürftig genug, trotz der kühnsten voraussetzungen. nun sind aber auch diese voraussetzungen keineswegs stichhaltig. die ähnlichkeit zwischen Sigrið und Brynhild ist nicht derart, dass die eine gestalt als vorbild der andern auch nur discutabel wäre. es fällt B. leicht zu zeigen, dass die Sigriðgeschichte nicht unter dem einfluss der Brynhildsage ausgestaltet ist. er hätte dann den spiefs umkehren sollen!

Folgendes nennt B. eine 'sage': 'Sigurð erlöst Brynhild vom

Digitized by Google

felsen und verspricht ihr seine liebe, darauf übergibt er sie dem Gunnar und heiratet dessen schwester. bald nachher töten Gunnar und Hǫgni Sigurd wegen seines gutes oder "aus neid", was wol dasselbe bedeutet'. das ist immer noch die alte betrachtungsweise, mit der B. die sagenstudien begann. diese seine studien sind eine grofse parodie des entwicklungsgedankens und des grundsatzes, jede quelle nach ihrem eigenen gesichtskreis zu beurteilen. wer sich um germanische sagenforschung bemühen will, der zieht gröfseren nutzen aus einer guten sammlung nacherzählter heldensagen, als aus Boers 'Untersuchungen'.

Breslau, februar 1910. **Gustav Neckel.**

Natursagen. eine sammlung naturdeutender sagen, märchen, fabeln und legenden herausgegeben von **Oskar Dähnhardt.** bd. II Sagen zum Neuen Testament. bd. III Tiersagen I teil Leipzig, Teubner 1909. 1910. XIV u. 314. XVI u. 558 ss. 8°. — 8 u. 15 m.

Schon das unübersehbare litteraturverzeichnis zu band II beweist, dass D. seinem umsichtigen fleifs treu geblieben ist. nicht minder bewährt sich die sorgfalt seiner kritik und die übersichtlichkeit seiner anordnung. im allgemeinen ist er in der annahme von entlehnungen sehr vorsichtig, und ich muss deshalb besonders anführen, dass er (s. 213) von der unabhängigkeit der Balderlegende gegenüber jüdisch-christlichen legenden (wie ich doch noch immer glaube, mit unrecht) nicht überzeugt ist.

Weit überwiegend sind die neutestamentlichen sagen durch historisierung gewonnen, d. h. eine schon vorhandene sage ist auf bekannte gestalten und momente der Bibel übertragen. die alte jägererzählung von dem mann, der sich vor den griffen eines riesen unter dem schwanz eines tieres versteckt (Polyphem und Odysseus) wird (s. 56) auf das Christuskind angewant; die anekdoten von der mislungenen nachahmung (s. 155f) — die D. in besonders kunstvoller anordnung vorführt — auf Petrus als nachahmer Christi. zuweilen ist eine ganze reihe von historisierungen nachzuweisen: die spinne webt (s. 66) ihr netz vor der höhle Davids—Mahomeds—Christi.

Einige sagen aber machen den eindruck, als seien sie würklich erst dem christlichen anschauungskreis entsprungen. zwar die interessanten legenden von der verlängerung des tagewerks (s. 140f) lassen sich mit dem stillstand des mondes zu Ajalon vergleichen. aber die schöne sage von dem raschen wachstum des getreides (s. 61f) hängt mit der segenspendenden gegenwart heiliger männer zusammen, wie sie sich auch in der umwandlung von stein oder brot zu rosen, in der verleihung von duft an die lagerstätte usw. kundtut. die Mariensagen vollends (s. 242f) wird man überwiegend als original ansprechen dürfen, weil die ge-

Digitized by Google

stalt der klagenden mutter Gottes zwar schon viel früher begegnet (Demeter; ähnlich Isis), aber ohne die weichen züge der Maria. wie nah auch die pflanzensage von den Muttergotteströhnen (s. 255) an den Phaethonmythus von der entstehung des bernsteins heranrücken mag, es bleibt doch ein charakteristischer unterschied. der bernstein ist eine versteinerte trähne, die marienblümchen aber sind durch die zauberkraft der trähnen Mariae erweckt: also auch hier jenes motiv von der segensreichen berührung, das man nach seiner zwar gröbsten aber auch bekanntesten gestalt das Midasmotiv nennen mag.

In die mitte einer in vollem fluss begriffenen sagenmenge tauchen die gestalten Christi, der Maria, des Petrus, und an ihnen krystallisieren sich alte legenden wie von Philemon und Baucis (s. 133), oder wie eine glatze entsteht (s. 172; ein 'witz' — s. 173 — ist es wol erst durch die spätere auffassung geworden. freilich spricht Wundt bei den ätiologischen märchen überhaupt gern davon, dass sie 'witzig erdacht' seien). oder die 'schöpfungsschwänke' (s. 184 f), in denen die lieben nachbarn sich gegenseitig die entstehung aus schmutz und feuer nachsagen, werden zu den heiligen personen in ein bestimmtes verhältnis gebracht. das merkwürdigste ist wol die übertragung des uralten mythus von der aufteilung eines riesenkörpers (Ymi, Adam) auf Judas (s. 241). — nun aber würkt diese entstehung eines christlichen sagenschatzes durch adaptation und adoption weiter: es entstehn neue legenden wider von den nägeln (s. 214) und den vögeln am kreuz (s. 228) oder der rose von Jericho (s. 258). willkürliche verbindungen zwischen beiden typen bringen (zb. s. 250) merkwürdige erzählungen hervor, die man, wären sie bei einem dichter überliefert, als contaminiert ansehen müste.

Diese üppige legendenflora bedeckt alles, die heiligsten gestalten wie die alltäglichsten erscheinungen; der Calabreserhut (s. 289) ist ihr nicht zu gewöhnlich und die flöhe (s. 111 f) gehören zu ihren lieblingen. der zimmermann, der bei der holzbearbeitung durch die knorren im holz (s. 179) geärgert wird, tröstet sich mit einer legende, die ihn zu heiligen in beziehung bringt, und die metapher vom grünen des geschälten stabes treibt im namen Josephs (s. 265) blüten hervor. im mittelpunct aber steht des kreuzes holz (s. 207) als träger des grösten religiösen wunders, als substrat der passion und symbol der menschlichen grausamkeit. und von hier hätte eine charakteristik der specifisch christlichen 'natursagen' wol auszugehn.

Ihr wesen ligt natürlich in der moralisierung. lohn und strafe (für die trägheit s. 110 f so gut wie für den verrat s. 235 f) beseelen fast durchweg die ursprünglich viel objectiver gemeinten legenden; die verbindung mit dem göttlichen ist unmittelbar zauberhaft, wie die berührung einer reliquie, so zwar dass beide

Digitized by Google

dem unwürdigen zum gericht wird. grade dadurch entstehn paradoxe wendungen: die güte wird übel belohnt, wenn auch nur auf erden (s. 131). oder das mittelglied ist ausgefallen, so dass eine krüppelhafte legende entsteht: die Madonna hat einer 'tollen katze' einen stockschlag über das kreuz versetzt (s. 262) — ursprünglich doch gewis einer bösen. ein rechtes beispiel für den gewaltsamen versuch, allen aberglauben moralisierend zu retten, ist (s. 107) die 'Entstehung der schnecke': 'eine arme frau, die während der osterfasten über mangel an nahrung klagte, bat Christus, entweder die fastenzeit zu verkürzen, oder ihr eine andere speise zu geben. Christus, unwillig über das verlangen, spuckte zur erde; aus dem speichel entstand die schnecke, die die fastenspeise der armen sein sollte'. welche entstellung des bildes Jesu, der über das gebet der armen empört ausspucken soll! aber die teleologie kennt keine rücksichten.

So bietet das vortreffliche werk für die populäre mythologie des christentums, für die völkerpsychologie, für die allgemeine mythologie unschätzbaren vorrat; möge des verf.s tagewerk fruchtbar wie das der gastlichen frau (s. 141) fortdauern! —

Inzwischen ist der dritte, stattliche band rasch gefolgt, und ich darf in meinen lobsprüchen fortfahren.

Was D. allzu bescheiden als 'herausgabe' bezeichnet, ist in würklichkeit die denkbar compliciertеste tätigkeit des sammelns, sichtens, ordnens. die schwierigkeit ist nirgends gröfser als hier bei den 'ätiologischen' oder 'explications'-mythen. denn diese erzählungen von dem strecken und eindrücken der tiergestalt, von gaben und namen der geschöpfe, von entstehung des ungeziefers, vom ursprung der tierstimmen werden nicht durch eine art traditioneller heiligkeit gewahrt, wie die sagen zum Alten und Neuen Testament, die D. vorher behandelt hat; sondern viele von ihnen behalten selbst für die primitiven den charakter der hypothese, einige vielleicht selbst den des scherzes. daher sind sie beweglicher, können vertauscht und versetzt werden. überhaupt zeigt sich bei dieser sachlichen volksetymologie die ganze gefahr aller etymologie: neben dem phantastischen raten der bann bestimmter lieblingsvorstellungen. insbesondere moralische anwendung ist früh würksam: die häufige empfehlung der milde (zb. s. 95) lässt vielleicht einen schluss zu auf die entstehung in gewissen kreisen ('spielmannsdichtung', würde man bei uns sagen) und die grausamkeit etwa in der erzählung von blendungen (zb. s. 20f) einen solchen auf die culturelle atmosphäre, die freilich in ihrem grundton wenig wechselt.

Diese gleichartigkeit wird allerdings wol nur auf der oberfläche liegen; eine prüfung nationaler charakteristika ergibt vielleicht doch handhaben für ursprungshypothesen. daneben dürfte wol doch auch die würkliche volksetymologie stärker, als in den übersetzungen sichtbar wird, mitgespielt haben. denn in vielen

Digitized by Google

fällen ist ja an wanderung kaum zu zweifeln, obwol ich D.s methodischen grundsatz, sie bei gleichheit mehrerer motive zu postulieren (s. VI), nicht unterschreiben kann. es gibt auch eine wahlverwantschaft der motive: verbrechen und strafe sind ein schwer zu vermeidender 'gedankenreim', und eine gewisse analogie zwischen der art des verbrechens und der der strafe kann die motive noch näher aneinander bringen. dies nur ein einzelfall.

Anzumerken ist ferner, dass auch jedes wichtigere motiv seine stileigenheit besitzt. die gewinnung des feuers (s. 99) wird überall als eine listige, abenteuerliche unternehmung geschildert, mit aller schelmischen freude an der übertölpelung der geizigen urbesitzer, etwa wie die schwanklitteratur des mittelalters von betrogenen eheleuten spricht; die schilderung der 'suchenden tiere' (s. 272) dagegen hat überall einen fast pathetischen ton. wider ein anderes ethos haben die sagen von freundschaft und feindschaft unter den tieren (s. 321). die vögel bringen einen leicht spielenden charakter mit sich. man gefällt sich in farbensymbolik (s. 480) und noch mehr als sonst in tierstimmennachahmung (s. 355f). wer kann von einem frosch in derselben manier reden wie von einem adler?

Auffallend ist, wie die tiersage sexuelle probleme vermeidet. von dem liebesleben der tiere weifs doch das volkslied und der volkstümliche schwank manches zu melden; auch die mythologie. sollte die beobachtung, die gestalt, haltung, sprache, nahrung so sorgfältig studierte, hier versagt haben?

Die seltsamsten erfindungen setzen sich decorativ an alle stoffe; denn wie gern erweitert wird, zeigt die Indianergeschichte (s. VIIf) höchst lehrreich. selten sind die kernmotive wunderlich, wie die köstliche geschichte vom fliehenden pfannkuchen (s. 272), die wol auf uralte küchenneckereien zurückgeht. (als ich kind war, erzählte man mir in Frankfurt von einer geizigen familie, es wäre einmal ein groser lärm entstanden — vater, mutter, kinder, dienstboten auf den treppen: 'halt sie — da lauft sie!' — nämlich eine vom tisch gefallene kartoffel!). wo dagegen die symbolik am werk ist, führt die deutung der schwarz und weifsen vögel (s. 59) in Kärnten zu ähnlichen moralisierungen wie im eingang des Parzival — oder sollte Wolfram volkstümliche predigtmärlein benutzt haben?

Motivierungen werden nachträglich eingehängt (s. 272—283) — so früh beginnt die 'gelehrte' arbeit an der sage! und dass die besonders wichtigen ortssagen über aufenthalt oder fehlen von tieren (s. 217f) so ganz unlitterarisch scheinen, gibt bei der heutigen neigung, das locale interesse und seine litterarische ausmünzung für die heldensage zu überschätzen (Bédier, PhABecker) wol auch eine beachtenswerte analogie. kurz — lehrreich ist jede seite — durch den inhalt wie durch die verarbeitung!

Berlin, nov. 1909 u. juni 1910. **Richard M. Meyer.**

Digitized by Google

Christnachtsfeier und christnachtsgesänge in der evangelischen kirche nach den acten der consistorien und den überlieferungen der gemeinden von prof. **R. Heidrich.** Göttingen, Vindenhoeck u Ruprecht 1907. VI u. 194 ss. 8°. — 4,80 m.

Der inhalt des buches ist enger begrenzt als es der titel vermuten lässt; er beschränkt sich im wesentlichen auf die reste der christmette in den evangelischen kirchen der östlichen provinzen des königreichs Preufsen. was der verf. hierüber mitteilt, ist das ergebnis sorgfältiger erhebungen bei consistorien und gemeinden, und so ist er in der lage, aus 167 ortschaften christnachtslieder mitzuteilen, die dort nicht nach beliebiger auswahl sondern nach festem herkommen als einzellieder oder wechselgesänge beim nacht- oder frühgottesdienst hauptsächlich von der schuljugend vorgetragen werden oder doch bis ins 19 jh. vorgetragen wurden. 83 von ihnen fanden sich in keiner der zu rate gezogenen kirchlichen oder nichtkirchlichen liedersammlungen. dieser ausgabe, dem umfänglichsten teil des buches, in dem auch die verbreitung und teilweise der ursprung der einzelnen lieder festgestellt wird, sind ausführungen über vortragsweise und überlieferung der gesänge sowie über die mit der christmette überhaupt verbundenen gebräuche vorausgeschickt.

Die angegebene örtliche begrenzung seines materials lag nicht in der absicht des verfassers. er hat seine anfragen durch ganz Deutschland ausgeschickt, aber aufserhalb der genannten preufsischen provinzen sind ihm keine oder nur ganz vereinzelte mitteilungen zugegangen. dass dort die sitte wenig oder garnicht geübt und bekannt sei, darf man jedoch daraus noch nicht schliefsen. ein umfassendes durchforschen der vom verf. merkwürdig selten herangezogenen volkskundlichen litteratur, besonders auch der zeitschriften, würde ihn weiter geführt haben. am meisten befremdet es, dass er am königreich Sachsen vorbeigegangen ist, da ihm doch dessen preufsische nachbarschaft besonders reiches material geliefert hat. in den Mitteilungen des Vereins für sächsische volkskunde konnte er wichtige zeugnisse finden, besonders bd. 2, s. 268 ff. 302 ff. in den 'Beiträgen zur geschichte der christmetten in Sachsen', durch die er auch auf handschriftliche berichte ehemals chursächsischer, jetzt preufsischer superintendenturen an das leipziger consistorium über den gegenstand geführt worden wäre. vgl. auch das erzgebirgische christmettenspiel ebenda bd. 3, s. 6.

Bei eindringlicherem verfolgen der historischen zusammenhänge würde gleichfalls die betreffende litteratur in ganz anderm umfange berücksichtigt werden müssen, und die beziehungen zu den entsprechenden feiern in katholischen kirchen sowie zu den weihnachtsspielen und den umzügen wären zu verfolgen, während der verf. diese dinge nur gestreift oder auch absichtlich beiseite gelassen hat. bei alledem bleibt ihm das verdienst, innerhalb

Digitized by Google

der bezeichneten grenzen wesen, formen und litterarische erzeugnisse einer sehr beachtenswerten volkstümlich kirchlichen weihnachtsfeier sorgfältig festgestellt und zugänglich gemacht zu haben. für den germanisten scheint mir im anschluss an diese feststellungen folgendes bemerkenswert.

In den evangelischen christnachtsmetten hat sich stellenweise bis auf heute noch der gesang lateinischer weihnachtslieder mit der jeder strophe folgenden deutschen umdichtung dem gebrauche der geistlichen spiele des mittelalters gemäfs erhalten. unter diesen lateinischen liedern findet sich noch das als älteste begleitung des kindelwiegens bekannte *resonet in laudibus*, ferner *dies est laetitiae, puer natus in Bethlehem, magnum nomen domini (nunc angelorum gloria)* — alle ebenso wie das *resonet* auch im althessischen weihnachtsspiel vertreten — und vor allem das *quem pastores laudavere*, welches für den ganzen wechselgesang der christnacht den namen *quempas* hergegeben hat. doch wurden die alten gesänge vielfach durch rein deutsche ersetzt, auch durch freie neudichtungen, die sich dann statt ihrer in bestimmten gebieten festsetzten. bis ins 18 jh. hinab lässt sich die entstehung solcher in die feste tradition übergegangenen lieder verfolgen.

Die eigentlichen träger der tradition sind die schüler, und die art wie sich unter ihnen die gesänge fortpflanzen, entspricht der noch heute üblichen überlieferung von volksliedern und volksschauspielen wie auch der der mittelalterlichen lyrik: neben gedächtnismäfsiger tradition geht schriftliche aufzeichnung der texte in liederheften einher; die melodieen sind ganz der mündlichen überlieferung anheimgegeben, sodass der cantor sie von den schülern lernen muss, wenn er nicht einheimisch ist. erst in neuster zeit sind drucke mit noten eingeführt. die sonst üblichen 'quempashefte' erinnern in den schrift- und malkünsten, welche die schüler im wetteifer an sie wendeten, an mittelalterliche briefmalerei, wie sie auch bei poetischen liebesbriefen und sprüchen unter dem volke noch fortdauert. die typischen bilder die dabei aus der weihnachtsgeschichte gewählt werden, sind, wenn nicht letzte ausläufer von scenen der weihnachtsspiele, so doch wenigstens zeugnisse für das bedürfnis nach sichtbarer darstellung des inhaltes der gesänge. — im übrigen zeigen sich berührungen mit den alten spielen in den umzügen, der rollenverteilung und der costümierung der sänger. die feier wurde gewöhnlich durch eine procession von schülern eröffnet, die in bestimmter kleidung, lichter in der hand unter dem gesang eines weihnachtsliedes, meist des *puer natus*, aus der schule in die kirche zogen. in einem weiteren umzug, der hier um den altar unter dem gesang des *resonet* erfolgt, ist leicht ein rest des kindelwiegens zu erkennen. dann kommt das eigentliche quempas, der wechselgesang der an ganz verschiedenen stellen der kirche verteilten einzelgruppen des schülerchors, dessen älteste bestandteile die strophe um strophe wechselnd gesungenen

Digitized by Google

lieder *quem pastores* und *nunc angelorum gloria* bildeten. costümierung solcher gruppen als engel und als hirten deutet auf die dramatischen feiern zurück. in der beherschung der christmette durch die schüler, die dabei stellenweise sogar die kanzel betreten dürfen (vgl. auch Mitt. d. Ver. f. sächs. volksk. 2, 303), darf man wol noch eine nachwirkung ihrer mittelalterlichen weihnachtsprivilegien sehen. zusammenhang mit den volkstümlichen umzügen und deren natursymbolischem hintergrund lassen wol die weifsen bebänderten gewänder und die grünen oder blumenkränze der von der schule zur kirche ziehenden knaben sowie die darstellung von sonne, mond und sternen in der kirche erkennen (Heidrich s. 49 und meine Schlesischen weihnachtsspiele s. 107 ff).

Dem aufserkirchlichen fortleben von christnachtsbräuchen und liedern ist verf. nicht nachgegangen, soweit sie nicht mit den übrigens weit über die behandelten gebiete hinaus nachweisbaren einläutegebräuchen zusammenhängen. ich möchte aus meiner neuvorpommerschen heimat, die in den sammlungen des verf. nicht vertreten ist und aus der auch mir kein quempas-zeugnis bekannt ist, den einzigen kleinen rest der alten dramatisch-liturgischen weihnachtsfeier beisteuern, den ich aufzutreiben wüste, einen letzten nachklang des kindelwiegens. als meine schwester in den' Schlesischen weihnachtsspielen' auf das '*Joseph lieber Joseph mein, hilf mir wiegen das kindelein*', '*wie soll ich denn das kendla wieja*' — stiels, erinnerte sie sich, dass mich mein kindermädchen einst mit folgendem liedchen in schlaf gesungen hatte:

'*Süse leiwe brüse, wo weiet de Wind!*
kumm her, mîn oll Grisvadding, und weig mi dat Kind'.
„Wo sull ik dat denn weigen?
dat is jo nich mîn eigen.
süs wull ik dat wol weigen,
dat Köpping sull em fleigen".

Marburg 17. sept. 1909. **F. Vogt.**

Die deutschen berg-, flur- und ortsnamen des alpinen Iller-, Lech- und Sannengebietes, gesammelt und erklärt von dr. **August Kübler.** herausgegeben mit unterstützung des deutschen und österreichischen Alpenvereins. Amberg 1909. Pustetsche buchhandlung (Hans Mayr) in comm. VIII u. 213 ss. lex. 8°. — 10 m.

Für die fleifsige sammelarbeit verdient K. dank, umsomehr weil er es sich angelegen sein liefs, die mit hilfe der karten aus der mda. gesammelten namen durch heranziehung älterer quellen zu ergänzen: er schätzt die anzahl der namen auf etwa 15000; und weil er sich auch bemüht hat, die mda.liche aussprache festzustellen und verständlich widerzugeben, kann das buch als nützlicher beitrag zur ortsnamenforschung bezeichnet werden. in

Digitized by Google

drei alphabetischen gruppen sind die namen vorgelegt, die erste ordnet mit 1060 nummern 'namen, die aus appellativen hervorgingen', die zweite mit 382 'namen, die aus personennamen hervorgingen', die dritte mit 1025 'dunklere namen und nachtrag'. in der einleitung werden die romanischen namen zusammengestellt. das gebiet dem die namen entnommen sind, erstreckt sich über das Algäu bis Immenstadt, östlich bis Pfronten und Füssen; von Nordwesttirol ist das Lechtal mit Heiterwang, Biechlbach und Berwang herangezogen, dann das Paznaun und das Stanzertal bis Grins-Pians, — im ganzen 69 gemeinden, von welchen 25 zu Bayern gehören. 'in sprachlicher hinsicht haben wir es hier mit den, soweit die alpen reichen, am weitesten nach osten vorgeschobenen alemannisch-schwäbischen mundarten zu tun, die hier, an bayrisches sprachgebiet stofsend, teilweise schon zahlreiche bayrische eigentümlichkeiten in sich aufgenommen haben' s. 2. dies befremdliche urteil hat K. nicht begründet, er sagt nur, dass das schwäbisch-alemannische früher weiter nach osten gereicht zu haben scheint.

Auf fragen der besiedelungsgeschichte lässt sich K. gar nicht ein, nicht einmal der verbreitung der roman. namen wird gröfsere beachtung zu teil. aus der tatsache dass die roman. namen im Iller- und Lechgebiet völlig fehlen, hat bereits Christian Schneller (Zs. des Ferd. Innsbruck 1877) den schluss gezogen, das tirol. Lechtal sei erst durch deutsche ansiedler urbar gemacht worden. roman. ortsnamen sind im Inn- und Stanzertal häufig, sie reichen auch noch in das flussgebiet des Lechs über den gebirgskamm hinüber, der das Inn- und Lechgebiet scheidet; sie reichen aber nur so weit, so weit heute noch der weidebesitz der alten gemeinden Tarrenz, Imst, Zams, Grins usw. reicht oder doch nachweisbar ist: Kaisers gehört heute noch politisch nach Landeck, Gramais, Bschlabs nach Imst, diese namen geben die nordgrenze für die ausdehnung des roman. bezw. nichtdeutschen elementes vor der ausbreitung des deutschen. war also das Lechtal neuland, so muss sich doch aus der sprache ergeben, woher die bewohner gekommen sind. weil nun die sprache des Lechtals von Steg bis Forchach in den wesentlichen puncten zu der des Oberinntals stimmt, muss die besiedelung vom Oberinntal aus erfolgt sein. die merkwürdige angabe bei K., das Lechtal spreche von Forchach bis Kaisers *ua* für ahd. *ei*, ist doch wol nur ein lapsus: *ei* ist überall durch *ǫa* (vor nasalen durch *ũã*) vertreten, dagegen hat das obere Lechtal von Häselgehr-Gramais bis Steg-Kaisers für altes *ō* und für *or* den diphthong *ua* statt dem allgemeinen *ǫa*[1].

[1] Ich berichtige hier ein versehen: in meiner Tirol. mda. soll es s. 27 z. 2 heifsen 'bis Steg' statt 'bis Forchach': auf der karte ist die linie richtig gezogen. dies versehen ist aber an K.s irrtum nicht schuld, um die lautlehre der tirol. mda. hat er sich nicht gekümmert.

Digitized by Google

Ebenso wenig findet sich über die verbreitung einzelner namen etwas gesagt; man kann sich aus den belegen zusammensuchen, dass zb. *gund*, *halde* nur dem alem.-schwäb. gebiet angehört, dem bair. völlig fehlt. die viel berufene wortgeographie hätte hier greifbare anhaltspuncte, wenn dergleichen von K. herausgehoben wäre. aber den problemen der sprach- und besiedelungsgeschichte ist K. überhaupt nicht näher getreten, obwol der boden auf dem er arbeitet dafür ungewöhnlich günstig ist. wir haben da deutsche namen über roman. (auch die roman. können noch anderssprachliche vorgänger haben, vgl. FStolz, Die urbevölkerung Tirols, Innsbruck 1892, AWalde, Über . . tirol. ortsnamenforschung, Innsbruck 1901) ausgebreitet und von Deutschen frisch besiedelte gebiete.

Die lebende mda. ist mit den drei zweigen, bair., alem. und schwäb. vertreten, zum alem. kommt noch die Walser siedelung. die wege, auf welchen die deutsche sprache hieher gekommen ist, sind klar und einfach. das alem. ist von westen her bis zur landesgrenze zwischen Vorarlberg und Tirol vorgedrungen und hat im Illtal, im Montavon und Klostertal das roman. unterdrückt, im Bregenzerwald und Tannberg (Lech, Wart) finden sich nur deutsche namen, ebenso im obersten Illergebiet, also waren diese gegenden früher unbesiedelt; dies gilt auch für das Tannheimer und Reuttener gebiet, in dem schwäb. gesprochen wird. das schwäb. hat hier den Lech überschritten, und ihm gehören auch die orte bis zum Fernpass an (Biechelbach, Leermos, Ehrwald, Biberwier). das bair. ist im Inntal nach westen bis zur tirolischen westgrenze vorgerückt, es hat hier überall eine fremdsprachige bevölkerung in sich aufgesogen, deren besitzverhältnisse übernommen worden sind; sonst wäre die besiedelung des Lechtals von Forchach bis Steg vom Oberinntal aus nicht zu verstehn. in Vorarlberg ist wie im Vinschgau in Tirol die vordeutsche bevölkerung noch in geschichtlicher zeit erweislich. im Oberinntal, dessen älteste geschichte sich durch zeugnisse nicht erhellen läfst, muss der gleiche vorgang stattgefunden haben, das geben die zahlreichen nichtdeutschen ortsnamen an die hand, die wir z. t. in Vorarlberg und Graubünden widerfinden, die Vorarlberger in alter form erhalten, die tirolischen nach den lautgesetzen geändert, die sich in der mda. am ererbten sprachgut zeigen.

Wenn einmal die roman. namen dieser gegend in ihren lautverhältnissen klargelegt sind, dann wird auch über die jetzt in deutschem munde lebenden fremden namen licht verbreitet werden. ich will hier nur einen punct berühren. die grenze zwischen Tirol und Vorarlberg ist die lautgrenze zwischen diphthongischem *ai*, *au*, und monophthongischem *ī*, *ü*, *ū*; das spiegelt sich in den ortsnamen wider. heifst es in Vorarlberg wie im roman. *Gavalīna*, *Platīna*, *Alpīla*, so entspricht in Tirol

Digitized by Google

Gǫflaĩ, *Plǫtaĩ*, *ˌlpail*[1]. der name des tales *Paznaun* ist als *Patzenun* belegt, *Serfaus* und *Nauders* im Oberinntal, *Graun*, *Taufers*, *Burgeis*, *Schleis* im Obervinschgau als *Serfūs*, *Nūders*, *Grūn*, *Tūvers*, *Burgüs*, *Slius*. diese diphthongierungen sind ergebnisse der bair. sprachentwickelung, die beispiele lassen sich mehren, und wenn jemand im ernst wider einmal behaupten will, dass in Westtirol alem. oder schwäb. gesprochen werde, so möge er sich mit solchen tatsachen auseinander setzen; denn wenn die bair. *ai*, *au* in Westtirol nicht autochthon wären, wie liefse sich der bair. diphthong in den fremden namen erklären? sollten sich sichere *ī*, *ū* in roman. namen Westtirols finden, so bedenke man, dass die roman. bevölkerung in manchen gegenden dichter sass und zb. im Paznaun die roman. ortschaft Galtür von alem. sprechenden siedlern aus dem Prättigau bezogen wurde. deren sprache erst vor kurzem durch das talaufwärts dringende bair. verdrängt worden ist.

Von den heute als deutsch geltenden sachnamen sind mehrere von der vordeutschen bevölkerung übernommen, man sähe sie in dieser arbeit gerne zusammengestellt; das wort *alpe*, *albe* (*ǫlm* aus *albn*, *alben*), das heute im gesammten Alpengebiet für weideland im gebirge vorkommt, kann nur durch die vergleichung mit andern ausdrücken für die alpenwirtschaft in seiner geschichte klar gestellt werden. zu dieser gruppe würde ich das wort *plais*, *plaisə* fem. stellen, das K. s. 31 *Blaiss* schreibt; die inlautformen haben nur lenis *s*, dem entspricht im Tannberg *blīse*, K. kennt im Algäu *Blīssa*, er hält es für deutsch, ohne eine erklärung zu bieten. ganz Westtirol kennt das wort, das ich als roman. im namen *Blīsadōna* im vorarlbergischen Klostertal suche, er bedeutet 'Pleisenalpe', *pleise* (diese form sollten die karten anwenden, die so ziemlich alle möglichen schreibungen aufweisen) ist ein grashang im hochgebirge, *-dona* muss eine bezeichnung für alpenweide sein, für alpe überhaupt: in Vorarlberg noch *Schadona*, *Radona*, *Gamperdona*, *Stafeldona*, in der Schweiz südw. von Pfäffers *Sardona*, in Tirol *Maldon -mǫldōù* bei Imst und das beweisende *Tarredon-tǫrrədōù*, die zu Tarrenz-*tǫrts* (*s* ist roman. pluralendung, vgl. *tǫrtər* einer von Tarrenz) gehörende alpe. mit diesem *-dona* ist nun auch der name *Thanella* bei Berwang klar zu legen, er bedeutet 'die kleine alpe' und ist ein roman. diminutiv. K. verzeichnet den namen s. 168, weifs aber nichts rechtes anzufangen. *Thanella* gehört mit den namen *Rats*[2], *Kelmen*, *Namlos* zu den nördlichen grenzorten des roman. gebietes. K.s *Sassltōu* hat ebenfalls *-dona*.

[1] es sind fem., in Vorarlberg südlich von Bludenz, in Tirol nördlich von Imst (Gaflein, Platein, Alpeil).

[2] K. s. 97 stellt *Rats* zu 'rat' = magistrat, aber diese alpe gehörte in alter zeit nach Imst und ihr name ist sicher nicht deutsch.

Digitized by Google

Auf solche art kann man zu lautlich unanfechtbaren erklärungen dunkler namen kommen; freilich darf man nur schritt für schritt vorgehn und hat sorgfältig auf die lautgesetze der mda. zu achten. das tut K. zu wenig, er verzeichnet zb. *Bifang* s. 26 = ahd. *pifang* mit kurzem *i*; unter den belegen erscheint aber auch *Baifi* f., das hier unmöglich untergebracht werden kann. allerdings scheint K. stillschweigend *ī* und *i* gleich zu werten, wie er auch *Schindle* im Stanzertal s. 108 unbedenklich zu mhd. *schiune* 'scheune' (im Algäu *schinde*) stellt, anstatt das einzig mögliche 'schindel' für 'dünne steinplatte' anzusetzen. solche fehler ergeben sich aus der annahme, dass die alem.-schwäb. mda. durch die bair. verdrängt werde; da müsten natürlich mischungen doppelter lautentwickelungen vorkommen. der name des tirol. dorfes Biechlbach wird zu *bühel* gestellt, obwol die lautform *Biachlbach* (K. s. 36) mit diphth. *ia*, *iə* und fortis *ch* nur auf eine ableitung von *buoche* buche schliefsen läfst. zu *grissə* im Stanzertal ist s. 146 der urkundliche beleg *Griess* bei Biechelbach v. j. 1427 genannt — *i* und *ie*! *Schimmel* ist s. 108 als weifses pferd erklärt, aber die mda. hat diesen ausdruck für verdorrtes langes gras, das zumal nach der schneeschmelze sehr licht gefärbt ist. zu *Ried* führt K. s. 99 nur die bedeutung sumpf an (mit sumpfgras bewachsener boden), scheint also *ried* rodung gar nicht zu kennen, auf das ihn doch Schmeller II 60 hätte aufmerksam machen können, ganz abgesehen davon, dass unter seinen namen wol keiner auf das alte *hreot* zurückgeht. — die gedruckten weistümer Tirols scheint K. nicht benützt zu haben, es ergeben sich aus ihnen nachträge zur namensammlung, ebenso aus der Alpenvereinskarte der Algäuer und Lechtaler alpen (1906 und 1907).

In den einleitenden bemerkungen sucht K. auch die suffixe seiner namen auszusondern, nicht immer mit erfolg, so wenn zb. s. 14 *birchig* und *plattig* als adj. auf *-ig* erklärt werden; es sind coll. auf *-ach*, mda.-lich im Lechtal *-ig*, im Stanzertal *-i*. ich kann nicht zustimmen, wenn hier und s. 88 der name *Medrige* im Paznaun vom plur. 'mähder' + adj. *-ig* abgeleitet wird; ebenso wie in *Battri* im Paznaun, das K. s. 162 zum personennamen ahd. Paturih stellt; diese beiden namen haben ein auffallendes seitenstück in den alpennamen *Patriol*, *Medriol* nördlich von Zams, deren roman. charakter deutlich ist. hat man nun im Paznaun die roman. grundworte *patr-*, *medr-* noch verstanden und mit dem deutschen coll.-suffix *-ach* versehen? überhaupt müste die annahme K.s, dass adj. allein zu ortsnamen geworden sind, erst erwiesen werden. es ligt auf der hand, dass in den namen *Brunniger alpili*, *Durriger blaisse* s. 14 die coll. *brunnach*, *durrach* stecken (wie etwa in hd. Steinach-er, was zur örtlichkeit Steinach gehört) und nicht adj. auf *-ig*. *Talliger* s. 38 ist *tal* teil und *liger* lagerplatz, nicht aber *tali* tälchen mit suff. *-ig-er*.

Digitized by Google

So lässt diese arbeit gar manches zu wünschen übrig, wenn man auch bei der benützung dem sammelfleifse K.s alle anerkennung zollt. **J. Schatz.**

Mittelhochdeutsches namenbuch nach oberrheinischen quellen des 12ten und 13ten jahrhunderts von **Adolf Socin.** Basel, Helbing und Lichtenhahn 1903. XVI u. 787 ss. lex. 8°. —.40 m.

Der titel dieses werkes, in dem eine erstaunliche menge von stoff zusammengetragen und behandelt ist — der index weist 27.855 namenformen nach — liefse nur auf eine lexikalische, allenfalls nach compositionsteilen geordnete sammlung von personennamen des 12 und 13 jahrhunderts schliefsen. man wäre zu der annahme versucht in ihm einer fortsetzung des Förstemannschen namenbuches zu begegnen, die nur dort, d. i. mit dem jahre 1100 anhöbe, wo dieser abgebrochen hatte. aber weder die beschaffenheit des bearbeiteten stoffes, noch die tatsächliche einrichtung die Socin seinem buche gegeben, entspräche dieser nicht zureichenden voraussetzung, denn der verf. hat aufser den personennamen der bezeichneten zeit und quellen auch die familiennamen nach bestimmten gesichtspuncten gruppiert und in den einleitenden worten, sowie in den erörterungen am fufse der namenlisten, ferner in einer reihe besonderer capitel, vielfach an der hand älteren materials, so ziemlich die gesamte theorie der german. persönlichen namenkunde in den bereich seiner ausführungen gezogen.

Ist aber auch das werk weit mehr als ein blofses namenbuch, so ist es doch wieder kein lehrgebäude mit strenger gliederung des stoffes und paragraphischer anordnung, d. h. es ist ihm nicht eigentlich die theorie, sondern der stoff die hauptsache; nicht lehrsätze werden in ihm mit beispielen belegt, sondern eben diese durch abgezogene lehrsätze erläutert. zur auffindung der grammatischen feststellungen dient ein besonderer index.

Wie sehr die stoffsammlungen den begleitenden text überwiegen, zeigt eine orientierende durchzählung. auf 691 seiten entfallen an alphabetisch geführten namenlisten 405 seiten, d. i. etwa 59 %, wobei doch die kleineren oder nichtalphabetischen verzeichnisse ausser berechnung gelassen sind.

Das werk ist so umfangreich und so schwer an gehalt, dass sich eine ins einzelne gehende recension von selbst verbietet. der berichterstatter muss sich von vornherein der entschuldigung versichern, dass er seinem auftrage mehr durch aufzählung des inhaltes, als durch handhabung der kritischen sonde zu genügen vermag.

Sammlungen von personennamen im engeren sinne, d. i. einzelnamen aus dem erbe des germanischen namenschatzes ent-

Digitized by Google

hält das capitel 1: 'Deutsche taufnamen des 12 und 13 jhs.', in gesonderten reihen männliche und weibliche, ferner der anhang zu cap. 5: 'Deutsche vornamen des 12 jhs. nach dem Rotulus Sanpetrinus'. männliche und weibliche taufnamen fremder, d. i. latein., griech., romanischer, biblischer herkunft verzeichnet das cap. 2, in dem anschliefsend an Jacob Grimms, Mones und Müllenhoffs nachweise die übertragung von personennamen aus der german. volkssage und der mhd. epischen litteratur illustriert wird.

Eine angelegenheit der vornamen ist auch das in cap. 4 behandelte vorkommen des identischen namens bei brüdern: *de Buhele Burchart . . . Burchart fratres* 1135, sowie die seit dem 13 jh. auftretende sitte der beilegung mehrerer taufnamen für ein individuum: *Cůnradus Bertoldus de Gůttenburch nobilis* 1275, auch zusammengezogen *Chůnradbertoldus* 1276 wie *Hugdietrich* und *Wolfdietrich* der german. heldensage.

Den übergang zu den familiennamen vermittelt das verzeichnis cap. 6: 'Altgermanische namen sowie sonstige taufnamen als einzelnamen fortgepflanzt oder als familiennamen gebraucht', das allerdings keinen einheitlichen eindruck macht, denn es sind in ihm personennamen verschiedener art und verschiedenen grammatischen verhaltens: zweistämmige composita *Madilger, Wernher dictus Meingos,* patronymische genitive *Heinricus dictus Arnolz,* kurzformen *Sinzo, Wilhelmus Atze*; deminutiva *Mencelin, Zepellinus, Johannes Becellinus,* beinamen *Stolle* (ahd. *stollo* 'basis, gradus'), *Růdolf Isenbart* u. a. zusammengetragen. nach der überschrift des capitels müste man aber nur die primären namen des gemeingerman. vorrates und ihre derivate, sowie die qualitativ gleichzuhaltenden taufnamen fremden ursprunges *Mertin, Quirinus, Stephan* erwarten, wozu man ja sicherlich auch die adjectivische *isch*-ableitung aus *Peter* : *Peters[ch]a* ziehen kann, doch nicht secundäre namen wie *Colbo, Nabo, Nase, Strůbo, Hurreboldus* (ahd. *kolbo* 'clava, fustis', *naba* 'modiolus', mhd. *strůbe* 'starrend' vom haar gesagt, mhd. *hurren*).

Gleichfalls als ausgangspunct späterer familiennamen sind die genitivischen namen, mit dem worte *sun* verbunden oder elliptisch gebraucht zu betrachten, die an die stelle der älteren patronymischen ableitungen mit suffix *-ia* oder *-inga* getreten sind.

Sehr zahlreich ist die reihe der übernamen cap. 19, seltener allein stehend wie *Durrevinger,* [quidam] *dictus Egel, dictus gekke, Crumbo carnifex* (mhd. *ëgel, gëcke, krump*), zumeist in verbindung mit dem primären namen *Ódalric Chastelose* (mhd. *kaste* 'kornhaus'), *Walter Groshoubet, Welti Rephůn* überliefert. s. 454—7 sind diese beinamen nach sachlichen gesichtspuncten geordnet.

Über die frage, ob ein übername als individueller oder als

Digitized by Google

festgewordener familienname anzusehen sei, äussert sich Socin s. 425 in dem sinne, dass bei den übernamen des 12 bis 13 jhs. die erblichkeit als regel, die beziehung auf ein einziges individuum als ausnahme zu betrachten sei. nun ist ja sicherlich dort wo mehrere individuen mit gleichem beinamen erweisbar sind, die function dieses als familienname unzweifelhaft. aus den belegen Socins ergeben sich deutlich die familien *Esterlin, Geilfûs, Grave, Manezzo, Relin, Riso, Unmûs* u. a. — wo aber nur éin träger des übernamens bekannt ist, kann man selbstverständlich nicht wissen, ob dieser erst ihm oder schon seinem vater oder grofsvater zugelegt worden, ob er mit ihm erloschen oder auf allfällige nachkommen übertragen worden sei. nur selten, wie in dem falle, *canonicus Henricus Episcopolus* wird man aus dem namen selbst vermuten dürfen, dass er individuell gewesen und geblieben sei.

Dass *cognatus* in der verbindung *Berchtoldus cognatus Senftelini* 1275 übername sei, ist nicht zuzugeben; Socin ist ja an anderer stelle s. 582 keineswegs dieser meinung. die combination *frater Jo. de Vrienisperc presbyter dictus cognatus* 1295 gewährt kein analogon für die vorhergehende.

Diesen Übernamen, im verzeichnis Socins selbst schon zum nicht geringen teile familiennamen, schliefsen sich cap. 20 die Satznamen an, die nur in ihrer grammatischen form, nicht in ihrer onomatologischen wertigkeit von den übernamen abweichen. s. 465 teilt sie Socin etwas summarisch in die zwei hauptgruppen 'imperativnamen' und 'redensarten'. auch bei ihnen treten als namen von familien die: *Anesorgen, Hebestrit, Mornenwech, Scurpesac, Wollebe* (mhd. *heben* 'beginnen', *schürpfen* 'ausweiden') u. a. deutlich heraus.

Moviert mit umlautwirkung sind die übernamen der *relicta dicta Bitzenechtin, Mezzi Schafretin*, ohne umlaut *Berchta dicta Stetenratin, dicta Tanzuffin*, die masculine formen **Bitzenacht, Schafrât, Stêtenrât, Tanzûf* (mhd. *bitzen, schaffen, stæten*) voraussetzen.

Eine weitere ergiebige quelle der modernen deutschen familiennamen ist die kategorie der gewerbs- und berufsnamen. sie ist bei Socin auf zwei capitel verteilt, von denen das eine 21 'Namen von amt und stand', das andere 22 'Namen vom beruf' verzeichnet. im zweiten überwiegen die gewerbe, im ersten die amts- und standesbezeichnungen, über deren nähere einteilung s. 505 rechenschaft gegeben ist. s. 506—8 und 544—8 werden die kriterien erwogen, die für die beurteilung der frage, ob in einem gegebenen falle die blofse berufsbezeichnung, oder der festgewordene familienname, oder beides vorliege, als mafsgebend angesehen werden können.

An die spitze der namen mit localen beziehungen stelle ich cap. 23 'Stammesnamen', eine nicht eben sehr zahlreiche liste

Digitized by Google

von ethnographischen und provinziellen bezeichnungen: *Beiger, Rinfrank, Sarracin, Schotte, Sungöwer.* auf engere heimats-, i. b. besitzverhältnisse, gehn die zahlreichen combinationen mit einem ortsnamen oder gutsnamen an zweiter stelle, die, insoferne es sich um eine latinisierte combination handelt, in der regel mit der präposition *de* verknüpft sind. diese bildungen sind bei Socin in drei capiteln abgehandelt und zwar in 12 'Die ältesten namen mit *de*' aus dem 11 und 12 jh., vermehrt mit einem verzeichnis der bis 1200 im bistum Basel und am Oberrhein vorkommenden mit *de* gebildeten namen s. 253—64, ferner in 14 'Der adel des 13 jh.s mit *de*', cap. 16 'Die bürgerlichen namen mit *de*', wozu im anhange zu 30 eine aufzählung der mit *de* gebundenen namen von geistlichen, im anhange zu 31 ein solches der mit *von* gebildeten bauernnamen zu rechnen wäre.

Der gebrauch von *de* beginnt nach Socin s. 246 um 1050, die deutsche vorlage der präposition: *von* und *vone* ist in der Augsburger urkunde von 1063—77 zum erstenmale bezeugt.

Eingestreut sind in den capiteln 13 'Die familiennamen des 12 jh.s ohne *de*', die doch eigentlich kein vergleichsmaterial bieten, denn sie sind keineswegs als familiennamen verwante ortsbezeichnungen, sondern übernamen und patronymica, des weiteren in 15 'Die ritternamen ohne *de*': allein stehende vornamen, zum teil mit zu familiennamen gewordenen beinamen, auch patronymischen bildungen, oder mit örtlichen bezeichnungen versehene combinationen, die nur mit andren localen präpositionen als *de*, vermittelt sind. ebenda sind aber auch namen wie *Conr. de Riethusen, Schoelinus de Enesheim* untergebracht, deren einordnung der capitelüberschrift nicht entspricht.

Ein solches vergleichsmaterial enthält aber das cap. 17: 'Ortsnamen oder ableitungen von diesen mit dem suffixe + *er* als familiennamen', in dem unter 1 vorzugsweise die typen: vorname + ortsname, oder vorname + örtlicher ableitung auf *-er* erscheinen, wozu s. 361—64 die den sprachgeschichtlichen vorgang der entwicklung der letzteren beleuchtenden typen: vorname + *de* (*von*) + ortsname gleich vorname + ortsname oder gleich vorname + örtlicher *er*-ableitung in individuellen beispielen nachgewiesen werden. ein paarmal s. 364 sind sogar alle drei typen an ein und demselben familiennamen erweislich, wie *magister Petrus de Rinvelden* 1242, *magister Petrus Rinvelden, Johans Rinvelder* 1299.

Mit den namen von der wohnstätte: häusern, hausschildern, gassen, fluren cap. 18 ist die kategorie der örtliche beziehungen enthaltenden namen erschöpft. die auswahl der präpositionen bei dieser unterabteilung ist eine buntere, denn ausser *de* findet sich lat. auch *apud*, aufser *von* deutsch auch *an dem, an der, bîm, bi der, in, in der, ûf dem, von der, ze, zim, zem, ze der, zer* (*cer*), wobei im besonderen das auftreten des bestimmten ar-

Digitized by Google

tikels in der combination als charakteristisch angesehen werden muss.

In cap. 24 sind oberrheinische geschlechtsnamen fremder, zumeist französischer herkunft, mehrfach mit dem zusatze *Gallicus* gekennzeichnet, vereinigt. onomatologisch sind sie von verschiedener dignität.

Mit german. namentheorie befassen sich die capitel 7—11.

In 7 'Die altgerm. kurznamen' ist aus unterschiedlichen, bereitliegenden quellen, vorzugsweise Grimms Grammatik, Förstemanns Namenbuch und Longnons Polyptychon Irminonis eine serie von beglaubigten identitäten von vollname und kurzform zusammengestellt. eine erwünschte ergänzung zu Starks und Bruckners listen, denn auf den nachweisbaren identitäten beruht ja unsre ganze wissenschaft von der entwicklung der kurznamen aus den vollen zusammensetzungen. niemand wäre imstande, die namen *Hitta* und *Hizila* richtig zu beurteilen, wenn uns nicht die zu ihnen bezeugten vollnamen *Hildiberga* und *Hiltipurch* in den stand setzten, sie aus diesen durch die zwischenformen *Hilta* und **Hilza* (masc. *Hilzo* bei Fm. bezeugt!) abzuleiten.

Cap. 8 ist der bedeutung der altgerm. namen gewidmet. die anfänglich appellativische wertigkeit der ursprünglichen germ. namen läugnet Socin nicht, meint aber für die zeit, aus der uns germ. namen überliefert sind, müsse man den grundsatz der mechanischen fortpflanzung als vorherschend annehmen.

Dass die mittelalterlichen, gelehrten etymologieen german. namen, wie zb. die des Smaragdus, falsch und daher vollgültige documente des zeitgenössischen unverständnisses seien, ist allerdings richtig. aber wenn dieser abt von St. Michael an der Maas *Rainmir* doppelt unzutreffend als 'nitidus mihi', dh. den gotischen namen aus ahd. material übersetzt, so kann diese erklärung eines wahrscheinlich aus ehemals gotischem gebiete stammenden, aber erst zu beginn des 9 jh.s lebenden mannes, der selbst vermutlich Romane war, nichts für die zeit beweisen. da die gotische sprache noch lebendig und ihre namen in fühlung mit der lebenden sprache waren. um so weniger, als namenschöpfung und namenerklärung zwei ganz verschiedene tätigkeiten sind, die sich so verhalten wie sprechen und verstehn, die sich zwar nicht ausschliefsen, aber zu keiner zeit und bei keinem individuum selbst hinsichtlich der eigenen sprache einander völlig deckend erwartet werden dürfen.

Auch andere äufserungen Socins in diesem cap. fordern zum widerspruch heraus.

Dass der erste teil in *Adalleoz,* soferne der zweite überhaupt an. *ljótr* ist, steigernd sein kann, hat sich Socin entzogen, und schwer begreiflich ist es, dass *Hartgêr* als appellativisches compositum angesehen unlogisch sei, da doch ags. *frumgár* keineswegs unlogisch ist. wenn s. 200 Grimms gleichsetzung von *Hiltiraz*

Digitized by Google

und *Rûnhilt* anscheinend gebilligt und für die these der rein mechanischen zusammensetzung der namen verwertet wird, so ist es nützlich zu erinnern, dass die qualität der beiden elemente in den beiden namen ganz verschieden sein kann, dass sich *Hiltirûn* anstandslos aus dem vollsinnigen worte für 'kampf' und einer entsprechung zu an. *rún* 'fortrolig veninde', ags. in *burhrúnan* 'parcae', *Rûnhilt* aber aus dem primären appellativum ags. *rún* 'rat, beschluss' mehr dem zur ableitung gewordenen elemente *-hild* rechtfertigen lasse. ebensowenig kann ich der auffassung von *Nantwîc* und *Wicnant* als additionscomposita, bei denen die folge der beiden teile gleichgültig sei, beitreten, denn abgesehen davon dass die syntaktische verknüpfung beider namen eben nicht additiv sein muss, sondern auch bahuvrihisch sein kann, sind auch die nhd. beispiele Socins *sturmwind* gleich *windsturm* und *schwarzweifs* gleich *weifsschwarz* verfehlt. das seltene wort *windsturm* (Sanders II 2, s. 1258) ist doch nicht additiv, sondern contrastiert die heftige bewegung des windes mit irgendeinem andren stürmischen vorgange. und *sturmwind* ist einfach gesteigerter wind. *schwarzweifs* aber ist etwas ganz anderes als *weifsschwarz*, worüber man nicht erst die meinung eines heraldikers einzuholen nötig hat.

Die sache ist ja die, worauf ich schon einmal hingewiesen habe, dass im germ. namenschatze eines beliebigen zeitlichen und örtlichen durchschnittes altes und neues, aufserhalb des appellativischen zusammenhanges stehndes und appellativisch lebendiges, unproductiv gewordenes und in irgendeinem betrachte productives, onomatologische formen und appellativische elemente unmittelbar neben einander liegen, sodass ein urteil das auf alles passte überhaupt gar nicht gefällt werden kann.

Für das fortleben der appellativischen triebkraft in ahd. zeit zeugen unverkennbar einige der processe, die Socin im 10. cap. 'Jüngere schichten im agerm.namenbestande' bespricht: neuschöpfung von namen, i. b. christlicher provenienz mit dem genitiv *gotes-* im ersten teile; dazu auch *Berhthimil* z. j. 900 aus Fm. 687 (Socin s. 200); herstellung vollerer formen anstelle der gekürzten lautgesetzlichen; neubildung schwachformiger namen auf *-como* (*-a*), *-geba*, *-gauuo*, *-sâzo*; ersatz des einfachen nomens im ersten compositionsteile durch ein adjectiv mit *l-*, *n-*, oder *r-*suffix, wie *gundil-*, *sigin-* für *gund-*, *sigi-*, während andere in diesem cap. behandelte vorgänge, wie die verkürzung der ersten compositionsteile oder der austausch der fugenvocale *ekka-willa-* für *ekki-*, *willi-*, rein sprechmechanisch, beziehungsweise analogisch sind (ahd. nom. sing. *ekka*, *willo*) und die motion mit *-in* nur den namen als solchen, nicht seinen möglichen appellativischen wert berührt.

Als jüngere bildungen betrachtet Socin auch völkernamen und composita mit solchen, ferner namen, die ohne als beinamen

Digitized by Google

zu fungieren, doch kraft ihres zu tage liegenden appellativischen sinnes solchen gleichgehalten werden müssen, also bezeichnungen von berufen, stand und wohnverhältnissen, verwantschaftswörter und eigentliche übernamen, endlich abstractwörter, adjectiva und participia, wozu bemerkt sei, dass die beiden letzteren sich ganz mit den römischen cognominibus decken.

Das material dieser listen ist zum grofsen teile aus Förstemann entnommen; wie man sieht, sind in ihnen alle kategorieen von einzelnamen der eigentlichen sammlung Socins d. i. der oberrheinischen namen des 12 und 13 jh.s vorgebildet.

Der unterschied ist nur der, dass das was früher als einzelname erscheint, später als zusatz zum taufnamen auftritt. die bildkraft der alten germ. vornamen war im 12 jh. sicher erloschen, und es ist kein zufall, dass zur gleichen zeit die appellativischen beinamen an ausdehung gewinnen, in denen sich nunmehr die sprachschöpferische tätigkeit in weiterem umfange offenbart, während die alte, erste schicht der personennamen, zum onomatologischen erbteil geworden, nur mehr mit persönlichem bezuge fortgeführt wird und in ihrem bestande fortschreitende einbufsen erleidet.

Diese verluste beginnen, wie Socin im 5 cap. ausführt, um die mitte des 11 jh.s und steigern sich rasch von 1150 an. einen ursprünglichen zusammenhang mit dem auftreten der zunamen glaubt doch Socin in abrede stellen zu sollen. doppelnamigkeit und vereinfachung des namenbestandes seien zwar zwei sich gegenseitig fördernde, aber doch nur nebeneinander hergehnde processe.

Allgemein theoretisch ist auch das cap. 9, in dem die stilgesetze und moden der namengebung innerhalb der agerm. sippe (geschlechtsgenossen): allitteration, gleichheit des ersten oder zweiten compositionsteiles in der descendenz 1 und 2 grades, sowie auf der gleichen stufe der generation, vererbung des ganzen namens, an älteren beispielen nachgewiesen werden. dazu gehört im wesentlichen auch cap. 3: 'Vererbung der taufnamen', deren gebrauch in verschiedenen familien an beispielen aus dem 10 bis 14 jh. aufgezeigt wird.

Cap. 11 'Früheste spuren der doppelnamigkeit', d. i. des alternativen gebrauches zweier namen, bringt eine reihe authentischer verzeichnisse got., langobard., ahd. provenienz. die namencombinationen in der regel mit *qui et* gebunden enthalten an erster stelle zumeist einen germ. vollnamen, oder einen entsprechenden namen fremder herkunft, an zweiter entweder einen zweiten germ. vollnamen oder einen fremdnamen, eine germ. kurzform oder einen beinamen zb. *Sundebadus qui et Alipertus, Ademunt qui et Andreas, Vitus qui et Sigefredus, Arnoldus qui et Bezo, Conradus qui Curcipoldus.* es handelt sich hier um officielle oder familiäre umnennung. hiervon zu trennen ist

Digitized by Google

jedoch die bleibende verbindung eines germ. vollnamens, mit einem praenomen nach römischer art wie *Septimius Aistomodius* oder *Flavius Pertharitus.*

Dem syntaktischen ausdrucke der verbindung zweier namen ist s. 549—52 ein besonderer excurs gewidmet: 'Über dictus und verwante praedicate' mit den deutschen varianten: *dem man spricht, dem man sprichet ze nânamen, heizet, der da heizet, geheizen, genant, der do was genemmet.*

Als abschnitte namengeschichtlichen inhaltes möchte ich noch den rest der capitel des buches kurz erwähnen.

Cap. 30 constatiert, dass schon im 12 und 13 jh. der clerus vorwiegend nur mit taufnamen und titel benannt ist; cap. 31 stellt die vorherschende einnamigkeit bei den bauern bis 1250 fest; cap. 25 handelt von den judennamen, die gleichfalls zumeist einnamig und deren material hauptsächlich alttestamentarisch ist. cap. 32 verbreitet sich über die beifügung des mädchennamens bei frauen des 12 und 13 jh.s, cap. 33 spricht vom wechsel des zunamens, der durch die eigentliche und ursprüngliche function der örtlichen bezeichnungen als besitzanzeigende bedingt ist, wie *Rumolt von Strube,* dessen bruder aber *Gerrunc von Breidenbach* 1156. cap. 34 wird die weglassung der taufnamen bei zeitlicher und örtlicher notorietät eines individuums: *der ritter von Vlâinkon* 1256, *der von Hilteningen* 1295, sowie die zur unterscheidung dienende, pleonastische erweiterung einer ganzen namengruppe: *her Cûnrat von Eschon der elter* 1293, *Iohannes de Blûmenberg dictus de Sunthusen* 1281 erläutert.

In cap. 27 hat Socin einige zunamen mit dem gemeinsamen auslaute *-a* vereinigt. sie bestehn aus *aha*-compositionen *Lûtra, ahi*-ableitungen *Holza,* deutschen fem. *n*-stämmen *Brunnadra* und romanischen wörtern wie *Crapella.* cap. 28 enthält einige vom verf. als unerklärbar angesehene zunamen.

Dies in allgemeinen umrissen der inhalt des werkes, das eine quelle allerersten ranges für sprachliche und geschichtliche studien ist und in seinen sammlungen und erörterungen zahlreiche fragen der namenkunde beantwortet und anregt, probleme löst, aber auch aufrollt.

Czernowitz, 1 sept. 1909. **v. Grienberger.**

Die naturbetrachtung bei den mittelhochdeutschen lyrikern von **Elisabet Haakh** [= Teutonia, arbeiten zur germ. philologie, her. von Wilh. Uhl, 9 heft], Leipzig, Avenarius 1908. 88 ss. 2 m. —

Übersichtlichkeit ist die erste forderung, die man an eine bearbeitung dieses themas stellen muss. dass es der vorliegenden schrift völlig daran gebricht, verrät schon das äufsere: kein register, kein inhaltsverzeichnis. selbst die einteilung in capitel

Digitized by Google

oder paragraphen, die doch die verlegenheitsübergänge erspart hätte, fehlt. die einleitung — sie will den spuren des deutschen naturgefühls vor dem 12 jh. nachgehn — ist von naiver unzulänglichkeit. AvHumboldts Kosmoscapitel oder Bieses buch über das naturgefübl war der verfasserin offenbar ganz unbekannt. nach einem excurs über volkslied und minnesang (auf den ich noch zurückkomme) werden dann die elemente der naturschilderung vorgenommen: landschaftsbild; linde, rose, wald; vögel und andere tiere, mineralien; gestirne, wolken, wind, luft, tau, wasser; personification der jahreszeiten. das alles wird ohne straffe gliederung (landschaftsbild s. 22 ff. 48 f. 74) feuilletonmäfsig durchgeplaudert. über das aufkommen und veralten der einzelnen züge, über typisches und eigenartiges, über den anteil der einzelnen dichter an der ausbildung des apparates erfährt man nur wenig, in gelegentlichen bemerkungen. spruch und minnelied werden nicht geschieden. was EHaakh hier alles versäumt hat, das zeigt schon ein vergleich mit den einschlägigen partieen in Schissels abhandlung über das epitheton im liebeslied des 12 jh.s. — dass die vf. auch die miniaturen des Manessecodex heranzieht, wäre nur zu loben; doch müste auch dies weniger oberflächlich geschehen. sie vermeint in den landschafts- und tierbildern fortschritte von blatt zu blatt zu erkennen (s. 22); ob diese blätter von einem maler herrühren, darnach wird nicht gefragt. den Veldeker sähe sie gern im lindenschatten abgebildet. 'aber leider war dem maler die künstlerische verwertung des baums noch nicht so geläufig wie dem dichter' (s. 27). zufällig stand der baum tatsächlich in der vorlage, wie die Weingartener hs. lehrt, und ist in C nur aus raummangel fortgeblieben. Ulrich von Liechtenstein, bekanntlich als 'frau Venus' abgebildet, soll als kreuzfahrer die meereswogen durchschiffen (s. 73) — zu pferde! charakteristisch ist auch die mishandlung der eigennamen: Habardslioþ s. 3, Tâler s. 21, Winli s. 41, Ouchølf s. 85. Niuniu heifst einmal Niunîn (s. 31), das andere mal Niniun (s. 59) und der hl. Bernhard gar: von Clairveaux (s. 7). sonderbare mhd. sprachkenntnisse enthüllt die bemerkung zu *bere* (*der wilde visch in dem bere*) s. 63: 'mit alemannischer vertauschung anlautender labiale'.

Wie die vf. im vorwort gesteht, hat sie die neueste litteratur nicht verwertet. im ganzen fufst ihre arbeit wol auf Uhland (Schr. III 1. v 120), über den sie fast nirgends hinaus kommt. in der blühenden, kühn bildernden sprache freilich kann sich der dichter-germanist nicht mit ihr messen: 'seltsam nimmt sich die linde, dies erbe schlichter volkstümlichkeit, im munde des lüsternen und mit krauser modegelehrsamkeit verschnörkelten Tannhäuser aus' (s. 30). 'der ritterliche dichter setzt die minne als herscherin ein und weist der naturbetrachtung etwa die rolle der gürtelmagd zu. in diesem dienste werden ihre frischen

Digitized by Google

roten wangen von der blässe der reflexion und symbolik angekränkelt — zumal der cleriker gleichzeitig ihre hilfe für seine geistlichen lieder verlangt' (s. 87).

Neben Uhland werden noch RMMeyer und Burdach gelegentlich erwähnt. den namen Arnold Bergers aber nennt die vf. nirgends, und doch hätte sie dringenden anlass gehabt, seines aufsatzes über die volkstümlichen grundlagen des minnesangs (Zs.f.d.ph. 19, 440) dankbar zu gedenken. man vergleiche Haakh s. 10f und Berger s. 472: 'die spuren alter lieder oder liedchen zu verfolgen, hat sich besonders RMMeyer angelegen sein lassen in seiner bedeutsamen abhandlung ('in seiner scharfsinnigen und eingehenden abhandlung' B.) "Alte deutsche volksliedchen". aus den vielen sich widerholenden versen bei den alten minnesängern' ('aus jenen feststehenden versen, die einer gröfsern zahl von dichtern gemeinsam sind' B.) . . 'will er einen grofsen vorrat fester . . formeln für natureingänge herauslesen . . jedenfalls lässt sich aus seiner annahme erklären, was sonst unbegreiflich blieb: das überraschende auftauchen derselben typischen bestandteile des natureingangs bei örtlich und zeitlich getrennten sängern' ('aus gewissen typischen reimpaaren, deren er eine überraschende fülle zusammenstellt, aus solchen formelhaften wendungen, die unmöglich auf gegenseitiger entlehnung beruhen können, da sie von dichtern aus den verschiedensten gegenden, aus den verschiedensten perioden . . verwant wurden' B.). 'der vorrat mag sogar zu grofs angenommen sein, denn die variation eines für das minnelied unentbehrlichen ausdrucks . . muss doch nicht immer notwendig auf einen festgeprägten vers zurückgehn' ('man könnte geneigt sein, die quelle einfach in der umgangssprache zu suchen, deren redewendungen jeder dichter nach seinem jeweiligen bedürfnis umgeformt habe' B.). 'wie schwierig es ist, aus den wenigen resten alter volkslyrik' ('nur dürftige reste' B.) 'grundlagen für eine mit einiger sicherheit auftretende theorie herauszufinden, hat der verf. gewis selbst empfunden, als er die worte schrieb, die fast etwas von seinen aufstellungen zurückzunehmen scheinen (p. 208), dass solche typischen verse "blumen enthalten, wie sie überall aus der erde hervorbrachen und nur zu sträufsen zusammengebunden zu werden brauchten" ('es gab also eine grofse menge lyrischer verse . . "blumen, wie sie überall aus der erde hervorbrachen usw."' B.) 'mit einiger zuversichtlichkeit wird die annahme auftreten dürfen' ('und ich glaube, diese annahme lässt keinen zweifel zu' B. s. 451), 'dass schon vor der entfaltung der ritterlichen mhd. lyrik verse vorlagen in volkstümlichen maigrüfsen' ('die vorbilder dazu in jenen volksmäfsigen frühlingsreihen zur be-

Digitized by Google

grüfsung der milderen jahreszeit' B.). 'die maifeier kann man sich ohne reigen und den reigen ohne gesang nicht vorstellen und die verbindung von naturfreude und liebesgrufs stellt sich dabei im gesange wohl von selbst ein' ('und wie können die alten frühlingsreihen ihrer ganzen bestimmung nach anders begonnen haben, als mit einer ankündigung und begrüfsung des sommers?' B.). '"liebe und laub", "minne und vogelwonne" stellt schon der oft citierte liebesgrufs im Ruodlieb zusammen und weist durch die allitteration[1] in der ersten formel auf eine entstehungszeit zurück, die um jahrhunderte früher fällt als die mhd. lyrik' (in dieser jahrhunderte lang gepflegten gattung kann sich auch nur jener festgeprägte, starre formelschatz entwickelt haben' B.). '— sollte der reigenlustige jüngling nicht schon früh die erkorene durch einen vers aufgefordert haben, das maifest mit ihm zu geniefsen, und vielleicht die zusage gleichfalls in gereimter formel erhalten haben?'

Auch noch andere stellen verraten sich als derlei discrete anleihen bei Berger: 'sie (die linde) ist der baum der bäume .. sie ist unstreitig auf deutschem boden gewachsen' s. 25 ('wie die rose die königin der blumen ist [vgl. Haakh s. 33], so ist die linde der deutsche baum κατ' ἐξοχήν' B. 448. — 'Dietmar von Aist zieht in einem vereinzelten beispiel, MF 38, 34 . . die schiffahrt . . heran' s. 74 ('Eist 38, 35 weifs ich sonst nicht nachzuweisen' B. 447). 'bei Hartmann von Aue MF 213, 7 nennt die dame mit scharfer ironie ihren ungetreuen freund *alse valschelôs sam daz mer der ünde*' ('das meer als sinnbild der unbeständigkeit verwendet Hartmann 213, 7 in witziger weise' B). — die gelehrt mythologische abhandlung über den wind auf s. 3 (st. Voluspó50 l. Vafþrúþnesm. 37) verdankt ihren ursprung Bergers schlichter bemerkung (s. 449) über Veldeke 66, 5 mit dem hinweis auf Grimms myth. 527. auch die — haltlose — deutung von Reinm. 169, 11 (s. 17) ist wol durch Berger angeregt ('charakterisch ist Reinmars stellung zum natureingang: 169, 12' B. 445). sonst stammt der gelehrte aufputz von Uhland, RMMeyer und Burdach her.

[1] vgl. Berger s. 452: 'das älteste und bereits gereimte beispiel der liebesgrüfse ist bekanntlich im Ruodlieb erhalten . . man könnte solche wendungen aus dem geselligen leben ableiten und für feststehende redensarten der umgangssprache erklären'.

Graz. **Anton Wallner.**

Digitized by Google

Der schwan von der Salzach. nachahmung und motivmischung bei der Pleier von **Otto Seidl.** Dortmund, Ruhfus 1909 75 ss. 8°. — 2 m.

Seitdem die drei werke des Pleiers im drucke vorliegen (1892 erschien als letztes der Garel), hat sich eine im ganzen übereinstimmende meinung über ihn gebildet [1]. er darf als der typische epigone gelten, der für einen bereits ausgebildeten geschmack nach wunsch liefert. im ausdruck steht er so ganz unter dem einfluss seiner vorbilder — es sind besonders Wolfram, Wirnt, Hartmann und Stricker —, dass seine langen bücher aus den entlehnten verszeilen geradezu zusammengesetzt erscheinen. sein gedächtnis ersetzt ihm das genie. etwas anderes ist es mit dem inhalt seiner gedichte. er gibt jedesmal an, einer wälschen, dh. französischen vorlage zu folgen, wir haben aber allen grund das nicht zu glauben, sondern es als eine vom publicum verlangte falsche ursprungsbezeichnung anzusehen. entlehnt hat er die einzelnen bestandteile, aber frei umgestaltet und frei, auch hierin bekannten mustern folgend, angeordnet und zu einheiten verbunden: 'er erfindet nichts und findet alles' (Zwierzina), 'er hat den stoff frei entworfen, aber nicht frei erfunden' (Ehrismann). man könnte sich damit begnügen. aber gegen diese sonst einmütige auffassung von der entstehung der Pleierschen romane ist ein sehr bestimmter widerspruch laut geworden. EWechßler (Jahresber. üb. die fortschritte d. rom. phil. IV 2, s. 399 f) behauptet für diese gedichte wie auch für den Daniel des Strickers frz. vorlagen und stellt besonders für die frz. quelle des Garel eine eigene abhandlung in aussicht. diese abhandlung ist bisher nicht erschienen, aber die allgemeinen gründe, welche dort zu der ganzen frage vorgebracht werden, verdienen berücksichtigung. aufserdem bestehn auch für die anhänger der andern auffassung noch gewisse zweifel, kaum für den Garel, aber doch für einzelne elemente der beiden anderen bücher; man vgl. die vorsichtigen äufserungen von Zwierzina (aao. s. 355) und die darlegung von Ehrismann (aao. s. 95 note). auch in der beurteilung des dichters findet sich ein gegensatz. nach Steinmeyer hat er den inhalt 'zusammengebettelt', auf der andern seite hat Vogt (Zs. f. d. phil. 26, 126) das verdienst hervorgehoben, das in der selbständigen composition liegt. zweifellos mit recht, aber Steinmeyers schroffes urteil ist sehr begreiflich, wenn man seine und Egelkrauts (Der einfluss des Daniel vom blühenden tal auf die dichtungen des Pleiers. diss. Erlangen 1896) listen der entlehnungen ansieht. nur ist mit diesen listen auch über den stil des Pleiers nicht das letzte Wort gesprochen. wir sehen daraus,

[1] vgl. bes. Steinmeyer GGA. 1887, 785—811. 1893, 97—125; Zwierzina Anz. XXII 353—363; Vogt Zs. f. d. phil. 26, 122—126; Ehrismann Anz. XXX 87—97.

Digitized by Google

welche werke er ganz genau gekannt hat, und auch welches sein schriftstellerisches streben gewesen ist, nämlich das, wie seine vorbilder, also 'classisch', zu schreiben. aber wir sehen nicht daraus, wie er im zusammenhange seiner erzählungen jene verse, formeln, beiwörter verwant hat. wir müssen doch fragen, ob in der art, wie und wo diese nachahmung erscheint, nicht noch etwas persönliches zu erkennen ist, ob es nicht trotzdem einen Pleierschen stil gibt. es bleibt also die aufgabe, einerseits die züge des individuums Pl., die wenn auch erkennbar, noch unter der capuze des stofflichen etwas verhüllt sind, deutlicher zu erfassen, anderseits durch eine jeden widerspruch beschwichtigende lösung der quellenfrage die stellung dieser denkmäler in der litteraturgeschichte endgültig festzulegen. daraus ergeben sich für den der den fall neu aufnimmt, nicht unbedeutende aufgaben. das wichtigste was über den Pl. bisher gesagt ist, steht, von der abhandlung von EHMeyer abgesehen, in recensionen, es sind, wenn man will, lesefrüchte, allerdings sehr gehaltvolle, und sie machen nicht den anspruch, den gegenstand zu erschöpfen. diesen anspruch muss man aber an eine neue arbeit stellen, weil sie sonst eigentlich überflüssig ist, es sei denn dass sie etwas ganz neues zu bieten habe. und das kann man von der studie von Seidl nicht sagen. sie bespricht im ganzen die dinge die schon besprochen waren, nur in andrer anordnung und beleuchtung. damit kann sich nur ein subjectives ergebnis erzielen lassen. vielmehr lässt es sich jetzt nicht mehr umgehn, das gesamte material welches der Pl. bietet, mit der gesamten litteratur die für ihn als vorbildlich in betracht kommen kann, zu vergleichen. es muss mit einer vollständigen analyse der drei romane begonnen und es müssen die daraus sich ergebenden bestandteile mit den möglichen quellen verglichen werden; und zwar müste das nicht nur eine art von fortlaufendem commentar, welcher schritt für schritt die einzelnen, kleinsten momente der handlung begleitet, wie Zwierzina fordert (aao. s. 355), sondern auch die zusammensetzung im grofsen, verhältnis und verknüpfung der mythisch-heroischen elemente mit den höfisch-ritterlichen, dasselbe zwischen rahmenhandlung und episodenreihen berücksichtigt werden. erst dann sehen wir deutlich, wo die vergleichbaren beziehungen in der deutschen litteratur versagen, erst dann werden wir auch sagen können, ob die darstellung desselben motivs beim Pleier, wie behauptet worden ist (Wechfsler aao. 400) ursprünglicher ist; und dann erst können wir fragen: woher hat der Pl. das? aber auch so sind wir nicht fertig. der stil des Pl., sein ausdrucksvermögen muss so eindringlich untersucht werden, dass wir genau wissen, welches geistes kind er war. dazu gehört nicht nur der ausdruck an der einzelnen stelle, ordnung der periodischen gruppen, gespräch, schilderung usw., sondern auch die gesamtcomposition — allerdings mit beschränkung auf solche teile und erschei-

Digitized by Google

nungen, wo wir uns nicht mit der quellenfrage kreuzen, zb. die grofse heeresschlacht im Garel.

Der verf. der arbeit die uns hier beschäftigt, hat nun wol gesehen, in welcher richtung die Pleierstudien eine ergänzung vertragen können. er stellt sich seine aufgabe so umfassend wie möglich: er möchte, das ist doch wol der sinn seiner einleitenden bemerkungen (s. 4), die einwürfe Wechslers durch seine beobachtungen sachlich widerlegen. aber es ist ein versuch mit untauglichen, oder doch vollkommen ungenügenden mitteln. er nimmt nur eine art der möglichen untersuchungen vor, und diese durchaus unvollständig. auf die stilfrage geht er gar nicht ein und findet nur gelegentlich für die sammlungen Steinmeyers und Egelkrauts ein wort, das bald gönnerhaft ('sammeleifer' s. 3) bald geringschätzig klingt ('entlehntes sprachgut sorgfältig aufstapeln' s. 70). das ist zum mindesten undankbar; denn seine eigenen beobachtungen würden an bedeutung wesentlich einbüfsen, wenn nicht durch jene vorarbeiten es absolut sicher bewiesen wäre, welche werke der Pl. ganz genau gekannt hat. aber auch in der beschränkung auf den inhalt fasst er das thema zu eng. er beschäftigt sich nur mit den motiven, also den einzelnen momenten der erzählung, und läfst die fragen der zusammensetzung und anordnung bei seite, und grade dieser punct ist sehr wichtig für die quellenfrage — wenn sie eine frage ist. allerdings verfolgt der verf. bei diesen dingen noch ein weiteres ziel, er will zeigen, wie der Pl. die verschiedenen elemente und anregungen, die er von seinen vorbildern empfing, verarbeitete, mischte, und findet darin den anlass, das urteil über den dichter zu heben. damit hat er recht, besonders Steinmeyer gegenüber. er sagt zutreffend und vorsichtig, das des Pl. umgestaltungen von technischem geschick zeugen (s. 4); anderswo braucht er aber stärkere worte, wie das modische 'grofszügig' (s. 15), was übers ziel hinausschiefst. dabei macht er immerhin einige hübsche beobachtungen, und es ist auch anzuerkennen, dass der zusammenhang inhaltlicher und wörtlicher beziehungen gebührend ins auge gefasst wird. und wenn der ausdruck auch öfter etwas vorbeitrifft oder mehr auffallend als richtig ist, so sind die einzelnen bemerkungen lebhaft, gescheit, nicht ohne geist, und verraten einen empfindlichen sinn für ausdruck und darstellung. aber einen wert für unsere erkenntnis haben sie kaum. sie sind durchweg subjectiv, oft oberflächlich, oft überspitzfindig. es ist ein bouquet von ersten eindrücken, das er uns präsentiert. die arbeit ist sozusagen im ersten stadium ihrer entwicklung schon zum druck gekommen, in dem stadium wo der stoff interessiert, wo die ersten, fruchtbaren gedanken entstehn. aber die dann folgende zusammenhängende planmäfsige untersuchung ist ausgeblieben. sollte dies urteil falsch sein, so hat der autor selber schuld daran. was er bietet, ist auch in dem

Digitized by Google

rahmen seines themas durchaus unvollständig. innerhalb der grenzen seines beobachtungsfeldes muste er aber vollständig sein. denn an einzelnen beispielen hatte bereits Zwierzina die motivmischung des Pl. genügend dargetan (aao. s. 356 ff). wenn der verf., wie er mitteilt, erst nachträglich bemerkt hat, dass ihm dadurch ein grofser teil seiner arbeit vorweggenommen war, so muste ihm das umsomehr ein wink sein, zu ergänzen was noch fehlte. aufserdem ist die anordnung der arbeit derartig, dass man sie mit dem worte 'locker' sehr milde bezeichnen würde. sie bildet für den der sich unterrichten will, ein fortwährendes hemmnis.

Die behandlung des eigentlichen themas gliedert sich, wie folgt: 1) Beimischung von einflüssen der volkstümlichen dichtung, 2) Ethik und weltanschauung, 3) Taten und geschehnisse, 4) Sonstiges. also die hauptsache und grundlage als nummer 3 beinah am ende, dinge die erst von da aus zu beurteilen sind voran. bei nummer 2 kann man überhaupt zweifeln, ob es noch zur sache gehört: sind 'treue', 'aberglauben' motive? ferner verspricht der verf. unter nr 1 die motive (die!) anzugeben, an denen die einwürkung volkstümlicher dichtung zu spüren ist. dann müste doch der folgende teil sich mit der einwürkung der höfischen dichtung beschäftigen. aufserdem, und das ist wichtiger, führt hier die abtrennung der 'volkstümlichen gedichte' irre. es kommt für die Pleierfrage die deutsche Epik als ganzes in betracht. dieser unterschied darf hier nicht gemacht werden. für den Pl. hat er sicher nicht existiert.

In dem ersten teile bringt nun der verf. zuerst 'streiflichter auf den wort- und namenschatz' und sagt wörtlich 'einmal Garel 11398 entschlüpft dem Pl. eine volkssängerische aufmerksamkeitserregung *nu muget ir hœren wie er sprach*. der in Dietrichs Flucht so häufig (4112 u. ö.) vorkommende ermunterungsruf: *nu sult ir hœren wie er sprach* kommt recht nahe, aber auch die (damit) gleichlautende zeile Parz. 310, 14. Lanz. 4276 stimmt mit der Garelzeile völlig überein. es ist ganz bezeichnend, dass dem Pl. gerade bei der besprechung eines riesenkampfes diese wendung aus dem stile des volkstümlichen vortrags in den mund kommt'. das ist das 'streiflicht auf den wortschatz'. in dem letzten satz ligt im kern eine richtige tendenz, nur ist sie falsch angewant, weil dem verf. die kenntnisse fehlen, um zu beurteilen was bezeichnend ist. es ist zu fürchten, dass er sie auch gar nicht gesucht hat. dann folgen unter dem 'volkstümlichen' noch drei stücke, von denen nur nr 3 'zwerge' hinpasst, während in nr 2 'riesen' und nr 4 'gärten' motive behandelt werden, die grade aus höfischen romanen stammen. es zeigt sich, wie misslich es ist, die sogen. volktümliche dichtung abzusondern.

Die weitere gliederung der arbeit zu widerholen, ist hier nicht am platze. dies 'streiflicht' mag genügen. nur einige einzelheiten mögen noch folgen. die 'wilden leute' im Meleranz

Digitized by Google

werden zu unrecht mit den zwergen vermischt (s. 18), sie sind etwas ganz anderes. wie man sie sich dachte und mimisch darstellte, zeigen viele bilder in handschriften, für jedermann zugänglich das bild vom schembartlaufen in Vogts Litteraturgeschichte. die befreiung des Tandareis durch die schwester seines feindes auf dem schlosse Montane kluse will der verf. alleine auf eine vermischung der besonders im Lanzel. gegebenen litterarischen motive zurückführen. es ist doch aber einer der fälle, wo der Pl. eine form der erzählung bietet die ihr analogon nur in Frankreich hat, nämlich im Karrenritter Chrestiens, und die möglicherweise ursprünglicher ist. mein versuch, diese tatsache aus einem verloren gegangenen deutschen Lanzelot zu erklären (Zs. f. d. phil. 29, 155 ff). war allerdings nicht ausreichend begründet, wie von Wechßler mit recht gerügt worden ist. aber erklärt ist die sache damit noch nicht. auch ist da noch immer die anspielung Wolframs im anfang des XII buches. die müssen wir doch, ob Kyot sei oder nicht sei, als eine anspielung auf etwas in Deutschland, doch wahrscheinlich in litterarischer form, bekanntes ansehen, wie die auf *Lûneten rât*, auf den Iwein; sonst kommen wir noch dazu, auch das citat aus Walther auf die frz. vorlage zurückzuführen[1]. s. 38 wird Stricker Daniel 1051 *des vart er nâchjagete* falsch gedeutet, *vart* heißt hier nicht 'fährte', sondern es liegt eine sachliche confusion vor. die worte bedeuten 'hinter dem er her ritt', der riese, um den es sich handelt, ist aber gar nicht vor ihm, sondern bei Artus geblieben. § 21 trägt die überschrift 'entzündung und heilung'. das wort entzündung soll aber etwas ganz anderes heißen, als man in der nachbarschaft von 'heilung' erwarten muss. der verf. meint damit das beliebte motiv, dass der kämpfer durch den gedanken an die geliebte neue kräfte gewinnt. dann geht es weiter: 'etwa die entgegengesetzte wirkung dieser von den dichtern oft gebrauchten kampfaufreizung, heilung der geschlagenen wunden, üben die salben aus', und es folgen beispiele, wo ritter durch wunderbare salben geheilt werden. an diesen salto schließt sich wider die durchaus richtige bemerkung an, dass der Pl. anregungen aus dem wunderbaren, unwahrscheinlichen ins nüchterne, denkbare überträgt. das ist ja des pudels kern! der Pl. ist weder ein gedankenloser plagiator, noch ein erfindungsreicher poet, sondern ein mann des gesunden menschenverstandes, des nur gesunden menschenverstandes, ein wahrer schulmeister mit seiner deutlichkeit und umständlichkeit, der nicht ruht, bis alle es begriffen haben. die art, wie er jedes ding zu seiner zeit nicht zu widerholen unterlässt, erinnert an die methode Gouin: 'ich stehe auf, ich verlasse meinen platz, ich gehe nach der tür, ich fasse den drücker an usw.' eben darum ist er auch in der lage, die compositionen von planer übersichtlichkeit anzulegen

[1] vgl. Martin Parzival II, XLVII.

Digitized by Google

und durchzuführen, der richtige 'aufbauarchitekt'! wie dieser als dichterinterpret und jene methode als unterrichtsmittel versagt wo es über das ewig äufserliche hinausgeht, so geht es auch dem Pl. ein gutes beispiel dafür ist die rahmengeschichte im Tandareis, wo das 'don', jenes vor äufserung der bitte von Artus gewährte versprechen, die armatur, das äufserlich zusammenhaltende gerüst für den ganzen roman liefert. dringt man nicht weiter in die tiefe, so ist die sache würklich nett, beinah architektonisch durchgeführt. aber in der nähe besehen ist alles hohl, und die fugen der verschiedenen hier aneinandergeklebten motive lösen sich. dabei ist aber ganz deutlich zu sehen, was der Pl. gewollt hat. im einzelnen das auszuführen, würde zu viel raum in anspruch nehmen.

Ein hinweis sei noch verstattet, auf welche weise vielleicht aus dem stil schlüsse gezogen werden können. Die formel *nû lâze wir die rede beliben* in ihren verschiedenen varianten wird sehr häufig im Garel, etwas weniger oft im Tandareis gebraucht, aber in beiden an wichtigen übergängen in der deutlichen gliederung, speciell im Tand. sind es deutliche neue anfänge 1590. 4891. 5540. 8301. 9668. 11662. 11746. 11931f. 13263. 13496. 13779. 14443. 15453. im Meleranz kommt der formeltypus, soweit ich sehe, nur 3 mal vor, an der einen stelle an einem wichtigen anfange, dem beginn der zweiten abenteuerfahrt 4133 (weniger scharf 2743. 11513). ähnlich ist es in der Gudrun 67. 563. 630. 951. 1071. 1165, auch 1695. daraus kann natürlich nichts weiter geschlossen werden, als dass derjenige welcher die formel braucht, und der welcher den plan der erzählung entworfen hat, dieselbe person sind. jedenfalls würde es sich verlohnen, solche überleitungsformeln in gröfserem zusammenhange zu studieren. früher kann man nichts damit beweisen, auch nicht dass etwa die Gudrun hierin ein vorbild des Pl. wäre.

Der Garel ist sicher älter als der Tand.; im übrigen ist die reihenfolge der drei werke nicht bestimmbar, das hat wol nicht viel zu bedeuten. immerhin ist der versuch den Seidl macht, hierin weitere klärung zu schaffen, als solcher begreiflich. nur bringt er ihn an verkehrter stelle, vor dem hauptteil. und seine gründe sind so dürftig, dass er selber erklärt, einen unmittelbaren beweis nicht geben zu können. nun, dann hätte seine ganze ausführung, welche dahin geht, dass der Meleranz das erste stück sei, nicht gedruckt zu werden brauchen. wo nicht, wie im Tand., die anspielung auf das frühere werk klar vor augen liegt, können solche reihenfolgen nicht auf grund einzelner, zufälliger beobachtungen bestimmt werden. man darf von dem autor verlangen, dass er weifs, was für mühe man sich in derselben frage etwa bei Hartmann und Konrad von Würzburg gemacht hat. er konnte vom standpuncte seines themas die frage ganz unberührt lassen, aber sie so schlankweg unter der

Digitized by Google

eleganten rubrik 'einleitendes und vorwegnahmen' zu erledigen, das ist doch allzu schlank.

Es kann also der arbeit nach genauer prüfung nur das verdienst zugesprochen werden, darauf aufmerksam gemacht zu haben, dass auch am Pleier noch allerlei zu tun ist. umsomehr als der bald verjährte angriff Wechſslers gegen die originalität der werke des Strickers und Pleiers noch nicht erledigt ist. meiner meinung nach ist die unter den germanisten herschende auffassung richtig. das darf aber nicht dagegen blind machen, dass bei beiden dichtern manches ungeklärt ist, dass im Daniel des Strickers sogar unklarheiten eigener art vorkommen. und wir müssen den kennern der französischen litteratur dankbar sein, wenn sie uns das zur vergleichung nötige material liefern. nur muss uns es frei stehn, es zu beurteilen. das was einem mhd. dichter zuzutrauen ist an eigener leistung, das lässt sich mit einzelnen inhaltlichen parallelen nicht alleine feststellen.

Noch eins: was soll der 'schwan von der Salzach'? ist das spass: ein theaterschwan mit aufgeklebtem gefieder? oder ernst? ist der Pl. ein heros des localpatriotismus für Salzburg geworden?

Hamburg. **G. Rosenhagen.**

Zur metrik und textkritik von Heinrich Heslers Evangelium Nicodemi von **Arthur Klatscher.** jahresberichte der k. k. staats-oberrealschule in Eger für das schuljahr 1907—1908, Eger 1908, 24 ss. und d. schuljahr 1908—1909, Eger 1909, 31 ss. 8°.

Der verfasser untersucht, in der hauptsache auf grund meiner ausgabe, an deren text er indessen in ca. 200 versen änderungen wünscht, in I die metrische verwendung der namen und composita, das vorkommen einsilbiger substantiva in der senkung, die abweichungen vom natürlichen accent; in II die synkope der senkungssilben, die zweisilbigkeit der senkung nach langer hebung, die zahl der füſse, den auftact und das vorkommen des hiatus. daran schlieſsen sich die betrachtungen einiger doppelformen, bemerkungen über die metrische stelle Heslers, endlich eine zusammenstellung der vorgeschlagenen textänderungen.

Wenn ich Klatschers aufstellungen nur zum teil zustimmen kann, so ligt das daran, dass seine auffassung von Heslers vers sich von der meinen in zwei wichtigen puncten unterscheidet, und ich mich von der richtigkeit seiner ansicht nicht zu überzeugen vermag.

K. meint, für Hesler sei die principiell gleiche silbenzahl der reimpaare nicht anzunehmen. ich habe sie aus seiner metrischen stelle in der Apokalypse herausgelesen und mich

Digitized by Google

bei der textherstellung darnach gerichtet. nach K.s widerspruch muss ich auf diesen punct wol nochmals eingehn. die genannte forderung find ich zunächst in v. 1442 ff ausgesprochen. ich gebe zu, dass die stelle nicht ganz einfach zu deuten ist, ganz unverständlich ist mir aber, wie K. sie wider auf den endreim hat beziehen können. mit ihr stehn doch die verse 1446—1459, in denen von der silbenzahl der verse gesprochen wird, in engstem zusammenhang, schon daraus folgt, dass 1442f auf den vers zu beziehen sind. Hesler redet also hier von dem vollständig gleichen[1] abwägen der verse, also — da er als mafstab für dieses abwägen nur die silbenzahl kennt — von ihrer gleichen silbenzahl. da er ja nun aber gleiche silbenzahl für alle verse des gedichtes nicht im entferntesten fordert, muss sich seine forderung an dieser stelle auf kleinere textgruppen beziehen: ich fasse deshalb die *rîme*, für die er die forderung aufstellt, als reimpaar, im hinblick auf Jeroschin v. 239, wo auch von reimpaaren die rede ist. darin seh ich nicht, wie K., einen schluss von Jeroschin auf Hesler; vielmehr wird nur die aus H. wahrscheinlich gemachte interpretation durch die deutlichere äufserung Jeroschins gestützt. sie lässt sich aber auch aus H. selbst weiter stützen. zunächst durch v. 1383; denn in v. 1379 ff wird ebenfalls nicht nur von reim-, sondern auch von versfehlern gesprochen. ich interpretiere die stelle: '.. die leichtfertigen, die bücher machen wollen ... und einen vers zum anderen finden (also reimpaare bilden), aber beide verse nicht durch den richtigen reim verbinden und auch nicht gleich abwägen'. es ist also auch hier von reimpaaren die rede, und es wird ein fehler in ihrem bau gerügt, den vermieden zu haben H. in v. 1442f von sich rühmt.

Endlich v. 1473 ff; auch diese fasst K. falsch auf, wenn er 1473f auf die zweisilbig-stumpfen reime, v. 1475f auf die silbenverschleifung bezieht. die ganze partie ist vielmehr, obwol sie zwei verschiedene einzelerscheinungen (1473f und 1476 ff) nennt, doch als éine in sich einheitliche ausnahmelicenz aufzufassen. das wird durch die einleitenden worte *doch dinge ich ouch in diz eine* sicher gestellt. einheitlich gefasst kann die stelle aber nur den sinn haben, sie soll abweichungen von der zu erwartenden silbenzahl rechtfertigen. man könnte nun meinen, und Bartsch hat dies auch getan, dass H. solche fälle im auge habe, in welchen das festgesetzte maximum oder minimum der silbenzahl überschritten bzw. nicht erreicht sei. aber derartige fälle kommen entweder gar nicht vor, oder, wenn einige solche verse anzunehmen wären, in so geringer zahl, dass der wortlaut von v. 1473 *daz ich dicke* usw. nicht gerechtfertigt wäre. wider bleibt nur die annahme übrig, dass von ausnahmen die rede ist.

[1] *ebengliche!* das *eben* darf bei der interpretation nicht übersehen werden.

Digitized by Google

durch welche die gleichsilbigkeit der verspaare gestört wird, wenn in einem vers zwei silben eintreten, wo der entsprechende reimvers nur éine hat. es ist also wider dasselbe, was Jer. deutlicher in v. 297 f ausdrückt. ich halte also an der principiellen gleichsilbigkeit der verse eines reimpaares fest und daran, dass es richtig war sie durchzuführen. dass es mir in jedem einzelnen fall gelungen sei richtig zu erkennen, ob dies princip bewahrt oder durchbrochen ist, behaupt ich natürlich nicht und will deshalb gerne textbesserungen, wenn sie genügend begründet werden können, anerkennen.

Ein zweiter punct, in dem ich mit K. nicht übereinstimme, ist der rhythmus der verse. K. stellt selbst fest, dass H. sich synkope von senkungen in grofsem umfang gestattet: etwa 540 fälle erkennt er an, in welchen einsilbler oder nicht componierte zweisilbler beschwerte hebung tragen; dazu kommen rund 400 fälle, in welchen diese auf compositis und fremden namen ligt. nicht selten begegnen in einem vers zwei beschwerte hebungen. aus diesen verhältnissen folgert K. mit recht, dass es nicht angehe, H. 'mit dichtern, welche den regelmäfsigen wechsel von hebung und senkung anstreben, in eine reihe zu stellen'.

Dasselbe folgt aus den zweifellos vorhandenen zweisilbigen senkungen, von denen K. wenigstens einen teil anerkennen muss (vgl. II s. 22 und 27 A, IV a). in würklichkeit ist ihre zahl viel gröfser; denn was K. § 6 über die möglichkeit sagt, einsilbigkeit herzustellen, gibt natürlich keine wahrscheinlichkeit dafür, dass sie von H. beabsichtigt ist. und kein recht sie durchzuführen, wenn nicht die von H. selbst aufgestellten regeln es fordern. ihr widerspricht auch nicht selten der schreibgebrauch jener hss., welche sprachlich dem original nahestehn.

Trotz dieser verhältnisse nimmt K. nun aber in weitgehndem umfang alternierenden rhythmus bei Hesler an. ich glaube, dass dies mit den genannten beiden tatsachen nicht zu vereinbaren ist, und lehne deshalb, auch auf die gefahr hin dass gelegentlich schwere zweisilbige senkungen oder schwache hebungen mit in kauf zu nehmen sind, änderungen die zu alternation führen sollen ab. ebenso les ich alle die verse, bei welchen K. unter beibehaltung meines textes alternierend skandiert, anders als er; also 3402 *du vorrîetè mit ùnkùst* nicht *dú vorríete mít unkúst* (I s. 12); 4739 *swen daz úrteìl*, nicht *swen dáz urteíl* (I s. 13), denn hier den artikel zu betonen, ist ganz gegen den sinn des verses; 2831 *daz wárt in snéllichen bráht*, nicht *dáz wart ín* usw. (I s. 15); 1303 *daz Jésus blíbèt*, nicht *dáz Jesús blibét*, 3564 *daz wír niht wérdèn vorlórn*, nicht *dáz wir níht werdén vorlórn* (I s. 23) usw. so schwindet der gröste teil der in § 4 verzeichneten abweichungen vom natürlichen accent, und auch in den andern paragraphen sind zahlreiche beispiele anders einzuordnen, § 5 und 6 erhalten grofsen zuwachs.

Digitized by Google

Auch abgesehen von der bevorzugung der alternation ist K.s accentuierung in manchen versen nicht gut, so muss in v. 545 (II s. 6) *slúc* unbedingt den accent tragen, was K. nur in den anmerkungen als eine nach seiner ansicht offenbar weniger gute lesung verzeichnet, in v. 1448 (II s. 12) ist ebenso *genúc* oder *gnúc* mit beschwerter hebung zu betonen.

Auf alle einzelheiten der lesungen K.s und der von ihm vorgenommenen textänderungen im einzelnen einzugehn ist unmöglich, übrigens auch unnötig, da meine stellung dazu aus dem ausgeführten in den meisten fällen klar ersichtlich ist. eine zwingende notwendigkeit ligt abgesehen von den änderungen in v. 1732 und 2515, die in meinem text versehentlich elfsilbig sind, nur selten vor. in einer ziemlichen anzahl muss die möglichkeit, dass K.s änderung das richtige trifft, zugegeben werden, so ist gegen die enklise von *sie* in fällen wie *sprachens* 1480 usw. principiell nichts einzuwenden. soweit die silbengleichheit der reimpaare dadurch gestört wird, sind solche verse den von Hesler gestatteten ausnahmen zuzuzählen. ein teil von K.s änderungen ist dagegen nicht haltbar; so die in v. 4087 gegen die hss. GS. — in v. 1888 (I, s. 4 anm. 4) muss die von mir vorgenommene tilgung von *zu* bestehn bleiben, da die von K. angeführten parallelstellen nichts beweisen: in v. 697 ist *zu* ebenfalls zu streichen, *banen* in v. 842 ist nicht infinitiv sondern substantiv (vgl. auch Ap. 7242. 14329). — v. 2811 (K. II s. 13. anm. 9) ist bei *weres du* zu bleiben, denn es ligt wie sonst nach *al, alein* der conjunctiv vor; vgl. 4147, Ap. 13054f. 17706. usw. und die reimbelege Ap. 14087 und EN. 4140. — v. 5175 (K. II s. 13, anm. 2) ist von mir geändert, weil bereits v. 5168 *nemac* steht und der schreiber wol aus nachlässigkeit den ausdruck nochmals aufgenommen hat. — 3194 (II s. 13) *sunnenlicht* (adj.) ist beizubehalten; nur daraus erklärt sich, dass die anderen hss. ändern. — meine lesart in v. 233 (I s. 4) beruht auf einem druckfehler, ebenso in 8 und 13 (siehe PBBeitr. 33, 402) und 3914.

Zu bedauern ist, dass K. die von mir PBBeitr. 24 angewendete namensform Heinrich Hesler acceptiert hat, obwol sich schon ESchröder Zs. 43 mit recht dagegen gewendet hat und ich selbst in der einleitung zu meiner ausgabe s. LXXXII auf grund von Heslers eigenen worten (Ap. 16480) zeigen konnte, dass er zweifellos ritterlichen standes war. hoffentlich geben ihm andere hinfort seinen richtigen namen.

Endlich muss ich leider noch auf die druckfehler zu sprechen kommen. ich tu es nicht gern, denn wir sündigen alle in diesem punct und müssen deshalb auch gegen andere nachsicht üben. aber es gibt doch auch da grenzen, die eingehalten werden sollten. bei K. stehn aufser den von ihm II s. 31 verbesserten druckfehlern noch dutzende im text. dabei will ich von den

Digitized by Google

buchstabenverwechslungen gar nicht reden, die mögen, so häufig sie sind, noch hingehn. schlimm ist aber die häufigkeit falscher accente. hauptsächlich wird sie dadurch hervorgerufen, dass *í* statt *i* steht, aber auch andere buchstaben sind fälschlich mit accent gesetzt; so stehn in beiden heften, namentlich im ersten, versteile die zu viel accente haben (zb. I s. 15: *wír níewérlde* usw.) und ganze verse mit fünf oder gar sechs accenten, wie I s. 19, v. 2226 *und álle díe íe líb hétèn*, s. 23, v. 4895 *víl sát, nóch werdét ír sáter;* II s. 9, v. 1278 *díe sázèn mít íme darán.* gelegentlich wird dadurch K.s auffassung gar nicht auf den ersten blick kenntlich, wenn man erst nachsehen muss, welche accente nach der überschrift des paragraphen die richtigen sein müssen; man vgl. noch I s. 23, v. 4837 *ób iemèn ungúter*, gemeint ist *ób iemén* mit versetztem accent. gezählt habe ich diese fehler nicht; hier nur drei stichproben: heft II s. 5 haben unter 64 versen vier je fünf accente, zwei nur drei accente; in heft I stehn auf der halben seite 19 (§ 3a) unter 35 versen vier mit je fünf accenten, einer mit sechs, einer mit drei, s. 23 Ia unter 36 versen gar elf mit je fünf, zwei mit sechs, einer mit drei accenten, hier also rund zwei fünftel mit fehlerhafter accentuierung — und dabei sollte gerade in einer metrischen untersuchung der verfasser es sich doch in erster linie angelegen sein lassen, für möglichste genauigkeit der accentuierung zu sorgen.

Giessen, 2 april 1910. **Karl Helm.**

Joachim Greff. untersuchungen über die anfänge des renaissancedramas in Sachsen von **Reinhard Buchwald.** [Probefahrten 11. band.] Leipzig, R.Voigtländer, 1907. X u. 89 ss. 8°. — 3,60 m.

Für die oft beobachtete tatsache, dass eines dichters historische bedeutung erheblich grösser sein kann als der ästhetische wert seiner litterarischen production, dafür ist Joachim Greff ein besonders markantes beispiel. er gehört, ästhetisch angesehen, unzweifelhaft zu den am wenigsten begabten dramatikern des 16 jh.s, und die leisen versuche Buchwalds, auch ihm 'ästhetische kunstbetrachtung' (s. 43) und 'sinn für psychologische feinheiten' (s. 51) zuzuschreiben, werden gewis nicht auf billigung rechnen können. aber Greffs historische stellung berührt das kaum: mag er ein noch so kümmerlicher poet gewesen sein, ihm bleibt der ruhm als erster die neue form des deutschen renaissancedramas in das mutterland der reformation eingeführt zu haben. der bequeme ausdruck 'deutsches renaissancedrama' soll nicht etwa ästhetische empfindungen wecken, sondern nur andeuten, dass es sich um ein drama in deutscher sprache handelt, dessen composition im wesentlichen der römischen komödie nachgebildet ist. in welcher weise Greff diese neue form des dramas bemeistert

Digitized by Google

hat, das zu zeigen, wird somit die hauptaufgabe einer ihm gewidmeten monographie sein. B. verwendet nur den vierten teil seines buches (s. 64—86) auf die besprechung der dramatischen technik, aber bei dem erstaunlichen mangel an untersuchungen dieser art müssen wir ihm auch hierfür dankbar sein, zumal da er durchaus den blick für die in frage kommenden probleme besitzt. so hat er zb. richtig erkannt (s. 69 f), dass die acteinteilung bei Greff keine nachträgliche oder äufserliche zutat ist, sondern 'ein von vornherein constructives' — ich würde sagen: ein constitutives — 'moment'. genauere betrachtung hätte ihn belehrt, dass auch die sceneneinteilung nicht ganz so unklar ist wie sie ihm erscheint (s. 71 ff), wobei vor allem ort und zeit und deren veränderlichkeit auf der bühne (s. 77 ff) mehr zu berücksichtigen gewesen wären. freilich ist zuzugeben, dass bei Greff in dieser hinsicht nicht selten eine gewisse verworrenheit zutage tritt, weil ihn die vorstellung des mittelalterlichen bühnenbildes trotz allen antikisierenden tendenzen noch stark beherscht. lässt sich doch ähnliches selbst beim 'Acolastus' des Gnapheus beobachten, dessen einfluss auf Greffs dramatische technik B. allzu zögernd andeutet (s. 78).

Um die bedeutung der scene bei Greff festzustellen, hätte er auch die anderen dramatiker der ersten hälfte des 16 jh.s unter diesem gesichtspunct prüfen müssen. aber daran hat er es leider fehlen lassen, — und das lenkt uns auf einen grundmangel seiner untersuchung: sie zeigt zu wenig vertrautheit mit den zeitgenossen Greffs und wirtschaftet zu viel mit der litteratur über die litteratur. ich würd es bedauern, wenn Creizenachs unschätzbares repertorium, wie es beinah den anschein hat, dazu verführen sollte, das 'legimus aliqua, ne legantur', dessen er sich rühmen durfte, allzu wörtlich zu nehmen; und es bedarf nicht erst der hervorhebung, dass für die lectüre der quellen auch die speciallitteratur keinen ersatz bieten kann, selbst wenn man sie in gröfserer vollständigkeit heranzieht und kritischer bewertet, als B. es tut. wer das drama des 16 jh.s einigermafsen kennt, wird auf bücher wie Zellwekers 'Prolog und Epilog' (1906), das B. oft citiert, getrost verzichten können. dagegen lässt sich aus Franckes 'Terenz und die lateinische schulkomödie in Deutschland' (1877) auch heute noch einiges lernen, vorausgesetzt dass man den chronologischen wirrwarr des ganzen beseitigt und keine einzige der vielfach ungenauen angaben kritiklos übernimmt. B hat weder das eine noch das andere getan, und so finden wir auch bei ihm jenes unhistorische gleichsetzen der verschiedensten epochen, wenn etwa s. 35 Rudolf Agricola (der 1485 starb) und die Württemberger kirchenordnung (die 1559 erlassen wurde in einem atem genannt werden, oder Adam Puschmann (1532—1600) mehrfach (bes. s. 68) als kronzeuge für drama und bühne der ersten hälfte des 16 jh.s herhalten muss. so scheint B. gar

Digitized by Google

nicht zu bemerken, dass er eine ansicht Franckes trotz dem hinweis auf diesen geradezu widerlegt, wenn er s. 41 f ausführt, dass bereits Greff die abneigung vieler dramatiker gegen die 'fictae fabulae' teilt, während Francke (Terenz s. 59) diese opposition vor allem von den Jesuiten ausgehn lässt. was hat es überhaupt für einen zweck, zunächst zu erklären (s. 41), des Euanthius theorie einer 'historica fides verae narrationis' habe in der bevorzugung einer komödie fortgewirkt,

Welche nit ist ein falsch gedicht,
Sondern ein gewiß vnd war geschicht,

und dann erst Greffs stellung zu dieser frage zu erörtern? die eben angeführten verse, die B. einem etwas längeren citat bei Francke entnommen hat, stammen aus einem deutschen prolog zu einem lateinischen drama 'Damascenus' (cod. lat. monac. 532), das ohne zweifel erst der zweiten hälfte des 16 jh.s angehört.

Ähnliche beispiele einer aufserachtlassung der zeitfolge machen sich auch in den capiteln 'Greffs theoretische anschauungen' (s. 32—54) und 'Quellenstudien' (s. 55—63) bemerkbar, die sonst gleich dem abschnitt über die dramatische technik neben manchem zutreffenden und förderlichen auch allerlei gewagtes, überflüssiges und unrichtiges enthalten. die existenz sächsischer fastnachtsspiele scheint mir durch die abrupten bemerkungen s. 59 ff durchaus nicht 'sicher nachgewiesen' (s. 61). über den dramatiker Johannes Rasser (s. 48) hätte sich B. durch einen blick in den Goedeke, vor allem aber in die Allgemeine Deutsche Biographie 27, 332 f unterrichten können. andere einzelheiten übergeh ich.

Weniger hat das erste capitel (s. 1—31) unter dem mangel an chronologischem sinn gelitten. es berichtet unübersichtlich und unlebendig, doch kundig und mit neuen ergebnissen im einzelnen über Greffs leben und werke. überzeugend find ich den nachweis (s. 13 ff), dass Greff den 'Jacob' allein verfasst hat und Georg Major dabei nur die rolle des anregers und beraters zufällt. dies drama wurde übrigens, was B. noch nicht wissen konnte, 1544 in Altenburg gespielt (vgl. MMeifsner, Geistliche aufführungen und schulkomödien in Altenburg: Mitteilungen der Geschichts- und altertumsforschenden gesellschaft des Osterlandes bd. 11 [1907], s. 351 ff). das gedruckte stück übersante Greff bald nach der Magdeburger uraufführung im jahre 1534 seinem väterlichen freunde Stephan Roth zugleich mit einem briefe, worin er ihm seine zukunftspläne auseinandersetzte. dieser wichtige brief, den Suhle in einem Dessauer schulprogramm von 1888 s. 30 f zuerst veröffentlicht hat, ist bereits von Creizenach und anderen beachtet worden; eine neue, höchst wunderliche auslegung läfst ihm B. zuteil werden. er findet darin die angabe, Greff habe sich durch die abfassung und buchhändlerische verbreitung von lesedramen eine materielle existenz schaffen wollen,

Digitized by Google

— 'ein vorhaben, das in solch bewuster und extremer form trotz Gengenbach, Henselyn, Folz u.a. originell erscheint' (s. 10). ganz abgesehen nun davon, dass hier der 'Henselyn' offenbar als ein autorname fungiert, wie in aller welt konnte der verf. den wortlaut jenes briefes nur so misverstehn? mit keiner silbe ist darin von einer buchhändlerischen verbreitung die rede, und ich wüste auch nicht, wie ein dramatiker des 16 jh.s auf die absurde idee kommen sollte, sich durch den vertrieb von selbstverfassten lesedramen zu ernähren. bei Gengenbach ligt die sache doch ganz anders, da er buchdrucker und dichter in einer person war. Greff aber hätte sich mit dem honorar begnügen müssen, und wie es damit im 16 jh. stand, das kann man sich schon aus Kapps mitteilungen (Gesch. des deutschen buchhandels 1 312 ff) vergegenwärtigen: hätte der verf. diese gekannt, die unwahrscheinlichkeit seiner vermutung wäre ihm wol selbst aufgegangen. seine existenz auf den ertrag zu gründen, den man von verlegern für dramatische werke bekam, war im 16 jh. schlechterdings unmöglich — und ists ja bis heute geblieben.

Und dann jener unglückliche einfall, Greff als 'schöpfer des deutschen buchdramas' hinzustellen, ein einfall, der im verlauf der untersuchung immer widerkehrt (s. 9 f. 16. 46. 77)! gewis war die fragwürdige zwittergattung des buchdramas im 16 jh. beliebter als in unseren tagen, und es wäre keine uninteressante aufgabe, die deutschen und lateinischen dramen des 16 jh.s einmal daraufhin zu durchmustern, ob sie für die bühne berechnet waren oder nicht. aber Greffs bedeutung ligt doch gerade darin, dass er — soviel ich sehe: ausnahmslos — aufführbare dramen geschrieben hat, von denen er niemals wünschte, dass sie nur gelesen, sondern stets, dass sie *'verstanden, gelesen und angehört möchten werden'*, wie er es in der vorrede zu seiner Aululariaübersetzung ausgedrückt hat (s. 17). und was speciell sein erstes und in mancher hinsicht wichtigstes drama, den 'Jacob', anlangt, so begründet er die drucklegung mutatis mutandis mit nicht viel anderen worten als ein paar jahrhunderte später der junge Grillparzer die veröffentlichung seiner 'Ahnfrau' (Sauer 4, 126): *'Es ist damit nicht gemeint, das Meer der deutschen Litteratur mit einem neuen Buche zu vermehren, oder etwas für sich Bestehendes, Unabhängiges dem Leser in die Hände zu liefern: vielmehr ist dies Büchlein blofs für den Zuschauer bestimmt: es soll nur die Darstellung unterstützen und, je nachdem es kömmt, wieder von ihr unterstützt werden'.*

Berlin, mai 1910.

Hermann Michel.

Digitized by Google

Die deutschen Avanturiers des achtzehnten jahrhunderts von **Berthold Mildebrath**. Würzburger diss. Gräfenhainichen 1907. 147 ss. 8°.

Eine fleifsige arbeit, die den nachweis führt: die deutschen 'Avanturiers' gehören nicht, wie bisher meist angenommen, zu den nachahmungen von Defoes Robinson Crusoe, sondern bilden eine eigene gattung: als die letzten, im gegensatz zu Defoes werk unveredelten ausläufer des schelmenromans in Deutschland, dessen ursprüngliche herkunft aus dem picarischen roman der Spanier sich auch in keinem deutschen Avanturier verleugnet. der herkunft, dem litterarischen grundcharakter und also dem gattungsbegriff nach vom Avanturier zu scheiden ist die Robinsonade. als ihr kriterium hat Ullrich (Robinson und Robinsonaden s. XIV) 'insularische abgeschlossenheit von der menschlichen gesellschaft', entweder als 'mittelpunct der erzählung' oder doch in 'episodischer verwertung' bezeichnet. M. schliefst sich ihm an; und in der tat muss dieser unterschied mit strenge festgehalten werden, wenn nicht die alte unklarheit weiter bestehn soll. leider verwischt M s eigne terminologie den unterschied wider.

Defoes 1719 erschienener Robinson hat nämlich sogleich starken einfluss auf die in Deutschland noch junge Avanturiergattung gewonnen, und so entsteht eine spaltung: neben den Avanturiers echten alten stils, die durchaus zu der grofsen classe der schelmen- und landstreicherromane zu rechnen sind, giebt es von jetzt an auch solche, die in allen schattierungen den übergang zur Robinsonade darstellen; sie werden von M. unglücklicherweise ebenfalls geradezu Robinsonaden genannt. ich würde sie als Avanturiers mit (mehr oder weniger betontem) Robinsonmotiv bezeichnen. auch Ullrich hat nur vier Avanturiers zu den Robinsonaden in seinem sinne zu zählen gewagt. ich möchte noch weiter gehn und aus seiner definition der Robinsonade die möglichkeit der blofs episodischen verwertung des R.-motivs ausscheiden; denn hierdurch wird die so nötige abgrenzung wider illusorisch gemacht, und ob in einem werke der mischgattung das Avanturier- oder das specifisch Robinsonmäfsige überwigt, wird sich in jedem falle ausmachen lassen. ein Avanturier, der ua. eine Robinsonepisode erlebt, bleibt deswegen doch ein Avanturier.

Der erste Av. mit Robinsonfärbung — ich folge M. — fällt schon ins jahr 1724: 'Des seltsamen Avanturiers sonderbare begebenheiten'; um die mitte des jahrhunderts folgen der Bremische, Dänische, Asiatische, Dresdner Avanturier. die neue gattung zehrt allmählich die alte auf, nachdem sie ihr durch ihr grundmotiv noch eben frische nahrung gegeben. statt des Avanturiers wird der Robinson mode, und der buchhändlerische reclamespeculant, der früher Pseudoavanturiers, die den abkömmling des alten Vagamundo nur auf dem titelblatte führten, an den mann brachte, wirft

Digitized by Google

jetzt, und nun erst in massen, Pseudorobinsonaden auf den markt. immerhin sind würkliche Avanturiers noch bis 1766 erschienen.

Von solchen deutschen, z. t. übersetzten Avanturiers, mehr schelmen- oder mehr robinsonartigen charakters, und Pseudoavanturiers hat M. 20 zusammengebracht, vom 'Vermaekelijken Avanturier' des Nic. Heinsius 1695 an, der als vorderhand erster deutscher Av., noch vor Defoes Robinson, 1714 unter dem titel 'Der kurzweilige Av.' erschien, bis zu den 'Gaskonischen Avanturiers' von 1769. zwei sind nicht aufzufinden gewesen: der Fränkische Avanturier von Karl Friedrich Tröltsch, den Heinsius erwähnt, und der Holländische, angezeigt im messkatalog der Grossischen handlung ostern 1737, möglicherweise eine deutsche übersetzung der franz. ausgabe des Heinsius: 'L'Avanturier Hollandois' 1729.

Ob M.s (unausgesprochener) grundsatz richtig ist, nur solche romane, die sich selbst im titel als Avanturiers bezeichnen, der gattung zuzurechnen, darf man bezweifeln. mit gutem grunde hat Ullrich keinen wert auf die titelbezeichnung Robinson oder Robinsonade gelegt. wohin soll man zb. 'Den in dem wilden Amerika von seiner Wildheit befreyeten Europäer, oder merkwürdige und lustige Lebens-Geschichte des Herrn von M... Frankfurth und Leipzig 1756' [Göttingen und Berlin KB.] rechnen, wenn nicht zu den Avanturiers? die kleine Robinsonepisode, wenn man sie ja so nennen darf, wie überhaupt die auswanderung nach dem stillen weltfernen Amerika am schluss, so ungeheuer interessant sie auch litterarhistorisch ist (Prévosts Manon Lescaut war 1731 erschienen), macht das buch noch zu keiner Robinsonade, wogegen alle hauptingredienzien des Avanturiers vorhanden sind. und wenn M. den didaktischen dialog zwischen 'Bruder Studeo' und 'Bruder Lustigmacher': 'Zwey im Coffee-Lande herumschweiffende Avanturiers' (1744) zu den Pseudoavanturiers rechnet, so muss er auch den ganz analogen dialog 'Wunderbare Avanturen, bestehend in einem lächerlichen Gespräch zweyer lustigen Welt-Brüder, namentlich Bruder Philip und Bruder Stephan — — welche der curieusen Welt zur Belustigung entworffen, Der wolbekanNte TeutscHe. Franckfurt und Leipzig, 1750' [Göttingen und Berlin KB.] dazu rechnen, wenngleich das Wort Avanturier im titel nicht vorkommt.

Den ausschlag geben kann allein der litterarische charakter. Es gibt viel mehr Avanturierromane als die 20 zufällig so benannten. der unterschied gegen den Robinson ist ein begrifflicher; der vom Picaro oder Rogue im grunde nur ein unterschied der zeiten. aber nicht jeder Picaro nennt sich jetzt Avanturier.

Den inhalt seiner 20 Avanturiers erzählt M. eingehend, und nach reichlich genommenen stichproben zuverlässig, jedem seine besondere 'würdigung' beifügend, in der stilistische und andere eigentümlichkeiten gut beobachtet werden. am ausführlichsten behandelt

Digitized by Google

er den 'Kurtzweiligen Avanturier' des Heinsius, mit recht, denn er ist das einzige leidlich kunstmäfsige werk der gattung, zugleich dasjenige an dem sich, da es noch vor dem Robinson erschien, die gesamte progenitur bequem und sicher messen lässt. ob von den 20 inhaltsangaben oder wenigstens den würdigungen hier und da einige hätten zusammengelegt werden können, im interesse gröfserer übersichtlichkeit und belebtheit, wage ich nicht zu entscheiden. jedenfalls tritt die 'zusammenfassende schlussbetrachtung' s. 126—137 (der eine sorgfältige bibliographie angehängt ist) einigermafsen zurück gegen die vielen einzelheiten des vorhergehenden capitels (s. 14—126), so brauchbare zusammenstellungen über zeit und ort der romanhandlungen, art und anzahl der auftretenden personen, leichtfertigkeit der motivierung (motivtabelle nach procenten s. 133) und sonstige technik sie auch gibt. die wichtigsten den Avanturierroman betreffenden litterarhistorischen fragen sind klar formuliert, aber noch nicht vollständig beantwortet. M. hat das verdienst, das material zusammengebracht, gesichtet und seine bearbeitung angegriffen zu haben; aber die hauptfragen: nach dem zusammenhang des deutschen Avanturiers mit dem spanischen, französischen, wol auch englischen schelmenroman und mit dem spätgriechischen roman (seeräubermotive), nach der art des ohne zweifel gelegentlich bestehnden verhältnisses zu schwank- und anekdotensammlungen, nach dem publicum, das noch in den sechziger jahren des 18 jh.s für die Avanturiers vorhanden war — war es noch dasselbe, für das Lessing den Dänischen und den Russischen Avanturier in der Berlinischen privilegierten zeitung 1751 und 54 besprochen hatte? — endlich die frage nach der sittengeschichtlichen bedeutung dieser rohen aber wertvollen vorform des socialen romans: sie bedürfen noch weiterer untersuchung. welche motive des Avanturiers zb. sind es, die nach aufhören der speciellen gattung im roman weiterwürken, welche werden verschmäht? welche übernimmt zb. der 'komische roman' späterer jahrzehnte (vor mir liegt der so bezeichnete 'Die Pilgrimme' 1773, der noch recht viel davon hat)? welche der reifgewordene entwicklungsroman? welche noch der roman des 19 jahrhunderts? ohne zweifel würde die auswahl uns über das — gerade hier vielleicht recht langsame — tempo des steigens ästhetischer und moralischer cultur belehren. die problematische erscheinung des gesamten schelmenromans, dessen letzte form nur der Avanturier ist (aber eine wie bezeichnende für den anfang des 18 jh.s), vom 16 bis zum letzten drittel des 18 säculums, ist doch wol nur im engsten zusammenhange mit den politischen, wirtschaftlichen und geistigen bedingungen der damaligen hauptländer Europas zu verstehn, von weit gröfserer grundlage aus, als eine dissertation sie geben kann.

Göttingen. **Walther Brecht.**

Digitized by Google

LITTERATURNOTIZEN.

Zur nordgermanischen sagengeschichte von **R. von Krulik.** [Quellen und forschungen zur deutschen volkskunde herausg. von E. K. Blümml, bd. IV]. Wien, dr. Rud. Ludwig 1908. 122 ss. 8°. — 4,80 m. — Der verf. will mit frischem anlauf den versuch unternehmen, die richtige ordnung der sagen in Saxos neun ersten büchern seiner Dänischen geschichte wie in Snorris Ynglingensage zu entwirren. er will versuchen, jene beiden hauptquellen nordgermanischer sage in harmonie mit sich selbst, mit einander, mit den übrigen, besonders den isländischen sagen und schliefslich mit unserem eigenen deutschen sagenganzen zu bringen. er erkennt die scharfsichtigen untersuchungen Heinzels, Jiriczeks, Olriks uaa. an, aber er möchte zu ihrer ergänzung auf das gemeinsame in allen verschiedenheiten hinweisen. die geschichte der Nibelungensage hat ihn gelehrt, dass durch alle jahrhunderte und durch alle völkerstämme hindurch ein gemeinsames bewustsein geht, eine lebendige wechselwürkung. er möchte daher die vereinigung der einzelsage mit der gesamtüberlieferung versuchen. freilich ist er sich dessen bewust, dass die ergebnisse seiner arbeit hypothetisch bleiben müssen. so ungefähr — nur etwas ausführlicher — spricht sich vK. über die absicht seines buches aus.

Nach einem kurzen blick auf die zusammensetzung der hauptwerke, der Ynglingensage, der Dänengeschichte des Saxo, der Flateyjarbok, der dänischen chroniken, geht er an die 'neuordnung': 'Also vorbereitet will ich versuchen die ganze nordische sagengeschichte in möglichst guter ordnung zu skizzieren. ich will damit nicht ein irgendeinmal bestandenes sagenwerk widerherstellen. vor Saxo und Snorri gab es kaum ein solches . . . nein, der zweck des folgenden versuches ist kein anderer, als die ganze fülle der sagen, die dem Saxo und Snorri vorlagen, mit hilfe dieser ordner selber ein klein wenig besser zu ordnen'. es ergibt sich dem verf. eine scheidung des ganzen nordgermanischen sagenschatzes in drei hauptgruppen mit festerem epischen zusammenhalt, die durch vorspiele, zwischenspiele und nachspiele um weitere vier gruppen vermehrt werden. Die erste hauptgruppe (= gruppe II) überschreibt er 'Von Odins auszug bis zu seinem verschwinden'; er rechnet dazu ausser den wandersagen die geschichten von Frodi I, Frithjof, Balder, Rolf Kraki; diese gruppe müste nach angabe der generationen in den sagenquellen etwa die zeit von 66 vor Chr. bis 66 nach Chr. umfassen. die zweite hauptgruppe (= gruppe IV) vereinigt unter dem titel 'Völkerwanderungsgruppe' die sagen von Fridlef I, Frotho III, Fridlef II, Frotho IV dem Starkadzögling, Ingeld (366—500 nach Chr.). die dritte hauptgruppe (= gruppe VI), der 'Brawallasagenkreis', umfasst die sagen von Harald Hildezahn (?), der Brawalla-

Digitized by Google

schlacht, von Ragnar Lodbrok und den Ragnarssöhnen und von Harald Haarschön (733—866), mit den nordischen sagen, besonders denen der völkerwanderungszeit, werden junge und jüngste südgermanische sagen teils gleichgesetzt, teils in verbindung gebracht.

Die grundanschauung, auf der die ganze neuordnung der sagen durch vK. beruht, ist diejenige, dass in der sagendichtung 'durch alle jahrhunderte und durch alle völkerstämme hindurch ein gemeinsames bewustsein geht, eine lebendige wechselwirkung', dass eine einheitliche 'gesamtüberlieferung' bestanden hat, mit andern worten, dass ein auch im einzelnen durchgeführter grundriss der germanischen sagen in den köpfen der sagenerzähler und sagendichter in nord und süd gelebt habe. diese anschauung ist an sich unwahrscheinlich; sie widerspricht der bisherigen sagenforschung, die nur wenige übertragungen, in der hauptsache aber einzelentwicklung in verschiedenen gegenden feststellen konnte; sie wird auch vom verf. weder durch eine allgemeine betrachtung noch durch die in seinem buch geleistete arbeit annehmbar gemacht. — auf den wegen die vK. einschlägt, werden ihm nur wenige folgen wollen. die gleichsetzung von Healfdene Hrodgar Halga Hrodulf im Beowulf mit Haldan Roe Helgo Rolf Kraki bei Saxo gehört zu den sichern ergebnissen der wissenschaft; der verf. lehnt sie mit einem 'kaum' ab; 'die haupthandlung im Beowulf gehört ganz sicher in einen späteren zusammenhang, in den völkerwanderungskreis unter Frotho IV und Ingeld'. wenn er hier zusammengehöriges trennt, so verknüpft er fortwährend leichten herzens unzusammenhängendes. Humblus soll gleich Heimdall sein, so wird ohne begründung behauptet. Njord wird mit Hading gleichgesetzt, und zum beweise dafür wird angeführt, dass gattenwahl und gattenstreit in den sagen beider übereinstimmen. aber die ähnlichkeit bei der gattenwahl bezieht sich nur auf einen nebensächlichen punct, und die berühmten streitverse zwischen Njord und Skadi sind sehr zu unrecht auf Hading und Regnilda übertragen: sie passen in die verhältnisse der Hadingsage gar nicht hinein. Hadings vater Gram bei Saxo soll gleich Halfdan dem Alten sein, was auf s. 30 folgendermafsen begründet wird: 'als den höchsten (ersten?) Schildung kennt das Hyndlulied den alten Halfdan. damit stimmt es, dass Saxo Skjolds sohn und nachfolger Gram nennt, unter welchem ehrennamen für könige nur Halfdan verstanden sein kann. denn Saxo bringt im 7 buch eine andere variante der sage von Haldan, mit dem beinamen Berg-Gram'. — und ähnlich geht es weiter durch das ganze buch! **W. Ranisch.**

Islandica. an annual relating to Iceland and the Fiske Icelandic collection in Cornell university library edited by George William Harris librarian. vol. I. Bibliography of the icelandic sagas and minor tales by **Halldór Hermannsson.** Ithaca N.Y., Cornell university library 1908. 126 ss. gr. 8°. 1 doll. — Der

Digitized by Google

vorliegende band eröffnet eine reihe bibliographischer publicationen, die ihre quelle in dem testamente des 1904 verstorbenen Willard Fiske hat und nach und nach die von ihm der Cornell university vermachte sammlung Islandica bekannt geben soll [vgl. schon Anz. xxxiii 308]. Fiske hat so erfolgreich gesammelt, dass der katalog seiner Isländersagas einer erschöpfenden bibliographie nahe kommt. die fehlenden titel hat der bearbeiter zu ergänzen gesucht und kenntlich gemacht, doch nur nebensächliches fällt als so ergänzt ins auge. das verzeichnis bringt nicht nur die selbständigen werke, sondern auch die' minor tales', zb. die þaettir der Morkinskinna. erstaunlich ist der reichtum an übersetzungen; zur Gunnlaugssaga werden deren 24 aufgeführt. auch die gelehrte litteratur, recensionen nicht ausgenommen, ist umsichtig zusammengestellt, so dass wir ein schätzbares hilfsmittel erhalten, das unter umständen viel nachschlagen erspart. die alphabetische anordnung und der übersichtliche druck heben darüber hinweg, dass die mehrzahl der aufgeführten titel nur für den bücherliebhaber interesse hat. — eine zutat die wir lieber entbehren würden, sind die bemerkungen über das alter der einzelnen werke. sie sind urteilslos aus Finnur Jónssons Litteraturhistorie entnommen. oder ist es kritik, wenn bei der Heiðarvígasaga aus Finns 'sikkert' ein 'probably' wird oder bei der Hœnsna-þórissaga der autor ausnahmsweise auf die geteiltheit der meinungen hinweist? es verschlägt am ende nicht viel, wenn unkundige leser das 'written in the last decades of the 12th century' für ein gesichertes ergebnis nehmen, aber wir müssen doch an der forderung festhalten, dass auch eine bibliographie in wissenschaftlichem geiste gehalten sein soll. das wäre in diesem fall sehr einfach durch weise beschränkung zu erreichen gewesen.

Breslau. **G. Neckel.**

Systematik der syntax seit Ries von **Rudolf Pestalozzi** (Teutonia xii heft, Leipzig Avenarius 1909) 22 ss. 1 m. — Die zeit über welche Pestalozzi berichtet umfasst zwölf jahre (1894—1906). er ist mit der entwicklung der systematik in dieser spanne zeit ziemlich zufrieden, obzwar er hie und da auch etwas einzuwenden findet. er recapituliert kurz die grundsätze von Ries, dass die grammatik als ihr object die form der sprache erfassen und dieselbe als laut-, wort-, und wortgruppen-lehre behandeln soll, 'nicht aber sätze' weil es wortgefüge gibt, die 'keine sätze sind' und doch 'als thema der syntax angesehen werden müssen'; und weil ferner 'an wort und wortgefüge form und bedeutung zu unterscheiden sind, so umfassen sowol wortlehre als syntax (dh. wortgruppenlehre) je zwei specialgebiete: formenlehre und bedeutungslehre'. P. bedauert mit recht, dass 'Ries darauf verzichtet hat, seine ideen eigenhändig in einer syntaktischen darstellung zu realisieren'; die erklärung findet er in einer äusserung R.s (Anz. xxix 16), wo derselbe zugibt, dass

Digitized by Google

'jeder versuch, seine theorien in einer vollständigen syntax ... zu erproben, vorläufig stückwerk bleiben' müsse, beim 'bisherigen betriebe sei vollständigkeit, gleichmäfsige ausführlichkeit und durchgängige sicherheit der ergebnisse als ausgeschlossen zu betrachten'. — P. gibt dann gleich eine aufzählung der arbeiten — zunächst der germanistischen, denn der gesamtphilologischen —, die sich R.s ideen entweder völlig oder doch teilweise zur richtschnur genommen haben und den gegenstand seiner erwägungen abgeben, und legt dann dar, wie sich die einzelnen syntaktiker zu dem Riesischen fundamentalsatze (laut, wort, wortgefüge) stellen, dann zu dem verhältnis von wortgruppen und satz, des weiteren zur frage, inwiefern die wortbedeutungslehre in die syntax gehört. der nächste abschnitt ist dem gegenseitigen verhältnis von wortbedeutungslehre und gruppenlehre gewidmet (hauptsächlich in bezug auf die casuslehre), der weitere dem verhältnis von wortformenlehre und gruppenlehre (zb. wo die periphrastische conjugation einzureihen ist?). die zwiespältige behandlung der syntaktischen mittel zur herstellung syntaktischer gebilde (nämlich in der wortlehre und in der syntax), die dann zunächst an die reihe kommt, bildet eine hauptschwierigkeit des R.schen systems und hat, wie verf. zugibt, bisher keine verwürklichung gefunden. dann geht er über zur frage, 'wie weit für die schaffung höherer kategorieen die form, wie weit die bedeutung mafsgebend sein soll', anders gesagt, nach welchem princip die teilung der wortgruppen und dann auch der nebensätze geschehen soll? — selbstverständlich überall mit dem nachweise der stellung seiner einzelnen gewährsmänner zum gegenstande der erörterung. zum schlusse folgt dann noch die constatierung der tatsache, dass 'merkwürdigerweise von der art, wie Ries von der stilistik redet, in der litteratur kaum gesprochen worden ist'. die berechtigung der ansicht R.s — dass die stilistik nur der gesamtgrammatik gegenübergestellt werden kann, nicht etwa der syntax allein — wird verteidigt und abweichende anschauungen werden zurückgewiesen. — verf. ist selbst entschiedener 'Riesianer' und verteilt zustimmung und gegnerschaft darnach, wie sich die einzelnen syntaktiker zu Ries stellen, aber überall ruhig und, was ebensoviel bedeutet, lichtvoll und trotz der knappheit erschöpfend. mit Delbrück und seiner 'auseinandersetzung mit Ries' (Syntax III s. 1—5) ist er natürlich nur wenig zufrieden. ref. ist dem gegenüber viel eher geneigt, Delbrück beizustimmen, umsomehr, als er auch Brugmanns — auch vom verf. citierte — meinung (Griech. gramm.[3] [1900] s. 363) teilt, dass man die theoretische richtigkeit der neuen lehre zugeben kann, dass aber der praktiker nicht überall wird folgen können. aus des verf.s eigener darstellung der schwankenden ansichten tritt namentlich dieser umstand mit überwältigender klarheit hervor.

Prag 30 märz 1910. **V. E. Mourek.**

Digitized by Google

Der gebrauch von *gi-* zur unterscheidung perfectiver und imperfectiver actionsart im Tatian und in Notkers Boethius. (Leipziger doctordissertation) von **Karl Dahm** 1909. 92 ss. 8°. — Der verf. der vorliegenden äufserst fleifsigen und sorgfältigen arbeit steht — für den gebrauch von *gi-*, die übrigen verbalpräfixe lässt er unberücksichtigt — ganz auf dem standpuncte Streitbergs, der in seiner untersuchung über perfective und imperfective actionsart im germanischen (PBBeitr. 15, 70—177, 1889) die anschauung aufgestellt hat, dass im germanischen wie im slavischen die composition mit präfixen alle imperfectiven verba zu perfectiven umwandelt. Dahm leitet aus der angenommenen völligen perfectivierung durch *gi-* alle anderen functionen ab, die *gi-* im laufe der zeit auf syntaktischem gebiete angenommen hat, und bespricht im ersten teile seiner arbeit (nach einer einleitung s. 9—15) zunächst allgemein die verwertung des unterschiedes der actionsarten bei tempus- und modusunterscheidung (s. 16—33), uzw. 1. *gi-* beim präsens im allgemeinen; 2. *gi-* beim präsens im sinne eines relativen perfects; 3. *gi-* beim präsens zur bezeichnung des I futurs; 4. *gi-* beim präsens zur bezeichnung des II futurs; 5. *gi-* beim imperativ und optativ; 6. *gi-* beim präteritum; 7. *gi-* beim prät. zur bezeichnung des plusquamperfects; 8. *gi-* beim part. präs.; 9. *gi-* beim part. prät.; 10. *gi-* beim infinitiv; 11. *gi-* in verallgemeinernden sätzen. als II teil schliefst D. (s. 34—92) eine vollständige aufzählung aller im Tatian und Boethius vorkommenden verbalen belege an, in der er die bedeutung der simplicia und composita sorgfältig vergleicht und dann auch eine betrachtung der vermeintlichen perfectiva simplicia und eine erwähnung der nicht perfectivierbaren durativa folgen lässt.

Ref. steht nicht ganz auf dem standpuncte Streitbergs, sondern muss, trotz allem was über den gegenstand seit Streitbergs grundlegender arbeit (vom j. 1889) geschrieben worden ist — Dahm führt auf s. 7 eine artige liste einschlägiger arbeiten auf —, auf demjenigen beharren, was er im j. 1895 in seiner anzeige von Wustmann Verba perfectiva im Heliand (Anz. XXI 195) gesagt hat: 'es wird ... eine resultative würkung des präfixes anzuerkennen sein, veranlasst durch dessen eigene materielle bedeutung — bei *gi-* das zusammenfassen der tätigkeit — und eine perfective, die sich aus jener durch fortgesetzte entwicklung, gleichsam durch vorausnahme des angedeuteten endes ergeben hat. — der unterschied zwischen den germanischen und den slavischen sprachen scheint mir nun der zu sein, dass diese (die slavischen) ... fast ausnahmslos zur zwingend und momentan perfectivierenden würkung des präfixes fortgeschritten sind, jene (die germanischen) in den meisten fällen bei der resultativen stehn bleiben und nur ausnahmsweise — aber [im got.] doch wenigstens bei *ga-* (*gi-* *ge-*) sicher — das stadium der würklichen

Digitized by Google

momentanen perfectivierung erreicht haben. doch ergibt sich das immer eher aus der ganzen situation und den begleitenden umständen der handlung, als etwa aus dem präfix an sich, welches so gut wie niemals eine zwingend und unausweichlich perfectivierende würkung äufsert. das hatte wol Grimm im sinne, als er in ganz richtiger erkenntnis der sachlage nur von 'spuren' dieses grofsen bedeutungsunterschiedes der zeitwörter im deutschen sprach; der anlauf ist unzweifelhaft vorhanden, die scheidung aber niemals zu so entschiedenem durchbruch gelangt, wie im slavischen'.

Dahms sorgfältige untersuchung der verhältnisse im Tatian und in Notkers Boethius erbringt — für mich wenigstens — den vollgiltigen beweis, dass im ahd. noch viel weniger als im gotischen von einer vollkommenen zwingenden perfectivierung der verba durch präfixe die rede sein kann.

Prag 24 märz 1910 **V. E. Mourek.**

Die bau- und kunstdenkmale von Wiener-Neustadt in ihrer unterrichtlichen bedeutung. von hauptlehrer **Karl Bürklen**. mit 70 abbildungen. Wiener-Neustadt, A. Folk comm.-verlag. 1910. 84 ss. 8°. 1 kr. 40 hlr. — Wiener-Neustadt, bekanntlich eine gründung des Babenbergers Leopold v, bietet in seinen kirchlichen und profanen denkmälern von der romanischen periode bis herab zum barock und rococo eine reiche fülle guter beispiele für den gang der kunstentwickelung. mit sicherer localkunde, guter beherschung der allgemeinen kunstgeschichte wie der technischen ausdrücke und grofsem pädagogischem geschick hat der verfasser dies günstige material sowol zur einprägung der einzelnen stilepochen wie der hauptatsachen der ortsgeschichte verwendet. dazu ist das büchlein, durchweg nach eigenen zeichnungen B.s, so trefflich illustriert, dass es über seinen nächsten zweck hinaus, die candidaten des Neustädter lehrerseminars in die kunstgeschichte einzuführen und mit den grundbegriffen der stadtanlage, fortification usw. vertraut zu machen, belehrung bietet und als ein gutes muster zur nachahmung empfohlen werden kann. freilich dürften nicht für viele anstalten die örtlichen verhältnisse gleich günstig liegen. **E. S.**

Wie man vor Hohenküngsperg gezogen ist und wie es gewunnen wart. Zuo nutz und fromm all derer / so der altten vesten und purgen liebhabere sint / ans liecht gestellet und mitt figurlin gezieret / von eim truckerherren und eim magistro artium. Anno Christi 1909. [Strafsburg, Heitz] 53 ss. 8°. 2,50 m. — Der streit um die Hohkönigsburg, der hier von **P. Heitz** von Strafsburg und dr **E. Major** von Basel in altertümelnder sprache sieghaft angekündigt, aber — zum glück — in unserem heutigen deutsch ausgefochten wird, spitzt sich in der sache mehr und mehr auf die frage nach der gestalt des grofsen bergfrieds zu.

Digitized by Google

hier ist Bodo Ebhardt zweifellos unterlegen: dass der oberteil des bergfrieds im 15 und 16 jh. rund gewesen sei, kann wol keinem zweifel mehr unterliegen. im übrigen darf der moderne architekt gerade mit der auffindung der ältesten abbildung (kupferstich nach einer zeichnung des Hans Baldung von 1514) recht wol zufrieden sein. die gegenüberstellung des neubaus und dieser zeichnung auf s. 12. 13 baut ihm in der tat 'ain gulden prucke'. dass die neue Hohkönigsburg für sich ein eindrucksvolles bauwerk ist, bezeugen alle besucher, dass sie in der landschaft eine höchst reizvolle silhouette bildet, geb auch ich zu, obwol es mich nicht lockt zu ihr hinanzusteigen — sowenig wie zu dem kriegerdenkmal auf dem Kyffhäuser. — die kritische prüfung der ältern beschreibungen und der von Ebhardt und seinen freunden angezogenen oder angefochtenen bilder ist mehrfach methodisch lehrreich; so wird der ganze bericht Pfenningers v. j. 1800 zuverlässig und wertvoll, nachdem der eine fundamentalirrtum in der orientierung aufgedeckt ist (s. 18). recht unsicher bleibt noch die älteste baugeschichte; wenn hier (s. 28) 'an den um 1170 vollendeten kaiserpalast in Gelnhausen' erinnert wird, so ist das ein mehr als unsicheres datum: der beste kenner der Gelnhäuser baudenkmäler LBickell war überzeugt, dass die kaiserpfalz in der hauptsache erst nach dem tode Friedrichs I erbaut sei: schon die einwürkung der sicilischen sculptur weise darauf hin.

E. S.

Die dramatischen bearbeitungen der Pyramus-Thisbe-sage in Deutschland im 16 und 17 jahrhundert. von **Alfred Schaer**. Schkeuditz, Schäfer 1909. 127 ss. 8°. 2,40 m, geb. 3,40 m. — S. verfolgt den novellenstoff von Pyramus und Thisbe durch die ältere literatur, das volkslied, die localsage und die bildende kunst (s. 9—53), wobei auch die vor- und nachgeschichte des 'Peter Squenz', ohne neue aufschlüsse, mitbehandelt wird (s. 43 ff, dazu s. 106 ff), und gibt dann im 'speciellen teil' zunächst s. 54—81 sehr ausführliche inhaltsangaben von sechs recht geringwertigen niederländischen und deutschen dramen aus der zeit von ca. 1520—1623; s. 82—90 wird das verhältnis dieser stücke und die 'entwickelung des stoffes' in ihnen besprochen, s. 91—105 werden ihre beziehungen zu den volksliedern des gleichen motivs erörtert — alles sehr brav und gründlich, aber so wenig unterhaltsam wie die dramen selbst. übersehen hat der verf. das 130 verse umfassende zwischenspiel ('*Ἱάρεργον* dum venit Actaeon'), welches Isaac Gilhusius in seine komödie 'Grammatica' (Frankfurt a. M. 1597) s. 75—80 eingeschaltet hat (act III sc. 7).

Mit einigem schrecken hat mich die ankündigung des vorworts erfüllt, dass drei dieser öden stücke, darunter zwei handschriftliche, in einer publication des Stuttgarter Litterarischen vereins zusammengefasst werden sollen. hat der Litterarische verein würk-

Digitized by Google

lich nichts besseres zur hand als diesen abfall der literatur, den selbst die drucklustigen zeitgenossen der veröffentlichung nicht für wert gehalten haben? E. S.

Zwei Leipziger liederhandschriften des 17 jahrhunderts. als beitrag zur kenntnis des deutschen volks- und studentenliedes herausgegeben von **Karl Ernst Blümml** [= Teutonia hrsg. v. W. Uhl 10 heft]. Leipzig, Avenarius 1910. XXIII u. 117 ss 8°. 3,50 m. — Das liederbuch des Leipziger studenten Christian Clodius von 1669, aus dem der erste teil schöpft — es war der grofsvater des Medondichters goethischen andenkens — ist seit 1891 durch die Berliner dissertation von WNiessen näher bekannt und nach der musikalischen seite gewürdigt. dann hat Bolte (1896) einzelne lateinisch-deutsche stücke daraus publiciert und schliefslich den grob-erotischen abschaum Blümml selbst in dem unappetitlichen büchlein 'Aus den liederhandschriften des studenten Clodius und des fräuleins von Crailsheim' (Wien 1908) geschöpft. jetzt gibt B. ein vollständiges inhaltsverzeichnis mit breiten litteraturnachweisen und druckt von den im ganzen 108 nrr 29 weitere stücke ab, die entweder unbekannt oder doch nicht jedermann zugänglich sind. — den zweiten teil des heftes füllen mitteilungen aus der liederhs. dreier Leipziger studenten (1683/95), auf die zuerst Zarncke (1858) hingewiesen hatte: hier wird die gröfsere hälfte (25 von 47 nrr) zum abdruck gebracht, obwol darunter sehr bekannte und oft gedruckte stücke (zb. von ChrWeise) sind. — herr Blümml hat sich nach seiner weise mühe gegeben: einmal hat er die personalien der familie Clodius ermittelt, dann aber eine menge bücher zusammengeschleppt und diese sogar — zum wievielten male? — auf s. IX—XXIII verzeichnet: 'Litteratur über das ältere deutsche volkslied'. aber er verrät wie früher einen stumpfen geschmack — und mit der 'germanischen philologie' hat auch dieses heft der Teutonia nur einen stofflichen zusammenhang. E. S.

The Elizabethan Shakespeare. w. introductions a. notes by **William Henry Hudson.** London, G. Harrap & co. o. j. kl. 8°.

3. The Tragedie of Julius Caesar. XL u. 168 ss. (u. 14 bll. unpaginiert).

4. The Winters Tale. XLVIII u. 210 ss. (u. 13 bll. unpaginiert).

Die ausgabe, die ich Anz. XXXII 107 ff kurz charakterisiert habe, geht ihren gang unbeirrt weiter. da die bändchen für den einzelverkauf berechnet sind (der preis ist vor nr 4 auf je 1 s. 6 d. angegeben, statt wie bisher 2 s. 6 d.), so wird vor jedem die 'general preface' widerholt, welche die wunderlichen principien des herausgebers entwickelt. ich vermag nach wie vor nicht einzusehen, wieso einem leser der elisabethanische Shakespeare näher gerückt werden soll durch die peinliche bewahrung von druckfehlern wie *rhen* (für *then*), *gtacious* (für *gracious*), *Ant.* für *Aut.*, *Beleeee* (für *Beleeve*), *Sphepherd*, *stake*, zumal die einrichtung der ausgabe im übrigen durchaus kein bild des zu grunde gelegten

Digitized by Google

druckes gibt. dabei verfährt der herausgeber in den fufsnoten, die den leser stets gewissenhaft darauf aufmerksam machen, dass er hier einem druckfehler der ersten folio gegenübersteht, ganz inconsequent; man list etwa J. C. s. 44: '*Artimedorus:* misprint 1 F', aber s. 66: '*Brutus:* Brutus — 2-4 F'.

Die überlieferung der beiden neuen stücke beginnt mit der ersten folio (1623) und ist gut, beim J. C. sogar recht gut: die neue auflage der vortrefflichen ausgabe AlSchmidts, welche HConrad (Berlin 1905) besorgt hat, lässt die puncte an denen kritische zweifel aufgetaucht sind, bequem hervortreten. die bekannteste stelle ist wol II 1, 45 (der zählung Hudsons) '*Is not to morrow (Boy), the first of March?*' wo H. der seit Theobald in England recipierten änderung *ides* folgt, während die deutschen editoren Delius und AlSchmidt (Conrad) m. e. mit gutem grunde bei der überlieferung bleiben; ich begreife vor allem nicht, wie man bei der einführung von *ides* an dem sing. *is* festhalten kann, Shakespeare selbst weifs doch, dass das ein plural ist, und sagt so III 1, 5 '*The Ides of March are come*'. — die anmerkungen geben in grofser ausführlichkeit die quellenstellen aus Norths Plutarch, ohne gebührend hervorzuheben, wo sich der dichter (wie in III 2) ganz von der vorlage frei macht.

Die nichtbeachtung der deutschen forschung tritt wie in der textkritik so auch in den beigaben über die quellen zu tage, wo im übrigen die neuste literatur benutzt scheint. dass es Jusserand vorbehalten war 1907 zu entdecken, woher der prinzliche schäfer Florizel stammt, ist um so merkwürdiger, als doch Dunlop in seiner History of fiction von dem 10 buche des Amadis (Florisel de Niquea) eine ausführliche inhaltsangabe geboten hatte. **E. S.**

Beiträge zur geschichte und charakteristik des deutschen sonetts im 19. jahrhundert. von dr. **Theodor Fröberg.** St. Petersburg. commissionsverlag Eggers und Co. 1904. 8°. VIII + 212 ss. 4 m. — Welti hat seine geschichte des deutschen sonetts bis auf Platen und damit seiner meinung nach von ihren anfängen bis zu ihrem höhepuncte geführt. Fröberg giebt jetzt die fortsetzung bis zur gegenwart. fortsetzung freilich nicht in dem sinne, dass er sich auf den boden von Weltis anschauungen stellte. er polemisiert im gegenteil häufig gegen seinen vorgänger und verwirft vor allem die ansicht Weltis, dass Schlegels und Platens dichtung ein für alle mal dem deutschen sonett die richtungslinien vorgezeichnet hätten. an diesem einspruch ist manches berechtigt. sicher schnürt die Schlegel-Platensche sonett-doctrin die formentwicklung des sonetts zu sehr ein und nimmt ihm manche möglichkeit künstlerischer wirkung. was Fröberg über die verwendung des stumpfen reimes und über den freieren bau im allgemeinen schreibt, wird man nur billigen können. nicht dagegen, was er über die inhaltliche seite der frage denkt.

Digitized by Google

die worte A. W. Schlegels, dass das sonett 'die durch philosophie gesteigerte und so auch in die poesie übergehende selbstanschauung des geistes' ausdrücken soll, mögen uns zu sehr nach romantischer speculation klingen, dass ein wertvoller in lebendige reflexion eingetauchter inhalt für diese kunstvolle form nötig ist, scheint mir unumstöfslich, und ich muss defshalb Fröberg widersprechen, der in Heyses sonettgenrebildchen wegen ihrer unbestreitbaren leichtigkeit der form einen gipfel deutscher sonettdichtung entdeckt. mir erscheint diese verwendung der sonettform einfach als ein mifsgriff und ich empfinde bei den meisten stücken des 'Italienischen skizzenbuchs' einen jede stärkere wirkung vernichtenden widerspruch von form und inhalt. die 'gemessenheit und spröde würde eines Platen' wurzelt meiner meinung nach in einem tieferen verständnis des sonettes als Heyses virtuosität. freilich sind andrseits manche ausstellungen Fröbergs an Platenschen sonetten nicht unberechtigt.

Fröbergs arbeit zerfällt in einen principiellen und einen historischen teil. gut, wenngleich eben nicht in jedem satze zu unterschreiben, ist der principielle. dagegen hat die geschichtliche darstellung arge mängel. es wäre wol besser, nachdem im ersten teil ausschliefslich vom formalen die rede war, nun vom inhaltlichen auszugehn und etwa das politische, das charakterisierende, das stimmungssonett für sich zu betrachten. es liefse sich dann die stellung des sonetts in der deutschen litteratur viel klarer herausarbeiten und die frage der ausdrucksmöglichkeit viel schwerer umgehn als bei der jetzigen anlage. auch ein historischer verlauf ergäbe sich dabei eher als bei Fröbergs anordnung. Fröberg gruppiert nämlich die dichter in der hauptsache nach ihrer geographischen zusammengehörigkeit. nach einem rückblick von Wirsung bis auf Platen, nach den politischen lyrikern der vierziger jahre, bringt er den Münchener dichterkreis (bei dem man am ehesten von gemeinsamen zügen reden kann), die Schweizer, die Österreicher. am schluss giebt er durch das kapitel: 'Andere dichter' die untauglichkeit seiner anordnung gleichsam selber zu. die einteilung ist denn auch äufserliches schema geblieben und hat Fröberg verleitet, ohne rechten gesichtspunkt zu arbeiten. bald wird inhaltliches, bald formelles herausgegriffen, und überdies herscht eine unerträgliche citiermanier, die einzelne verse mit berichtender prosa fortwährend zusammenkoppelt. damit habe ich an den wundesten punkt des buches gerührt, und es ist meine pflicht, in abschliefsender charakteristik einen allzu ungünstigen eindruck meiner kritik zu verhindern. das positive, fördernde überwiegt an dem buche durchaus. es steckt trotz aller unfertigkeit voll guter einzelbeobachtungen und entschiedener urteile, die auch dann zu bedenken geben, wennsie mir falsch zu sein scheinen.

Leipzig, den 23 august 1909. **Friedrich Schulze.**

Digitized by Google

Die götter Griechenlands. von Schiller bis zu Heine. Berliner dissertation von **Hermann Friedemann** 76 ss. 8°. — Mit der sprachkunst und dem unruhigen reichtum der Berliner litteraturkritik ausgestattet, verfolgt Friedemann, wie die 'parole', die Schiller 1788 mit den 'Göttern Griechenlands' ausgab, in der deutschen litteratur weiter würkte. 'Griechentum' ist in diesem verlauf ebensowenig ein gleichbleibender historischer wert, wie sein gegensatz: 'Christentum'. beide sind nur 'symbole streitender weltanschauungen', von wechselndem inhalt, dauernd nur in ihrem dualistischen verhältnis. letztes ziel aber ist die 'überwindung des dualismus durch das zeitlose menschentum'. schon Schiller hat es geahnt. er selbst kommt aus der negation nicht heraus, aber er erwartet die vereiniguug der gegensätze von einer kommenden zeit. (anmerkung zu einem aufsatz WvHumboldts, s. Friedemann s. 66). auch bei Heine, 'dem reconvalescenten der romantik', der bald mit ironisch durchsetztem mitgefühl, bald mit unverhülltem spott die depossedierten Griechengötter darstellt, leuchten über siegern und besiegten, Nazarenern und Griechen, 'die sterne eines neuen glaubens'. überwunden aber ist der gegensatz nur von Goethe: 'durch langsames wachstum von anbeginn'. Goethe prägt die formel: 'jeder sei auf seine art ein Grieche' und weist mit ihr am meisten in die zukunft.

Leipzig. **Friedrich Schulze.**

Georg Büchners Gesammelte schriften in 2 bänden herausgegeben von **Paul Landau**. Berlin, P. Cassirer 1909. 254 u. 207 ss. 8°. 10 m. — Über den wert dessen was uns Georg Büchner von litterarischer production hinterlassen hat, und über die hoffnungen die mit seinem frühen tode begraben worden sind, darf man recht wol andrer meinung sein als der herausgeber — unzweifelhaft ist dieser revolutionär mit den aristokratischen allüren eine anziehende erscheinung, und für den litterarhistoriker doppelt interessant, weil er aus dem jungen Deutschland heraus zurückweist auf die zeit des sturms und drangs (Lenz) und der romantik (Brentano) und vorausdeutet auf den naturalismus vom ende des 19 jh.s. um Büchners nachlass hat sich KEFranzos, dem wir die erste gesamtausgabe (1879) verdanken, mit wahrhaft rührender hingabe bemüht, und es ist ihm von der familie mit schnödestem undank gelohnt worden. was Franzos in der 'Deutschen Dichtung' bd 29 (1901), s. 195 ff. 289 ff notgedrungen — aber leider allzu umständlich — von der eitelkeit, dem eigennutz und der unwahrhaftigkeit der geschwister Büchner berichtet hat, stellt wol die schlimmste erfahrung dar die je einem herausgeber begegnet ist. darum war es nicht nur anstandssache, sondern ehrenpflicht für Landau, des verdienten vorgängers anders zu gedenken, als flüchtig da wo er von ihm abweicht, wie in der scenenordnung des 'Wozzeck'. auf die handschriften, mit denen sich Franzos

Digitized by Google

so viel mühe gegeben hatte, ist doch L. offenbar nirgends zurückgegangen. der wert der neuen ausgabe ligt hauptsächlich in der umfangreichen biographie (bd 1 s. 1—169) und den einleitungen zu den einzelnen werken, die aber gewis zu ihrem vorteil knapper ausgefallen wären, wenn sie der verf. nach statt vor der biographie geschrieben hätte. mit der ausgabe selbst hat er sich nicht viel mühe gegeben: die bände haben kein inhaltsverzeichnis, und die druckversehen der früheren ausgabe kehren selbst in der falschen typenwahl mancher scenischer bemerkungen wider; dass das personenverzeichnis zum 'Danton' unvollständig war (es fehlen Amar und Vouland s. 238 f), hat L. selbstverständlich übersehen. der satz ist hier und da peinlich unsauber, und beim druck sind auf manchen seiten meines exemplars (zb. bd 1 s. 194. 195) die spiefse in einer weise hervorgetreten, dass der kunstverlag von PCassirer mit der äufsern erscheinung dieser ausgabe keine ehre einlegt. **E. S.**

Leutholds lyrik und ihre vorbilder von **Margaretha Plüss**. diss. Bern. VI. 92 ss. 8°. — Mit scharfem auge hat die verf. Leutholds lyrik duchmustert und charakteristische reminiscenzen (bes. aus Lenau, s. 31) herausgehoben. ganze stileigenheiten wie (s. 36) die metaphern mit einem im genetiv stehnden abstractum (*Wüstenstaub des Lebens*, bei Lenau *Wüstensand des Lebens*) entnimmt er dem virtuosen des pessimismus. selbst im sprachgebrauch bleibt er (mit Geibel, s. 38) von Lenaus compositis mit *ge-* in der fuge (*Lenzgekose, Apenningekliff*) abhängig. und wie von Lenau ist er von Heine (s. 38), von Platen (s. 49) in der lyrik, in der satire widerum von Heine (s. 52. 55) bedingt. das ist alles unwiderleglich erwiesen. und doch — wenn die verf. (s. 56 f bes. s. 58) eigentlich nichts originelles übrig lässt, hat sie unrecht. die milderung, er sei 'kein simpler nachahmer', aber fast alles sei bei ihm nachempfunden (aao.) genügt nicht. es hätte ausgesprochen werden müssen, dass Leuthold bei aller abhängigkeit im einzelnen im ganzen neues schafft — wie ein mittelhochdeutscher oder romanischer kunstdichter. im höheren grade als alle seine vorbilder besitzt er die kunst der liedmelodie, des durchcomponierens. Platen mangelt sie gänzlich; Lenau hat sie bei kleinen abständen der stimmungen; Heine besitzt sie souverän, aber mehr in der virtuosität der inneren melodie als der eigentlichen klangführung. Leuthold aber schafft hierin ganz neues, um so erstaunlicher als er es aus mosaiksteinchen schuf. **Richard M. Meyer.**

Raabes Hollunderblüte von **Marie Speyer**. Regensburg, Habbel 1908. [Deutsche quellen und studien. hsg. von prof. dr. WKosch 1. heft.] 127 ss. 8°. 2,40 m. — Die verfasserin überschätzt die bedeutung der kleinen erzählung WRaabes ganz gewis. weder gesondert betrachtet noch innerhalb des Raabeschen schaffens verdient die 28 seiten lange 'Hollunderblüte' (jetzt im

Digitized by Google

1 bde der 'Gesammelten erzählungen) eine wissenschaftliche behandlung, die 121 seiten beansprucht. für Marie Speyer (s. 119 ihrer schrift) ist die erzählung 'nicht Raabes gröste, nicht seine bedeutendste und tiefste dichtung, vielleicht aber in seinem ganzen schaffen die schönste'. wäre die erzählung würklich so bedeutsam, so lohnte es sich zweifellos, die beziehungen zu andern schriftstellern und litterarischen richtungen sowie ihr verhältnis zu gröfseren werken des dichters (geschrieben ist die Hollunderblüte 1862) aufzuzählen. aber die eifrigen bemühungen M. Sp.s stehn in keinem verhältnis zu ihrem gegenstand; denn es handelt sich nur um eine dichtung mittleren wertes, fast um eine skizze.

Die heldin der erzählung, die herzkranke, nicht zum leben berufene Jemima wird (s. 32 ff) mit Goethes Mignon und Immermanns Fiametta in verbindung gebracht. dem kann man zustimmen; nur müste gesagt werden, dass es sich bei Raabe nicht um eine so sehr besondere gestalt handelt, sondern dass es in der neueren novellistik überhaupt sehr viele solcher zigeunerartiger wesen gibt, die ein kurzes traumdasein führen, und dass Jemima, wie solche spätromantische novellenheldinnen öfter, ein wenig schwächlich und blass gezeichnet ist. scheinen mir hier die beziehungen Raabes zur romantik keineswegs sehr rühmlich für ihn zu sein, so muss ich an andrer stelle rund abstreiten, dass solche beziehungen überhaupt vorhanden sind. wenn einmal zwei deutsche philister vom dichter ironisch betrachtet werden, so ist es ganz und gar unnötig, dabei an den philisterhass Friedrich Schlegels oder Brentanos zu denken (s. 52 f). und so eröffnet M. S. auch sonst bei geringfügigen gelegenheiten gewaltige perspectiven, die man nicht ernst nehmen kann.

Raabes eigenart scheint mir die vf. im allgemeinen richtig erfasst zu haben, trotz ihrem grundirrtum über die bedeutung der Hollunderblüte. der gegensatz seiner meist um ideen bemühten darstellungsart zu Storms stimmungsnovellen wird (s. 54) richtig hervorgehoben. trotzdem wird es schwer, ein wissenschaftliches buch zu lesen, in dem schliefslich jeder vierte satz einer so kurzen erzählung besonders behandelt wird. man muss an andrer stelle mit der Raabeforschung einsetzen; es ist dem dichter wenig damit gedient, wenn zb. möglichst alle werke aufgezählt werden die Prag poetisch schildern, nur weil er hier einmal Prag geschildert hat. der stimmungsgehalt der Hollunderblüte war leicht und kurz zu charakterisieren: einen motivenreichtum kann man ihr überhaupt nicht zuschreiben, da sie, wie gesagt, skizzenhaft gehalten ist. begreift man doch kaum, wie dies kurze merkwürdige erlebnis so grofse bedeutung in dem leben des gealterten arztes hat gewinnen können, den Raabe zum erzähler macht.

Digitized by Google

Im ganzen muss ich über die besprochene schrift trotz dem eifer der verfasserin sagen: derartige arbeiten, die zum gröfsern teile unnotwendig und überflüssig sind, nützen dem ruf der litteraturgeschichte nicht, und man sollte aufhören, sie für den druck zu schreiben und in sammlungen aufzunehmen.

Karl Freye.

KLEINE MITTEILUNGEN.

Heriman. Zs. 35, 264 fügt Kossinna zu den ebenda s. 172 ff von Mommsen mitgeteilten quellenstellen für *heriman* als bezeichnung der von dem oströmischen oberbefehlshaber Justinian gegen die Perser im j. 575 jenseits der Alpen geworbenen hilfstruppen noch das zeugnis des Johannes von Ephesus, wonach unter diesen söldnern sich 60000 Langobarden befunden haben sollen. kürzlich hat auch WSchulz in einer besprechung von Blasels Wanderzügen der Langobarden (Mannus 2, 253) die angabe des syrischen historikers als beleg dafür verwertet, dass auch nach dem jahre 568 noch Langobarden nördlich der Alpen gesessen hätten. in wahrheit kann hiervon keine rede sein. an dem zuge nach Italien war das ganze volk beteiligt, wie die quellen (Marius chron. a. 569; Paul. Diac. II, 7; Prosp. Havn.: Chron. min. I 337) ausdrücklich angeben. ebenso fehlt jeder anhalt dafür, dass von den Langobarden an irgend einer früheren station ihrer wanderung ansehnliche reste zurückgeblieben seien. wenn die bewohner der stadt Tela von einem starken (die zahl 60000 ist natürlich auf alle fälle übertreibung) langobardischen hilfsheer gesprochen haben, so kann dies nur in der absicht geschehen sein, den Persern furcht einzuflöfsen; der uralte kriegsruhm der Langobarden hatte infolge der ereignisse der letzten jahre (vernichtung des Gepidenreiches; einzug in Italien) eine erhebliche steigerung erfahren.

Dresden. **Ludwig Schmidt.**

Biterolf. KObser macht mich dankenswert darauf aufmerksam, dass über das 'alte Freiburger geschlecht' der Biterolf Kindler von Knobloch in seinem Oberbadischen geschlechterbuch bd I (1898) s. 95 nähere angaben bietet. danach tritt ein 'Chuno bitterolf' schon 1213 auf: in einer urkunde der grafen von Pfirt für das kloster Pairis; erloschen scheint das geschlecht 1592 mit dem kammerrat und landschreiber der markgrafschaft Hachberg Jacob Bitterolf von Elchingen. — die wahrscheinlichkeit dass der Alexanderdichter 'her Biterolf', den Rudolf von Ems seinen freund nennt (Beitr. 29, 461; Zs. 51, 152 n. 1), dieser alemannischen familie angehörte, ist durch den Chuno Bitterolf von 1213 noch gröfser geworden, und damit empfiehlt sich auch mein einfall (Zs. 51, 153), dass der Alexander des herrn Biterolf in enger be-

Digitized by Google

ziehung zu dem Alexander des herrn Berthold von Herbolzheim gestanden habe, vielleicht nur eine fortsetzung dieses für Berthold v von Zähringen († 1218) geschriebenen, nach Rudolfs angabe unvollständigen werkes gewesen sei, ernsthafter erwägung.

E. S.

PERSONALNOTIZEN.

Am 28 juni endete ein tragischer tod im 59 jahre das ertragreiche leben HEINRICH ZIMMERS. nachdem er den deutschen und indischen studien den rücken gekehrt, hat er mit unvergleichlicher energie die keltische philologie in allen ihren zweigen umfasst und bis tief hinein in kirchengeschichte und wirtschaftsgeschichte bahnbrechende arbeit geleistet.

Am 13 august verschied in Strafsburg, 69 jahr alt, ERNST MARTIN, der der sprache und litteratur des Elsass durch die mehr als 30 jahre seiner Strafsburger würksamkeit seine freudige arbeit geweiht, aber auch sonst auf den verschiedensten gebieten unserer wissenschaft eine ungewöhnlich reiche production entfaltet hat. die litteratur der deutschen heldensage, der gralsage, der tiersage verdankt ihm die wertvollsten förderungen, das band mit der niederländischen philologie hat er neu geknüpft, die enge verbindung unserer studien mit der romanischen philologie tätiger als irgend ein anderer unserer fachgenossen aufrecht erhalten.

Als dritter Strafsburger germanist ist diesen beiden am 14 august KARL KOCHENDÖRFFER im tode gefolgt, der am 14 august nach langen qualvollen leiden, 53jährig in seiner vaterstadt Kassel gestorben ist. noch auf seinem krankensessel hat er sich mit der deutschordenslitteratur beschäftigt, der er in seiner Königsberger amtszeit näher getreten war. —

Der senat der freien und hansestadt Hamburg hat auf einen neubegründeten lehrstuhl für deutsche, insbesondere niederdeutsche sprache den professor dr CONRAD BORCHLING zu Posen berufen.

Der privatdocent dr FRIEDRICH BRIE zu Marburg folgt einem ruf als ao. etatmäfsiger professor der englischen philologie an die universität Freiburg i. Br. ebendort erhielt der privatdocent der englischen philologie dr. EDUARD ECKHARDT den titel eines ao. professors.

Der ordinarius der deutschen sprache und litteratur an der universität Lemberg dr RICHARD MARIA WERNER ist wegen seines gesundheitszustandes um pensionierung eingekommen.

Digitized by Google

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXIV, 4. december 1910

Altfränkische grammatik von **dr. J. Franck.** [Grammatiken der althochdeutschen dialekte II. band]. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1909. VIII u. 271 ss. — 7.80 m.

Der altbairischen grammatik hat sich nun die altfränkische beigesellt. dass ihr verfasser Franck, der schon auf dem gebiete des älteren niederfränkischen seine kraft erprobt, die an ihn gestellten erwartungen erfüllen werde, war vorauszusehen, und wir dürfen uns seiner leistung freuen, mag auch das eine und das andre daran verbesserungsbedürftig sein. die anordnung ist im wesentlichen dieselbe wie bei Schatz; einen fortschritt in der gruppierung bildet zweifellos der abschnitt über den vocalismus nebentoniger silben: die vocale in der compositionsfuge werden selbständig behandelt, desgleichen werden assimilation, vocalschwächung usw. von den übrigen erscheinungen abgetrennt. dass dabei manches unsicher bleibt, ist bei der schwierigkeit der probleme begreiflich.

Verwickelter als auf obd. sprachboden sind die sprachlichen verhältnisse des ahd. auf fränkischem gebiete. dem verhältnismäfsig einheitlichen lautstand im altbair. und altalem. steht hier eine mundartliche mannigfaltigkeit gegenüber, die zudem vielfach verschoben und verwischt wird durch ausgleichungen und beeinflussungen orthographischer art. unangenehmer als anderswo empfindet man hier, wo infolge der gröfseren dialektischen verschiedenheiten die zahl der möglichkeiten eine gröfsere ist, den schillernden lautwert einzelner zeichen: *ph* kann affricata und spirans bezeichnen, scheint aber gelegentlich auch für aspirata verwendet worden zu sein, so wol im Leid. Williram. aber trotz diesem übelstand und obwol sichere daten für eine genauere localisierung der texte fast durchaus fehlen, lässt sich doch mit hilfe urkundlichen schreibgebrauches, jüngerer sprachquellen und der heutigen mdaa. für die mehrheit der sprachlichen reste wenigstens die einreihung in eine der vier hauptgruppen des hochdeutschen fränkisch bewerkstelligen.

Bei den gröfseren texten ist man sich in der hauptsache ja im klaren: nicht im selben mafse bei den kleineren, vor allem bei den glossen. da wäre der versuch einer zugehörigkeitsbestimmung denn

Digitized by Google

doch wol angebracht gewesen, und wenn der verf. bei seinem skepticismus, der einl. s. IV und anderwärts zum ausdruck kommt, schon glaubte von einer anordnung der belege für die einzelnen erscheinungen nach dialektgruppen abstand nehmen zu müssen, so hätte er doch dem verzeichnis benutzter quellen eine kurze charakteristik der einzelnen glossensammlungen nach den wichtigsten merkmalen beifügen sollen, womöglich mit statistischen angaben. dadurch wären die belege erst so recht brauchbar geworden: so aber stehn die beispiele verstreut unter den einzelnen paragraphen, und dem benutzer der grammatik bleibt nichts anders übrig, als sich selbst eine solche übersicht anzulegen, wenn er nicht für jedes wort immer die betreffenden glossare durchmustern will. zu bedauern ist, was ich auch gelegentlich der besprechung der altbair. grammatik angemerkt habe, dass die urkundlichen belege nicht datiert sind; zum mindesten hätte in der einl. einiges über das verhältnis der numerierung in den urkundensammlungen zur chronologie angeführt werden sollen, wichtigere beispiele hätten aber unter allen umständen die datierung verdient.

Fr. hat sich (s. vorwort s. III) zur aufgabe gemacht, das mittelfränkische quellenmaterial möglichst vollständig auszubeuten. in anbetracht des mangels an gröfseren mfr. denkmälern lässt sich dieses verfahren wohl rechtfertigen, aber er hätte deshalb doch nicht oberfr. urkundenwerke wie Dronkes Cod. dipl. Fuld. ganz beiseite schieben sollen; leider ist auch das thüringische unberücksichtigt geblieben.

Bevor ich auf einzelheiten eingeh, möchte ich einige allgemeineren probleme erörtern, in deren beurteilung ich vom verf. abweiche.

I. Consonantismus. a) germ. *b, d, g.* mit der in § 66 ausgesprochenen ansicht, dass *b (d) g* im westgerm. (ja im germ. überhaupt? so wenigstens lässt sich die bemerkung s. 86 unten auslegen) stimmhafte verschlusslaute waren, dürfte Fr. ziemlich isoliert dastehen. da vom *d* abgesehen sämtliche westgerm. sprachen bis auf den gröfseren teil des hd. darin übereinstimmen, dass sie aufser in gewissen stellungen (anl., gemin., *mb, ng*) dafür stimmhafte reibelaute haben, und das hd. auch sonst auf einer jüngeren stufe der consonantenentwicklung steht, scheint es mir ein gewagtes stück, an der bisherigen auffassung rütteln zu wollen. Wilmanns Gramm. I § 63 und Behaghel Grundr. I² 722. auf die Fr. hinweist, nehmen übergang von *b, ȝ* in *b, g* nur für das hd. an. die schiefe bzw. schwankende auffassung des lautwerts von inl. *b, g* im vorahd. wurde veranlasst durch falsche beurteilung mundartlicher vorgänge: md. mdaa. und auch ein teil des obd. haben heute spiranten, während ihre ahd. vorstufe entschieden auf verschlusslaut schliefsen lässt. nun, es wäre allerdings sehr verkehrt anzunehmen, die inlautenden *w, ȝ* oder *ch*, die jetzt fast dem ge-

Digitized by Google

samten md. und zt. auch dem obd. eignen, setzten überall die altgerm. reibelaute fort. gegen diese annahme, die namentlich in dialektgrammatiken begegnet, spricht nicht nur die alte orthographie, dagegen sprechen vor allem auch die auslautverhältnisse in diesen mdaa. auf dem ganzen rhein- und ostfr. gebiet sowie in ostmittel- und oberdeutschland erscheint im echten auslaut ahd. *b, g* als *p, k*. freilich sind davon in einer reihe von mdaa. nur mehr reste in isolierten wörtern vorhanden, da — zumal in mdaa. mit früher apokope — der ausl. consonant durch den inl. verdrängt wurde (*līw* statt *līp* nach *līwer* usw.[1], aber noch ist mir keine von den genannten mdaa. untergekommen, die nicht wenigstens spuren des alten lautgesetzes aufwiese, und nirgends aufser im mfr. erscheint ausl. *f* etwa in *ab, gab* usw. . tritt inl. *w* analogisch in den auslaut, so wird es nicht zu *f*, was damit zusammenhängt, dass dieses sekundär aus verschlusslaut entstandene *w* nicht spirant, sondern (bilabialer) sonor ist. wenn dagegen in entsprechendem falle *ch* auftritt, so ist dies ganz in der ordnung, denn *g* ist im inl. zu wirklichem spiranten, oft geradezu zu stimmlosem *ch* geworden; isolierte wörter wie *weg* (adv.) haben in echter mdaa., soviel ich sehe, überall *k*[1]. daraus ergibt sich mit völliger sicherheit, dass im ganzen oberfr. (rhein- und ostfr.) und ostmd. zur zeit der auslautverhärtung, und die reicht ja in die ahd. periode zurück, *b* und *g* als verschlusslaute gesprochen wurden; nur nach *r, l* und in dem suffix *-ig* scheint *g* früher als sonst zur spirans geworden zu sein. wir haben übrigens für dieses wiederaufgeben des verschlusses noch ein weiteres zeugnis: den übergang von anl. *b* in *w* in alten zusammenszetungen, vor allem in ortsn.: rheinfr. *Friwrig* Friedberg, *šdraiwər* < *stri(d)bœre*, ostfr. *Fraiwriχ* Freiberg, *Ešəwox* Eschenbach usw. (vgl. dazu aus dem bair. die beispiele bei Schatz, Imster mda. s. 83 und Beitr. 28, 114); in mfr. mdaa. ist mir dergleichen nicht vorgekommen, aufser im siegerländ., das eine ganz merkwürdige mittelstellung zwischen hessisch und mfr. einnimmt, auch bilab. *w* nicht *v* spricht.

Anders verhält es sich im mfr. dieses weist seit dem ahd. hinter vocal und nicht homogenem sonorcons. nur spirantischen auslaut auf: *vęχ* weg, *af* ab usw., aber *joŋk* jung, *raŋk* ring, *khinək* könig, *lamp* lamm, *khamp* kamm (die beisp. sind dem luxemb. entnommen), und es ligt (ebenso wie für das ndfr. und nd.) durchaus kein grund zur annahme vor, es sei in vorlitterarischer zeit aufser in den bekannten ausnahmsstellungen ein wandel der germ. spirans zum verschlusslaut eingetreten. das mfr. steht überhaupt hinsichtlich der behandlung des *b* und *g* fast vollständig auf derselben stufe wie das ndfr. und nd. das zeigen auch die mit alter silbentrennung zusammenhängenden

[1] soweit daneben formen mit *χ* vorkommen, werden sie in der regel als dem jüngeren geschlecht angehörig bezeichnet.

Digitized by Google

übergänge von *b* vor sonorcons. in stimmloses *f*, zb. moselfr. *gafəl*, rip. *javfəl* gabel, *ɛfən* eben, von *ɣ* in *χ* zb. moselfr. *iχəl*, *eχəl* igel (die regelmäfsige vertretung wäre *j*), die auch für das ndfr. (s. Grundr. I² 833. 836) und für das nd., zt. schon in as. periode (Holthausen As. elementarb. § 222, 232) bezeugt sind und auf der silbentrennung *gab-la* beruhen. vgl. auch Sievers Ags. gramm. § 193, 2 anm. und § 214, 1 anm. 2[1]. wenn irgendetwas für die annahme Francks spräche, so wäre es die behandlung der *b* in lehnwörtern: vgl. moselfr. *ālɔf* alba, *kuərəf* korb, rip. *kɔrəf* u. ähnl. (franz. *aube*, *corbeille*), aber hier liegt doch sicher blofser lautersatz vor wie auch in den ortsnamen, wenn sie nicht schon mit rom. *v* < *b* übernommen sind. beispiele wie *Hupert*, *Ruocger* § 107, soweit sie mfr. herkunft sind, beweisen für urspr. verschlusslaut nichts: *Hūzberht* wurde über *Hugberht* zu *Hūbberht*, *Hrōdgēr* über *Hrōdgēr* zu *Hrōggēr* assimiliert und diese *bb*, *gg* wurden natürlich wie in den übrigen fällen behandelt. ebensowenig besagt gelegentliches ausl. *c* (§ 106, 3; die meisten angeführten belege scheinen übrigens nicht mfr. zu sein): denn nach § 111, § 117, 3 wird *c* auch für *ch* < *k* und sogar für germ. *h* geschrieben. darauf hätte Fr. an der betr. stelle auch hinweisen sollen.

Natürlich hat spirant. aussprache des *b*, *g* ursprünglich auch in den andern hd. mdaa. bestanden, und es ist anzunehmen, dass der übergang zum verschlusslaut am frühesten im obd., am spätesten im rheinfr. erfolgt ist. ein consequenter wandel zum verschlussl. ist aber nur dann zu erwarten, wenn die verhärtung vor der westgerm. apokope stattfand. fürs obd. wird dies wol vorauszusetzen sein. dagegen sprechen die prät. *bileiph*, *screiph* (*ph* = bilab. *f*?) im Isidor dafür, dass in seiner mda. die reibeenge zu gunsten des verschlusses erst nach beginn der apokope aufgegeben wurde, dass also zunächst noch inl. *b* ausl. *f* nebeneinander standen[2], wenigstens in bestimmten fällen: die verhärtung könnte in der Isid. mda. etwa erst erfolgt sein, nachdem die *-e* der 3 pers. prät. verstummt waren, und ausl. *e* scheint ja in der tat am frühesten verklungen zu sein (Streitberg, Urgerm. gr. § 65, 2). gegen diese vermutung sprechen freilich seine *gab*, *mac*, *druoc*; doch mag sich ausgleichung früh geltend gemacht haben.

[1] bei der silbentrennung *ga-bla* konnten sich dieselben laute in gleicher stellung auch zu verschlusslauten entwickeln, zb. lux. *nuəbəl* nabel, westlothr. *nebəl* aber lux. *niərəl* nebel, rip. *wagələ* wackeln usw. die beiden entwicklungsphasen sind wol chronologisch verschieden. die entwicklung zum stimmlosen reibelaut ist anscheinend älter. gemination ist in fällen wie *nuəbəl* nicht anzunehmen: während sich im moselfr. *b* zum stimmlosen verschlusslaut *p* entwickelt hat, bleibt hier das *b* erhalten. auch das mittel- und nordbair. setzen in solchen fällen keine gemination voraus.

[2] darauf weisen auch einzelne mdaa., namentlich das siegerländische, aber auch ein teil der hessischen und siebenbürg. dialekte.

Digitized by Google

Unrichtig oder nur zum teil richtig ist Fr.s bemerkung in § 123, dass das moselfr. an der consonantenerweichung (dh. am übergang von fortis zur lenis) teilgenommen habe. das gilt nur für das östl. gebiet, die untere Mosel- und die Rheingegend bis hinauf gegen das Siegerland. im ganzen westen — und auch im siebenbürgischen — wird fortis und stimmhafte lenis scharf auseinandergehalten; nur anlautend vor sonorcons. ist in der Trierer gegend übergang von *b, g* in *p, k* eingetreten (viell. schon früh, vgl. § 77). im übrigen geht die unterscheidung so weit, dass das zu *tt* verschobene germ. *dd* auch nach länge stets als fortis erscheint: zb. lux. *daitən* deuten, *zait* seite, pl. *zaitən* ahd. *sîtta, zēt* saite pl. *zētən* (**seitta*; daher auch westlothr. *zēit* mit *ei* uml. nicht *zait*; vgl. dazu Anz. xxx 48. die übereinstimmung zwischen dem moselfr. und mittelbair. zeigt, dass die gemin. allgemein galt). anderseits reicht die 'erweichung' weit über das rheinfr. hinaus, sie umfasst auch das ostfr. und ostmd. mit ausnahme des schlesischen und greift über auf das nordoberdeutsche. aus dem schlesischen geht hervor, dass zur zeit der colonisation der unterschied zwischen lenes und fortes im thüring. noch bestanden haben muss. vom südrheinfr. und westl. ostfr. dürfte die erscheinung ausgegangen sein (vgl. § 123 und die dort angeführten verweise. die beispiele mit *sb, sg* sind allerdings nicht alle beweiskräftig, ebensowenig wie die mit *hd, fd, sd* § 101, denn *p* und *k* u. zt. auch *t* waren aufserhalb des rip. aspirierte laute, s. u. s. 203, es lag daher nahe, unasp. qualitäten, wie sie den genannten verbindungen zukamen, mit dem leniszeichen widerzugeben). diese consonantenschwächung ist es, die uns den einblick in den urspr. lautstand des oberfrn. und nordobd. in vieler beziehung erschwert, umsomehr muss den beiden äufsersten flanken des md., die die alten verhältnisse im wesentlichen rein erhalten haben, beachtung geschenkt werden. daraus ergibt sich u.a. mit voller sicherheit, dass der osten die volle verschiebung des *d* zu *t* durchgeführt hat: ganz entsprechend der schreibung in den alten ostfr. denkmälern (nur in der verbindung germ. *ld, nd* hat das schlesische die lenis). während aber das westl. moselfr. und das rip. sich vom urspr. lautwert fast gar nicht entfernt und auch das alte stimmhafte *d* bewahrt haben, ist das rheinfränkische auf halbem wege stehn geblieben: alles deutet darauf hin, dass hier, vielleicht mit ausnahme der randgebiete, stimmlose lenis *d* gesprochen wurde; daher die unsicherheit in der widergabe das lautes. nur war der süden doch wol insofern auf dem wege zur verhärtung, als hier inlautend eine mehr fortisartige articulation des *d* bestand. die annahme, dass die für Otfrid charakteristische schreibung *deta* eine rein orthographische regelung sei, wie Fr. mit Paul (Gab es eine mhd. schriftsprache s. 26) und Braune (Beitr. 1, 52) meint, ist zwar sehr bestechend, aber wie erklärt

Digitized by Google

sich dann der gebrauch eines teils der späteren südrheinfr. urkunden (vgl. die schrift von Böhme), die *d* und *t* im selben sinne zu scheiden bestrebt sind wie Otfr., und dies zu einer zeit, da nicht mehr das nebeneinander von anl. *th* inl. *d* (= *đ*) die verteilung begünstigen konnte? dazu kommt, dass der lautstand des südfr. sich ganz vortrefflich in die allgemeine verschiebung einfügt, wornach die veränderung im inlaut früher (und intensiver) vor sich geht als im anlaut. aspirata darf man natürlich hinter dem aus germ. *d* entstandenen laut nicht suchen, und ich weifs nicht, was Fr. dazu bewogen hat anzunehmen, es könnte *t* < *d* schon in ahd. zeit gelegentlich aspiriert gewesen sein (§ 87 s. 106 u. 107). wenn die heutigen mdaa. in einzelfällen dafür *th* sprechen, so handelt es sich durchaus um schriftsprachliche lehnwörter oder um einfluss der schulaussprache. (eine würkl. auffallende ausnahme ist *thaisl* deichsel im moselfr., wo aber urspr. *þ* vorliegt. regel ist hier *th* in unverschobenen wörtern wie *thauš* tausch, *thyšən* zwischen, *thraχ* trog).

Dass das germ. *d* im rheinfr. im gegensatz zum mfr. kein stimmhafter laut war, scheint sich aufser der vertretung von germ. *tr-* bei Otfr. aus der behandlung der fremden (roman.) *t* zu ergeben; im mfr. bleiben sie fortes: rip. *t*, moselfr. anl. *th* inl. *t*, zb. lux. *thūr* turm, *thęš* tasche, *thęlər* teller, *thynt*[1] tinte, *khętən* kette usw., aber etwa *fərdiləjən* vertilgen, *khuidə* quitte, *bidən* bütte (vgl. ags. *byden*; offenbar mit *d* aus dem rom. übernommen) usw. im rheinfr. erscheint dagegen schon in ahd. zeit *d*, vgl. *dunicha* bei Otfr. neben *t*, *dasga* Fr. s. 108. rheinfr. stimmloses *d* konnte eben die fremde unasp. fortis leicht vertreten, nicht so das stimmhafte *d* des mfr. Isidor steht hier auf mfr. standpunkt, auch schreibt er ja anl. *tr-*.

Aus dem umstand dass rhein- und ostfr. *b g* den stimmton früh eingebüfst haben, erklär ich mir die hier übliche schreibung *bb*, *gg* für die gemin. (vgl. Otfr. Tat.), während das mfr. meist *pb*, *cg*, wenn nicht geradezu *pp*, *kk* aufweist; Isid. und Cant. schliefsen sich der letzteren gruppe an. es wäre sehr auffallend, dass die in der consonantenverschiebung sonst vorgeschritteneren mdaa. in diesem falle das ursprüngliche behalten haben sollen. der unterschied kann also doch nur orthographisch sein: da *b*, *g* im mfr. stimmhafte, ja zt. spirantische laute waren, in der gemin. jedoch immer als verschlusslaute, im moselfr. sicher als stimmlose explosive gesprochen wurden, so war hier das bedürfnis nach einer unterscheidung vorhanden (freilich ist dadurch, dass man für *bb*, *gg* auch *pp*, *cc* schrieb, in der schrift teilweise ein zusammenfall mit den germ. fortisgeminaten eingetreten). heute ist das verhältnis so: das moselfr., soweit es nicht der consonantenschwächung anheimgefallen ist, spricht für gemin.

[1] *ų* ist ein palatovelarer laut, ähnlich dem russ. *y*, nur offener. *ö* ähnlicher.

Digitized by Google

b, d, g die fortes *p, t, k* (die gegenwärtig mit den alten *pp, pb, kk* identisch sind, da *p, k* in diesen ihre aspiration verloren haben). es ist fraglich, ob sie schon in ahd. zeit als wirkliche fortes gesprochen wurden. die rip. dial. haben für urspr. *bb, dd, gg* stimmhafte verschlusslaute, was allenfalls als rückbildung betrachtet werden kann; fortes allerdings können die laute hier nie gewesen sein.

b) Zur lautverschiebung. zunächst die verschiebung im auslaut. in betreff der ausl. 'neutralen' *t* des mfr. neigt Fr. der ansicht zu, dass der grund des unterbleibens der verschiebung in der geringeren intensität zu suchen sei, die das *-t* in den bekannten ausnahmen besafs. fälle wie *obaz* beruhten auf ausgleichung. diese auffassung hat manches für sich. freilich die schreibung *d* für *t* (*thad* usw.) kann nicht als beweis für urspr. schwächung gelten, denn hier kann und wird einfach analogie nach dem wechsel von inl. *d* ausl. *t* vorliegen, *riet*: *ried imo* darnach *that*: *thad ist*; und wie oft *ried* für gesprochenes *riet* auch im auslaut geschrieben wurde, so konnte das natürlich auch bei *that* usw. geschehen. — nun sollte man aber die schwächung doch unter entsprechenden bedingungen auch in anderen fällen, so bei ausl. *p, k* erwarten. von nebentonigen wörtern mit *-p* käme da nur *ūp* in betracht, das aber *pp* haben kann (jedoch nicht muss, vgl. rheinfr. *uf, of* mit kurzem vocal auch in zusammensetzungen wie *ərof* herauf), von solchen mit *-k* die pronomina *ik, mik* usw. und *ouk* auch. bekanntlich aber finden sich im mfr. hier nur formen mit *-ch*, ja *-ch* reicht in diesen fällen sogar beträchtlich über die verschiebungsgrenze hinaus, bei *ik, ouk*, denen sich noch das suffix *-lik* anschliefst, bis ungefähr in die höhe von Düsseldorf ('Uerdinger linie')[1], bei *mik dik* (*sik*) sogar noch viel weiter: *mix, dix* herrscht in der ganzen Rheinprovinz, in Belgisch-Luxemburg und südöstl. Brabant. die sache ist auffällig, und dabei ist die erscheinung sicher alt, vgl. Heinzel s. 188 und bes. Braune Beitr. 1, 21. nun vielleicht könnten diese *ch* doch mit der für *t* in *dat* vorauszusetzenden schwächung zusammengebracht werden: in schwachtoniger stellung entwickelte sich aus *ik, mik* usw. *ig, mig* und diese *g* wären (zunächst vielleicht in der proklise vor vocalischem anlaut, also in fällen wie *ig-ouk* ich auch bzw. *oug-ik*) zu *ɣ* geworden, demnach mit germ. *ɣ* zusammengefallen, und dazu wären neue auslautformen *iχ, ouχ* usw. gebildet worden, die auf mfr. boden mit den in tonsilbe regelrecht entwickelten *iχ, ouχ* zusammengefallen wären. damit aber wäre die erscheinung den verschiebungsgesetzen teilweise entrückt und hätte ihre eigene geschichte, welche auch ihre besondere verbreitung rechtfertigen würde. die gröfsere ausdehnung des *mich-(dich-)* gebietes hängt möglicher-

[1] die *ik-*, *ōk*-linie und die *lik*-linie fallen nicht ganz zusammen; vgl. Ramisch Studien z. ndrhein. dialektgeogr. § 18.

Digitized by Google

weise damit zusammen, dass diese pron. häufiger in unbetonter stellung gebraucht wurden als etwa *ouk* und *ik* (das beim verb. urspr. doch nur gesetzt wurde, wenn es irgendwie hervorgehoben werden sollte). wir hätten es also mit einer ähnlichen erscheinung zu tun wie bei der bildungssilbe *-ig*, deren *g* in vielen mdaa., die sonst im ausl. *k* sprechen, zb. *dak*, *štęk* als *χ* erscheint.

Dieser hypothese steht, wie bekannt, die von Paul (Beitr. 6, 554) gegenüber, wonach ausl. *t* überhaupt nicht verschoben würde, die *it, dat* usw. also die regel darstellen, während formen wie *fuß, biß* auf ausgleichung beruhen. auch dafür scheint manches zu sprechen. das rip. kennt das prät. *lēt* liefs neben *lès* (Münch Rip. gramm. § 61, § 96, § 128 *lèz iχ*, § 231. da doppelformen bestehn, so ist es im grunde nicht auffällig, wenn die altkölnischen urkk. die anscheinend regelrechte form *liez legs* verwenden, s. Braune Beitr. 1, 26; Paul Beitr. 6, 554). im altkölnischen begegnet auch *moit* muss (Braune aao. s. 6), und ganz vortrefflich würde dazustimmen das bei Heinzel Geschäftsspr. 232 erwähnte *Saltgazzen* (gegen *Salzgazzen* s. 370 aus rheinfr. quelle) und auch einzelne von Fr. § 100, 4 zusammengestellte fälle. ob das von Münch § 96 und in der anm. dazu erwähnte *bat* besser, noch der volkssprache angehört, ist nicht zu ersehen, jedesfalls aber besteht rip. *bātə* bessern, nützen (auch *bādə* vgl. das oben zu *dad* bemerkte), moselfr. *buətən, buəχtən*; zu *χt* s. unten s. 220, das als neubildung zu einmal bestehendem *bat* aufgefasst werden kann. ferner finden sich im rip. und nordthür. in der steigerung von 'grofs' *t*-formen: rip. *jrùəs, jrȳətər, jrȳəts* Münch s. 158, thür. *jrōsz, jretter, jretste* Liesenberg Stieger mda. s. 64. im rip. liefsen sich die *t*-formen allenfalls noch als analogiebildungen zu fällen wie *lēχ* leicht, *liətər, liəts* erklären, wo lautgesetzliche wechsel von *χ* und *t* (< *ht*) vorligt, dagegen fehlt eine solche erklärungsmöglichkeit für das thüringische. man könnte demnach daraus schliefsen, dass einmal ausl. *grōt* inl. *grōze* gegenüberstanden; während aber die wirkliche auslautform unter dem einfluss der flectierten formen verloren gegangen sei, hätte sie sich in der steigerung erhalten, die analogisch an den unflect. nom. anknüpfte. das wäre nicht auffallend, denn in der steigerung wird öfter die auslautform des positivs beibehalten, vgl. westlothr. *khalt* flect. *khal-* (< *khald-*) aber comp. *khaltər*. nur freilich, wenn man sich mit der Paulschen hypothese befreundet, so muss man consequent sein und annehmen, dass dasselbe gesetz dereinst auch für ausl. *p* und *k* galt. Paul selbst hat Beitr. 6 den gedanken nicht folgerichtig durchgeführt, indem er die auslautregel nur für *t* und *p* gelten läfst, nicht aber für *k*, und doch könnten gerade bei *k* noch am ehesten beweise für lebendigen wechsel von ausl. unverschobenem und inl. verschobenem *k* beigebracht werden, ich verweise auf Notkers *hog-bocches*, auch

Digitized by Google

die schreibung Isidors und Otfrieds deutet darauf hin, dass ihre ausl. *k* im gegensatz zu den inl. nicht behaucht waren. es wäre auch leicht verständlich, warum gerade in diesem falle die alte norm länger der ausgleichung widerstand: die verschiebung von *k* nach *n* und in der gemin. zu *kh* bzw. *kch* ist eine der jüngsten entwicklungsphasen im ganzen verschiebungscomplex. ja mit hilfe dieser hypothese liefsen sich mancherlei besonderheiten des obd. (und oberfr.) erklären, vor allem der auffallende wechsel zwischen *g*- und *k*-formen: da ausl. *g* im obd. u. oberfr. früh ein fortisartiges gepräge annahm (vgl. die *c* bei Isidor, im altbair. Schatz § 73, im altalem. Wilkens s. 72, Bohnenberger Beitr. 31, 412), also mit altem *k*, da es im ausl. unasp. gesprochen wurde, zusammenfiel, konnte infolge verwechslung inl. *ch* gelegentlich durch *g* ersetzt werden und umgekehrt. möglicherweise gehören hierher formen wie obd. *march*, *barch* neben *marg*, *barg* (sowie *sarg*, *werg* neben *sark*, *werk*?), vielleicht auch *kluog*, *kruog* neben *kluoch*, *kruoch* (*chluach* mda. v. Alagna Anz. xxi 34, *χluəχ*, *χruəχ* Beitr. 31, 411), *blüch* neben *blüg*, vgl. kärnt. *plauχ* (demnach könnte *ch* in *bluchisoe* bei Isid. doch für *hh* stehn). allerdings lässt die so erweiterte Paulsche hypothese auch manches rätselhaft, vor allem lassen sich die obd. *daz*, *ûf*, *iχ* usw. damit nicht erklären, man nähme denn an, es hätten sich, was ja an und für sich wahrscheinlich ist, auch hier doppelformen ergeben: *dat : daz-ist.* diese wären im obd. u. oberfr. verallgemeinert worden, jene im mittelfr. ich muss gestehn, es fällt mir schwer, mich in dieser frage zu entscheiden, solange die mdaa. und vor allem die ortsnamen nicht gründlich untersucht sind, von denen ich noch manche aufklärung erwarte[1]. zwei mfr. ortsnamen, die mir ganz zufällig untergekommen sind, mögen hier erwähnt werden, da sie vielleicht zur förderung des problems beitragen können: Heinzel Geschäftsspr. 122 citiert aus Beyer 1, 22 (770) *Benutzfelt*, das mit 'Bénonchamp bei Clairvaux im luxemburgischen' identificiert wird. da lux. Binsfeld im Ösling (gespr. *Bentsəlt* mit altem *ts*!) keinen franz. namen hat, so kann, falls nicht doch eine verwechslung vorligt, nur Bénonchamp in Belgisch-Luxemburg nah der grenze des

[1] Das Paulsche auslautgesetz wäre am ehesten annehmbar, wenn man es in seiner vollen wirkung aufs mfr. beschränken könnte, und diese möglichkeit wäre vorhanden unter folgenden voraussetzungen: in den obd. mdaa. hätte die umgestaltung im consonantismus, die zur verschiebung führte und die vermutlich in der aspiration bestand (welche sich aber auf den auslaut nicht erstreckte) bereits begonnen vor der apokope, so dass auch die *t*, *k* in fällen wie *hat-*, *mih-* noch afficiert wurden. in einem teile des nördl. md. wäre sie erst nach derselben eingetreten, so dass auslautendem, unverschobenem laut inlautend verschobener gegenüberstand. aber auch im obd. hätte sich in einzelnen fällen, nämlich da wo die verschiebung erst später (dh. nach der apokope) einsetzte, so bei *nk*, *lk* dieser zustand ergeben. die rhein- und ostfr. mdaa. haben von haus aus viell. eine mittelstellung eingenommen.

Digitized by Google

grofsherzogtums sw. von Klerf, zwischen Wiltz und Bastnach gelegen, gemeint sein, welches — vgl. Deutsche Erde 1909, s. 142 — deutsch *Bindelt* lautet, das doch nur auf *Binut-velt* zurückgehn kann. in volkstümlicher aussprache hätte sich hier also die alte unverschobene form erhalten, während die urk. des 8 jh.s bereits *tz* bietet. der 2. name ist *Böukəls* bei Klerf, d. i. Buchholz. geschrieben wird zwar Bockholz, aber mit *bok* < *buk* hat der name sicherlich nichts zu tun, *öu* deutet auf *uo*, vgl. zb. *böufaŋk* buchfink (das fem. buche hat wie in den meisten mfr. mdaa. uml. *biχ*; *i* < *üe* regelm. vor *χ*). ein Bochholz, dessen mdal. bezeichnung mir nicht bekannt ist, findet sich in Belg.-Luxemburg.

Dass aufser dem moselfr. urspr. auch einzelne rheinfr. besonders nordrheinfr. mdaa. an der verschiebung der ausl. *t* nicht teilgenommen haben, steht nach den häufigen belegen bei Böhme s. 80, Weinhold § 197 wol fest, und Weinhold s. 535 führt nach Weigand *deatt* neben *deatz* als wetterauisch an; *wat* kommt auch im nördl. elsass neben *was* vor: Lienhart Laut- u. flexionslehre des mittleren Zorntales im Elsass § 16 f. Es ist auffallend, dass gerade *dit* im rheinfr. solange widerstand leistet, noch bis ins 15 jh. hinein erhält es sich in Frankfurt (Wülcker, Beitr. 4, 43). man könnte dies damit zusammenbringen, dass dem worte infolge urspr. geminata eine kräftigere articulation des *t* eigen war: das wäre allerdings nur bei annahme der Paulschen hypothese möglich.

Als compromissformen bedingt durch das nebeneinander von *dat* und *daz* sind wol aufzufassen die rheinfr. (zt auch moselfr.) *etz, datz, bitz, allitz*, vgl. Böhme s. 41. 76. 81; Heinzel 349. 379, die bis auf *bitz* heute, wie es scheint, in der volkssprache ausgestorben sind, ferner *lietz* im Ludwigsliede (vgl. Fr. § 99, 1). ob *satz, gesatz* Heinzel 415 hierher gehört, ist zweifelhaft: es kann analogie nach dem inf. vorliegen, zumal auch der pl. *sätzen* vorkommt, vgl. *saitzen* Heinzel 246. die formen *satz, satzen* sind noch heute einzelnen md. mdaa. eigen, so dem lux. und thür. dass es sich in allen diesen fällen lediglich um schreibung handelt, kann ich unmöglich glauben, und es ist mit Kögel, Litbl. 1887 anzunehmen, dass ausl. *t* gelegentlich zur affricata 'verschoben' wurde, wobei es sich aber schwerlich um wirkliche verschiebung handelt, wie Kögel meint, der die affricaten als regelrechte entsprechung urspr. ausl. verschlussfortes im obd. auffasst. *tz* in *bitz*[1] erklärt man aus *bi-ze* mit hinweis auf selten bezeugtes mhd. *bitze*, das aber sein *-e* wol eher unter dem einfluss von *unze* bekommen haben wird, ähnlich wie auch schweiz. *büs* (Idiot. IV 1700) aus *bis* + *üs* (< *unz*) entstanden

[1] diese form ist vor allem noch in Lothringen und Elsass lebendig, vgl. Follmann Wb. der deutsch-lothr. mdaa. 39ᵇ, Martin u. Lienhart Wb. der elsäss. mdaa. II, 127.

Digitized by Google

ist. wenn heute die *datz* usw. verschwunden sind, so kann dies auf verdrängung durch die *daz*-formen beruhen, es mag aber auch die affricata unter schwachton zur spirans geworden sein (Franck § 99, 3 nimmt dieselbe entwicklung für *diz* an). wol kaum gehört hierher das nordbair. *etz* ihr, das als *iats, diats, dīds dēts* in den mdaa. auftritt, vgl. Gradl Bayerns mdaa. II 237. 344 (dort auch die weiteren belege, denen ich noch *ets* aus dem Prager judendeutsch beifüge); denn nahe ligt es hier, beeinflussung seitens der mit der pronominalendung verschmolzenen 2. pers. pl. anzunehmen, zb. *hâbts* habt ihr. auf eine anzahl alem. wörter mit ausl. *-tz* für *-ß* (*bitz* 'biss', *schutz, gutz, schlitz*) hat Kögel Litbl. 1887, 111 hingewiesen; vgl. noch *wats* eifer und bair.-österr. *šmits* neben *šmis* knallfaden an der peitsche. nun ergibt sich im hinblick auf Kögels auffassung des *tz* eine schwierigkeit, da entsprechende formen auch im mfr. auftreten, wo man doch *-t* erwarten würde, vgl. westlothr. *šuts*, lux. *šots* schuss, *khrēts* kreis, rip. *krēts* (Fick[4] 53 wird mit bezug auf diese form ein germ. *kraitia* neben *kraita* angesetzt), *ēts(χən)* neben *ēs(χən)* hitzbläschen (mhd. *eiz*), *frǭts* frafs, Kisch Beitr. 12, 162, westlothr. *gəbits* gebiss (Tarral, s. 21); ich erwähne noch thür. *štrūts* straufs (blumenstraufs? Liesenberg Stieger mda. 60). wäre Kögels ansicht richtig, so müste man die *tz* des mfr. anders erklären als die des obd., es ist demnach wahrscheinlicher, dass die *-tz* auch im obd. nicht die eigentlichen auslautformen darstellen, sondern irgendwelche contaminationsbildungen sind — sei es nun dass sie aus dem nebeneinander von urspr. ausl. *t* und inl. *z* hervorgegangen, oder einfach auf einwürkung anderer wortformen zurückzuführen sind, wobei namentlich verbalformen in betracht kommen, vgl. *satz* zu *setzen* usw.

Stellung zu nehmen ist gegen Fr., wenn er § 83 sagt: anl. *p* ist im mfr. und dem grösten teil des rheinfr. unverschoben, und wenn er § 118 an mehreren stellen die aspiration des *k* im fränk. in frage stellt. in wahrheit sind *p* und *k* nur im rip. unverschoben; in allen übrigen hd. mdaa. haben sie die verschiebung mitgemacht, wenngleich zt. nur bis zur aspirata. es gehört, worauf schon Paul Beitr. 9, 383 f. nachdrücklich hingewiesen hat, noch heute zu den wesentlichen unterschieden zwischen rip. und moselfr., dass dieses aspirierten laut spricht, obschon gegenwärtig meist nur mehr im anl. von vocalen. die geringschätzung oder nichtberücksichtigung dieser tatsache hängt mit dem nicht genug zu tadelnden transscriptionsverfahren der meisten dialektarbeiten zusammen, die die aspiration nicht bezeichnen, weil sie mit *p, t, k* den heutigen schriftdeutschen lautwert verbinden. es ist charakteristisch für das nördl. rheinfr., dass es im anl. vor vocal *ph, kh* spricht, charakteristisch hingegen etwa für das schlesiche, dass es nur asp. *k* im anl. hat,

Digitized by Google

dagegen in fällen wie *pulvər, pauꝛ* (gegenüber *bale* bald usw.) stets ungehauchtes *p* spricht, weil eben anl. germ. *p* hier zu *pf* verschoben wurde. die alten verhältnisse sind heute insofern getrübt, als inlautend und anlautend vor cons. im rheinfr., ostfr., thüring.-sächs. und nordobd. die aspiration des *k* (bzw. *p* und *k*) aufgegeben wurde. die grofse umwälzung die der consonantismus dieser dialekte erfuhr, verhindert einen genaueren einblick in die ursprünglichen verhältnisse. aber, ist es schon an und für sich höchst unwahrscheinlich, dass etwa rheinfr. oder ostfr. *graud, wolge* (die *g, d* sind stimmlose lenes) seit jeher mit unasp. *k* gesprochen wurde, wenn es daneben *khind* usw. heifst, so ist diese annahme ganz unmöglich für den inl. verschlusslaut in *graꝛgəd* krankheit, *söugḗfər* 'sau-' d. i. maikäfer (neben *khḗfər*) u. ähnlichen alten zusammensetzungen, die deutlich dartun, dass das aufgeben der aspiration ein jüngerer akt ist, ebenso wie etwa das aufgeben des verschlusses in fällen wie *Ešəwǫχ*. offenbar nicht anders verhält es sich mit rheinfr. *blandse, abəl* (*b* stimmlose lenis) neben *phunt* usw. aber auch andere rückschlüsse auf urspr. vorhandensein von aspiraten gestatten uns die heutigen mdaa. von den beiden conservativen flügeln des md. hat das preufsisch-schlesische allerdings die aspiration aufser vor vocal nur mehr vor *r* erhalten, zb. *khraut*, aber in den schles. mdaa. von Österreichisch-Schlesien und Mähren herscht es anl. vor cons. noch allgemein, so zb. in der Schönhengster sprachinsel, wie ich mich selbst überzeugen konnte, zt. auch noch inlautend, man vergleiche probe v von Seemüllers Deutschen mdaa. 1 (*štǫrkh, treɲkha*). im luxemb. spricht man aspiriertes *k* im anl. allgemein auch vor cons. zb. *khlamən* klimmen, *khreɲkən* kränken, dasselbe gilt fürs siebenbürgische, hier auch inl., ja an einzelnen orten wird geradezu affriziertes *k* gesprochen, vgl. Scheiner Beitr. 12, 123 (§ 24 anm.). *p* ist im moselfr. westen anl. durchaus stark aspiriert, auch vor cons. — im inl. scheint die asp. gegenwärtig überall aufgegeben zu sein, im siebenbürgischen zt. auch im anl. diese reste zeigen, mein ich, doch deutlich genug, dass *p, k* einmal im moselfr. allgemein aspiriert waren: umsomehr gilt dies (bei *k*) von den oberfr. und ostmd. mdaa. und vom nordobd., vgl. Anz. xxxii 131. es ist begreiflich, dass in den sprachinseln sich der ursprüngliche zustand in vieler hinsicht besser erhalten hat; unbegreiflich aber wäre es, dass hier inmitten einer fremdsprachigen bevölkerung, die doch unaspirierte fortes spricht[1], die aspiration sich erst nachträglich entwickelt hätte. Otfrieds beobachtung, dass sich das deutsche *k* 'ob faucium sonoritatem' von dem romanischen unterscheide, kann daher nicht misverstanden werden: der unterschied zwischen aspiriertem und nichtaspiriertem *k* fällt nicht nur einem phonetiker auf; man spreche doch nur irgendwo in Süddeutsch-

[1] so jedesfalls die Slawen und Rumänen.

Digitized by Google

land *kopf*, *kind*, ohne für einen Romanen oder Slawen gehalten zu werden! dagegen kann ich mir nicht recht vorstellen, wie deutsches *k* sich durch die articulationsstelle von franz. *c*, soweit dieses überhaupt noch als verschlusslaut gesprochen wurde, so sehr unterscheiden konnte, dass Otfr. sich deshalb nach einem besonderen zeichen umzusehen bemüfsigt fühlte, wie dies Fr. für möglich hält. der lautlich fein beobachtende Isidorübersetzer schreibt an allen stellen wo wir aspir. *k* zu erwarten haben *ch*, aufser im auslaut; bei *p* konnte er die aspiration nicht bezeichnen, weil man mit *ph* einen anderen lautwert verband. mit Fr.s hypothese, Isidor habe ausl. *c* deshalb gesetzt, 'weil hier für die von den Romanen ausgehende orthographie kein anlass vorgelegen hatte, von *c* abzuweichen', kann ich mich nicht befreunden. warum schreibt er auch *chneht*, *chrump* usw.? warum wird *cc* < *gg* und *c* in der verbindung *sc* davon geschieden? offenbar weil in diesen fällen das ‚*k*' dem lautwert des rom. *c* ganz oder nahezu entsprach, in jenen dagegen nicht (vgl. auch Hench s. 85). und ist es ein zufall, dass bei Otfr. da, wo Isid. *c* schreibt, auch *g* erscheint, dass Notker dafür *k*, ausl. auch *g*, aber nicht *ch* oder *cch* schreibt? eine möglichkeit, ausl. unaspiriertes *k*, das für mich durch diese schreibungen als erwiesen gilt, zu erklären, wurde bereits angeführt. die übereinstimmung zwischen Otfr. und Notker in fällen wie *wangta* — bei Isid. fehlen die belege — läst auch schliefsen, dass die verschiebung des *k* (und *p* im rheinfr. (vgl. Otfr. *intslupta*) zur aspir. bzw. affricata erst nach der synkope eintrat (die nebenformen mit *k* bei Otfr., mit *ch* bei Notker sind analogiebildungen, die sich ja fast notwendig einstellten); ebenso muss synkope vor der *t*-verschiebung eingetreten sein, sonst wären fälle wie *satte* setzte ein rätsel, s. unten.

Zur verschiebung des *p* im anl. sei erwähnt, dass es zwar richtig ist, wenn Fr. sagt, Otfr. habe *p* in abweichung vom Weifsenburger dialekt. heute wird in Weifsenburg zwar *pf*-gesprochen, aber wenn man sich Bohnenbergers karte in Zs. f. hd. mdaa. 6 vor augen hält, so sieht man deutlich, dass das nicht das ursprüngliche sein kann: die linie mit anl. *pf*, die auf linksrheinischem gebiet durchweg südlich der geogr. breite von Weifsenburg verläuft, biegt in der nähe der stadt nach norden aus, so dass Weifsenburg und das benachbarte Schweigen wie eine halbinsel ins *p*-gebiet hineinragen (vgl. dazu Bohnenberger aao. s. 156 f.). anders ist es mit der linie für inl. *pf*: die läuft vom Rhein bis ungefähr zur Sauer nördlich der geogr. breite von Weifsenburg, gegen den Rhein hin sich sogar recht bedeutend von der linie mit anl. *pf* entfernend. Otfr. kann demnach sehr wol den alten Weifsenburger dialekt verwendet haben. dieselbe erscheinung anl. *ph* gegenüber inl. *pf* widerholt sich bekanntlich im nördl. Baden, u. zw. reicht *pf* vor cons.

Digitized by Google

weiter gegen norden bzw. nordwesten als *pf* vor vocalen; man kann daraus vielleicht schliefsen, dass die aspir. im rheinfr. nicht nur in der gemin., sondern auch anl. vor cons. eine stärkere war als anl. vor vocalen. umgekehrt war es wol im thüringischen.

§ 38 heifst es: Otfr. hat in den eingebürgerten (lehn-) wörtern *beh, brediga, bredigon* festes *b*, allerdings im gegensatz zu *pina, pinon* und zu *puzzi*, wenn letzteres der lehnform mit *p, b* und nicht der mit *pf* entspricht. der schlusssatz ist, so wie er da steht, völlig unklar: *p* in *pina* usw. kann natürlich nur *ph-* meinen, wie denn auch heute im rhein- und moselfr. in diesen wörtern *ph* gesprochen wird: *phainiχə, phids*. Fr. denkt offenbar an chronologische unterschiede. wichtiger aber als die frage nach früherer oder späterer entlehnung ist hier die nach der sprachlichen vermittlung, d. h. ob die wörter über das obd. ins rheinfr. gekommen sind oder über das moselfr. unmittelbare entlehnung aus dem romanischen kann man für die Rheinfranken natürlich nicht als regel feststellen. das moselfr. hat für anl. rom. *p* folgerichtig sein *ph* gesetzt (*phelts, pharais* Paris usf.) das ihm offenbar näher liegen muste als sein stimmhaftes *b*. das obd. schlug, solang es noch *p* oder *ph* sprach, denselben weg ein; nachdem dies aber zu *pf* verschoben und anl. *b* stimmlos geworden war, wurde naturgemäfs letzteres zum ersatz verwendet. wenn Otfr. *beh, bredigon* schreibt, entsprechend dem heutigen rheinfr. *bęχ, breriχə* (letzteres ist freilich nicht beweisend, da auch *phr-* zu *br-* geworden ist), so zeigt dies dahin, dass diese wörter aus dem obd. (oder ostfr.) übernommen sind. das moselfr. hat hier *ph-*, vgl. lux. *phęχ, phriədəjən*, hat aber *b* zb. in *biər* birne, *bols* puls, *bätš* peitsche (westlothr. auch *bels, bäpš*, gegen lux. *phęlts phöpšt*), fälle die deutlich dartun, dass nicht jedes fremde *p* durch *ph* ersetzt wurde, sondern dass bei entlehnungen aus dem süden oder osten für rheinfr. oder alem. stimmloses *b* der nächstliegende lant, stimmhaftes *b* eintrat; es ist daher auch garnicht auffallend, wenn in Par. Verg. II 704. 53 Passau als *Bazzoua* erscheint. für 'pech' usw. muss also für das moselfr. (bzw. nordmd. ndl. nd.) eine vom obd. unabhängige entlehnung angenommen werden (ausgangspunct für beide gruppen Westfrankreich). wanderung von nord nach süd ist wol so ziemlich ausgeschlossen, da man, würklich volkstümliche entlehnung und nicht sprunghaftes vordringen des wortes vorausgesetzt, rheinbzw. moselfr. *ph* im angrenzenden *pf*-gebiet doch durch *pf* ersetzt hätte. das hier angedeutete problem wäre wol einer untersuchung wert: noch viel zu wenig sind die wege erforscht, auf welchen lateinische cultur in Germanien einzog!

Schwierigkeiten bietet die behandlung der gruppe *rp, lp* (§ 85). vollständig klar ist das rip. mit seinen *rp, lp* ent-

Digitized by Google

sprechend der heutigen mda. im moselfr. und rheinfr. herscht heute *f* auch in fällen wie *scharf, schärfen*, westlothr. *karf* karpfen; doch lux. *khärəp, šurəpən*, lothr. *šurpən* (bezeichnet das geräusch, welches ein harter über den boden rutschender gegenstand verursacht oder welches beim zerreifsen von stoffen entsteht; vgl. bair. *schurpfen*); *harfe* ist nicht recht volksüblich. es herscht indessen kein zweifel, dass die verschiebung von asp. *p* nach *r* in litterar. zeit hier noch im gange war, und zwar, wie die quellen deutlich zeigen, über *pf*; zu den in § 85 angeführten belegen vgl. noch *Didunthorpf* kreis Prüm, Heinzel 318 und *in Altdorpfo* Trad. Wiz. 193 (Beitr. 14, 113). das *pf* konnte umso eher dem *f* weichen, als es im grösten teil des gebietes auf die wenigen fälle nach *l, r* beschränkt war. die ausgleichung ist zunächst wol im inl. erfolgt und von da auf den ausl. übertragen worden (anders Fr. § 103); die auch im obd. auftretenden *scharpf, gelpf* wären solche erhaltene auslautformen, vgl. auch zusammensetzungen wie *Gelpf-rat, Helpf-rich, -rat* (consonantengemin. vor folg. *r* wird denn hier doch nicht anzunehmen sein). harfe und karpfen weisen entschieden auf abweichenden consonantismus, der auf urspr. gemination beruhen kann, oder der sich daraus erklärt, dass es sich in beiden fällen um später ins hd. eingedrungene 'culturwörter' handelt: für letzteres spricht der auffallende *ä*-uml. des bair. (*harpfn, kharpfn* mit hellem *a*), den die übrigen obd. und die md. mdaa. nicht kennen (von denen mit regelmäfsigem *r*-uml. natürlich abgesehn) und der auf irgendwelcher substitution zu beruhen scheint.

Von den in § 84 angeführten fällen können sicher mit urspr. *p* angesetzt werden, da sie sich auch in andern dialekten mit *ff* nachweisen lassen: *naficidun* auch bair-österr. mit *ff* neben *pf*, ganz abgesehen von vielen älteren belegen; *profan* vgl. lux. *phrafən* rip. *prǫfə*, die verschiebung ist hier genau so in ordnung wie bei mfr. *khofər* bzw. *kofər* kupfer. *effe* lat. *apium* kann ganz gut die urspr. nominativform *api* repräsentieren; vgl. mhd. *effen*.

Beachtenswert ist das gelegentliche auftreten von affricaten statt des reibelautes in fällen wie *emetzigaz* § 98, *muniza* § 99, 2; auch für ahd. *buliz* pilz muss wol eine nebenform mit *z* angenommen werden. auf *tz* neben *z* in samstag weisen obd. dialektformen, zb. Lusern *santstv*. man beachte ferner moselfr. *ęmęts* oder *ęmętsəl* ameise, *ęrts* erbse, *hǫrętsəl* hornisse (< *hurnat-*; daneben *hūžəl* < *hursl-*), *brętsəl* brennessel, *ūrtsən* speisenüberreste, rip. *ūətsə* beim essen übrig lassen, dag. obd. *ūrasn, urse(n)* < *uzētan*. auch *hirtz* (so allgem. mfr, soweit nicht die schriftd. form hirsch eingedrungen) und **binutz* (vgl. *Benutzfelt* s. 201) könnte hierher gehören. in einzelnen fällen mag consonantengemination vorligen, so sicher im nordthür. *jătze* gasse (das nebeneinander von *tz* und *zz* erklärt sich hier offenbar aus der

Digitized by Google

flexion: nom. *gatu* < *gatuu* gen. *gatuā* usw. vgl. auch *aha* neben *ahha* u. a.), aber andere scheinen doch dafür zu sprechen, dass die verschiebung in nebentoniger silbe später eintrat oder doch gehemmt wurde. — nicht gerade auffallend ist mfr. *k* in 'suchen', das Fr. § 117, 1 als eine noch nicht erklärte ausnahme bezeichnet: es darf nicht übersehen werden, dass die mdaa., welche *k* haben, durchaus uml. aufweisen: rip. *zökə*, siebenbürg. *zeikə*, *zäkən* (vgl. Münch § 233, Frühm Vgl. flexionslehre der Jaader und moselfr. mda. § 28, Beitr. 12, 163; auch da wo spirans verallgemeinert ist, erscheint uml., vgl. trier. lux. *ziχən*; erst im lothr. begegnet die nicht umgel. form, die aber auch im obd. nicht ausschliefslich herscht, s. Anz. xxxii 126). der consonantismus steht genau auf derselben stufe wie etwa im bair. *waiken* einweichen, in alem. *bleike(n)* usw. oder in moselfr. (zt. auch rip.) *rötzen* flachs rösten, *flötzen*, *beitzen*, *bützen* nähen. das hier ganz zum alem. stimmt (zahlreiche belege für die erhaltung der gemin. nach länge im alem. bietet Anz. xxi, 32).

Da das fränkische fast alle abstufungen der lautverschiebung aufweist, wär in dem einleitenden § 66 wol eine etwas eingehendere darstellung der verhältnisse angebracht gewesen. das 5—6 jh. als zeit der lautverschiebung im allgemeinen ist wol zu früh angesetzt, die anfänge reichen natürlich viel weiter zurück. Kluge in seinem schönen aufsatze Beitr. 35, 153 meint mit rücksicht auf die behandlung des urspr. *k* in *gemse* sogar, dass die Alemannen, als sie im 6 jh. die Schweiz besetzten, schon anlautendes *ch* gehabt haben. aber bis an die heutige deutsch-rom. sprachgrenze, bis an den Neuenburger see, finden sich fälle mit verschiebung, sogar solche mit *t* > *ts* vgl. Zihl (*tsił*) urk. *Tela*, franz. *Thièle*; die Zihl bildet noch heute zt. die sprachgrenze. ebenso bietet das sprachliche grenzgebiet zwischen der Aare und dem Bielersee ein paar ortsn. mit anl. *χ* für fremdes *k*: *χertsərs* Kerzers nördl. v. Murten, franz. *Chiètres*, *χatnaχ* Kallnach, sicher eine bildung auf *-acum* wie so viele andere in der gegend [1]. auch die Baiern haben erst zu anfang des 6 jh.s ihr heutiges stammgebiet besiedelt, und doch finden sich da alle verschiebungsstufen in vorgerm. ortsn. zudem gibt es eine reihe von 'kirchenwörtern', die Kluge nicht berücksichtigt hat, welche verschiebung aufweisen und von denen man nicht durchgehends annehmen kann, dass sie sehr früh übernommen worden seien, vgl. *pfetter* < *patrinus*, *dechant* für älteres *techān*, *klerich* (bei Schmeller I 1339 *mit den klerichen*, also nicht bair. auslautschreibung für *k* oder *g*), *mönch*, *knünich* (*knich*; Schmeller Fr. I 1345

[1] die verschiebungsgrenze zieht sich im westen etwa von Erlach am Bielersee über Kerzers in der richtung gegen Bern. die orte südlich davon haben nicht mehr *χ* sondern *g* für rom. *k*: *Gempenach-Champ-* (*Campaniacum*), *Galmiz-Charmey* usw.; ausl. *-ach* für *-acum* wurde verallgemeinert.

Digitized by Google

< *canonicus*, auch rip. *knönəχ*, Münch 65. das wort war demnach allgemein hd. dass es alt ist, zeigt auch der übergang von *o* > *u* vor *i*; auch rip. *ö* geht auf *ü* zurück). ich verweise ferner auf ahd. *laihman, leihhiu, leichmannes* bei Graff II, 152. 740, woneben als jüngere entlehnung formen mit *g* begegnen. auch *pfründe, kelch, phatelāt*[1] lassen sich nur schwer von der genannten gruppe trennen; vgl. noch schweiz. *χlöštər, χappəl* < *capella* ua. dass die chronologie der verschiebung mit der geogr. verbreitung der einzelnen verschiebungsstufen hand in hand geht, halte ich für sicher, ebenso dass die verschiebung zur spirans relativ, dh. bei demselben consonanten früher begann als die zur affricata; letzteres zeigen deutlich fälle wie nhd. *pfropfen*, rip. *muts* mauser, die erst übernommen wurden, als inl. *p* bzw. *t* bereits zur affricata, der vorstufe des reibelautes, geworden war; auch das oben erwähnte *muniza* könnte hierhergestellt werden. aber auch die verschiebung zur spirans ist allem anschein nach nicht bei allen cons. gleichmäfsig vor sich gegangen: manches spricht dafür, dass wie bei der verschiebung zur affricata zunächst *t*, dann *p* und schliesslich *k* von der bewegung ergriffen wurden (*k* sogar erst nach der verschiebung von *t* zur affricata, vgl. *tunihha*)[2]; so ist mir in Luxemburg und Lothringen kein sicheres beispiel mit verschiebung von *t* untergekommen, wol aber solche mit *ch* < *k* vgl. die *-macher(n)* < *maceria, -ach, -ich* < *-acum*.

Immerhin bleiben noch einige rätsel übrig: zb. mhd. *schnauze* neben thür. *šnūse*, rip. *šnys, khetələn* kitzeln (lux.), *šotəl* schüssel (rip. und nordwestmoselfr. < **kitlōn, *skutla?* dag. *šosəl, šusəl* im süden) und vor allem das seit dem frühmhd. bezeugte *tüschen* geschr. meist *tuschen* zwischen (rip. *töšə*, lux. *thyšən*, westlothr. *thišən*), das heute bis nach Lothringen hinabreicht und früher wie es scheint noch weiter verbreitet war (Weinhold Alem. gr. § 169; Braune Beitr. 1, 6; Heinzel 232. 246. 273. 349. 370. 379. 393. 427. Weinhold, Mhd. gr. § 196 wo auch *twist, twelif*, angeführt werden; Nobiling Voc. d. dial. d. stadt Saarburg 42). es erinnert einerseits an das unterbleiben der verschiebung in der gruppe *tr*, anderseits an die eigenartige behandlung des germ. *dw* (*þw*), das auch in obd. mdaa. nicht überall zu *tsw-* geworden ist (vgl. hochalem. *twerg* neben *tswerg* u. a.). sollte das *u̯* in einzelnen fällen früher stimmlos geworden sein? die stellung vor consonant verhinderte die verschiebung auch in fällen wie *thagta* (Otfr.) und **satta, gesat*, wofür moderne dialekte noch mehrfach belege bieten (lux. *gəsāt, gənāt* zu *nętsən, gəšwāt* zu *šwętsən, gəšmolt* zu *šmęltsən*); hierher

[1] *phatelat* Schweiz. id. v 1200; *pfadlât, pfacelât* (c offenbar für t), *pfâlât*, Lexer Hwb. II 220, Schmeller I 428 < mlat. *patellata*.

[2] *kappes (kabuz)* und obd. *pütze, bütze* pfütze, haben natürlich rom. *s* bzw. *ts*.

Digitized by Google

gehört auch als secundäre bildung rip. **mōtta* muste (jetzt *mœət*; dazu Beitr. 6, 555), ferner ist sicher hierherzustellen das gemeiniglich als nd. lehnwort angesehene *fett* < *faitida-* (zur verkürzung des diphthongs vgl. *zespret* Cant., das nicht, wie Franck § 31, 2 meint, für *zespreidit* verschrieben ist); wahrscheinlich wird auch *blutt* so zu erklären sein (**blautida-*); dän. *blot* ist doch wol aus dem nd. entlehnt[1].

Auffallend sind mit rücksicht auf die sonst im md. unterbliebene verschiebung des *k* nach *l*, *r* die im moselfr. auftretenden *wiələχ* welk (auch rip. *węləχ* neben *węlək* Münch 64), siebenbürg. *khǭliχ*, das freilich auch im ostfr. und ostmd. begegnet, und rip. *werεχ* werg (moselfr. hier *-rək*). allgemein scheint im mfr. *štǫrεχ* zu sein; doch hat das rip. *pęrək* pferch (Münch 76) gegen moselfr. *phęrəχ*. urspr. *parrich* aber *parkes?*

Zum lautwert der buchstaben *f* und *s*. § 81 meint Fr., der eintritt der schreibung *v* (*u*) für *f* im anlaut sei rein orthographisch. in der tat haben die heutigen mittelfr. mdaa. nur im inl. dafür *v* (*w*), das völlig mit dem aus germ. *b* hervorgegangenem zusammenfällt, in einigen dialekten sogar mit diesem zu *b* weiterentwickelt ist. stimmhafte aussprache hat im inl. sicher schon in ahd. zeit bestanden, und es ligt durchaus nahe, den wechsel in der schreibung von germ. *f* im ahd. (§ 82) mit dem stimmhaftwerden zusammenzubringen, zumal auch ein teil des obd. für einen solchen übergang spricht, natürlich muss dann dieser process aber auch für den anl. angenommen werden. dafür sind auch wirklich gründe vorhanden, ich verweise auf die völlig überzeugenden ausführungen Nörrenbergs, Beitr. 9, 391 (wenn anl. *f* in jüngeren lehnwörtern fortis bleibt und nicht wie entsprechendes *s* durch affricata ersetzt wird, so hängt dies mit dem mangel eines *pf* im mfr. zusammen; damit ist aber auch der spätere zusammenfall mit urspr. anl. *v* erklärt); ferner auf fälle wie lux. *Dēvəlt* Deifelt, *khivəl* lothr. *khivər* kiefer (< kienföhre), siegerl. *bārwəs* barfufs, *drīwəs* dreifufs (Heinzerling s. 63), die deutlich auf urspr. *vęlt*, *vōs* usw. weisen, vorausgesetzt, dass die zusammensetzung nicht schon vor dem stimmhaftwerden des *f* erfolgte. der übergang von *v* > *f* im anl. ist wol verknüpft mit dem wandel von *u̯* (geschr. *w*) > *v*. die parallele bietet das ndl. im süden d. i. im flämischen, wo germ. *w* noch bilabial, ja zt. noch *u̯*-artig gesprochen wird, ist anl. *v* stimmhaft geblieben, im norden dagegen, wo jenes zu *v* geworden

[1] Ob nicht auch mhd. *lât* läfst auf frühsynkopiertem *lâtid* beruht: es wäre dies die ausgangsform für inf. *lân*, imp. *lâ* usw. die umlautform *læt* wäre dann analogie- oder contaminationsbildung. — auch vor *þ* blieb bei früher synkope *t* unverschoben, wie rip. *jryədə* gröfse zeigt, Münch § 148; doch ist das resultat nicht *t* sondern *d* wie in köln. *miedə* mitte. *jryədə* scheint der einzige rest alter bildung zu sein, die übrigen wie *hetsə* hitze, *nętsdə* nüsse sind wol neubildungen.

Digitized by Google

(*vätər* für *wātər*), wird anl. stimmloses *f* gesprochen. der frühe zusammenfall von inl. germ. *f* mit *ƀ* im mfr. hatte dieselbe behandlung beider laute vor sonoren zur folge. wie *ƀ* (s. oben s. 196) wurde auch *v* zu *f* verhärtet, vgl. die belege bei Fr. § 82, 5 und etwa rip. *šufəl* schaufel, *ifər* eifer gegen sonstiges *v*. auch fremdes *v* nimmt an dieser erscheinung teil, darauf weist die schreibung *effen, eiffen* für *even* (haber **avina* < lat. *avena*; Nobiling s. 70). die mdaa. scheinen nur *ēvən* zu kennen (vgl. auch Hecking Die Eifel in ihrer mda. 31). wie bei *ƀ* findet sich aber auch verhärtung zum verschlusslaut: lothr. *swibəln* zweifeln, *štibəl* stiefel. dazu stimmt *diubil* bei Isid.[1]. das in § 82, 6 erwähnte Isid. *hepfu*, *-hepfendi* hat *pf* denn doch wol mit der geltung einer affricata, wie sie ja auch durch alem. und bair. mdaa. bezeugt wird (Schweiz. id. II 1490, Schmeller I 1141). allerdings fällt *pf* aus dem lautsystem des Isid. heraus, ähnlich wie *cripp(e)a* im Tatian. handelt es sich nm ein obd. lehnwort? hat der wechsel *heffu* — *hebis* eine contaminationsform *hepfu* (d. i. *hebfu*) ins leben gerufen? — was von der erweichung des *f* gesagt wurde, gilt natürlich auch für *s*; doch haben die mfr. mdaa. die stimmhafte aussprache im anl. behalten. inl. vor sonoren begegnen ähnliche verschärfungen wie bei *f*. betreffend den übergang von *sk* > *š* Fr. § 116, 3 lässt die schreibung *ss* der Par. Verg. über ihren lautwert keinen zweifel übrig: *ss* wurde ja doch fast wie *š*(*š*) gesprochen (die später in mfr. westen auftretende schreibung *ch* ist natürlich nicht, wie Meier, Jolanthe s. XV meint, als palatales *ch* zu nehmen, sondern beruht auf französicher orthographie, vgl. auch die belege bei Heinzel 334). das aus *sk* hervorgegangene *š* war im fr. sicher palatal, da es in den meisten mdaa. uml. bewirkt wie im alem. und westbair. vielleicht ist für diese dialekte doch übergang über *sχ* (mit palat. *χ*) oder *sj* anzunehmen.

II. Vocalismus. 1) umlaut. ein hauptunterschied zwischen altfr. und altobd. besteht in der durchführung des *i*-uml., aber es darf dabei nicht übersehen werden, dass dieser unterschied im wesentlichen nur chronologischer art ist, insofern als die würkungen sich im fr. früher zeigen: die tendenzen sind im grunde dieselben. wir dürfen uns durch die orthographie nicht beirren lassen: nur dort, wo auch das fr. in ahd. zeit den uml. nicht schreibt, ist das obd. auf einer ursprünglicheren stufe geblieben, dh. es spricht offenen *e*-uml., dagegen da wo das altfr. bereits *e* hat, also vor *l* oder *r* + cons. (aufser natürlich

[1] da gerade im lothr. solche formen auftreten, wäre dies ein weiterer hinweis auf ostlothr. herkunft des Isidorübersetzers. wofür ja so viele anzeichen sprechen; hier allein berührt sich 'nordrheinfr.' mit alem. und moselfr., in dessen nähe der mangel an consonantenschwächung den text rückt; s. ferner das unten über den uml. in der flexion der schwachen subst. und adj. gesagte.

Digitized by Google

lw, *rw*) und vor *h*, ist auch das obd. mit wenigen ausnahmen, die in der regel ihre besondere erklärung haben, bis zu geschlossenem uml. vorgedrungen, so dass heute die obd. mdaa. im wesentlichen auf derselben stufe stehn wie die obfr. und ostmd.[1], allerdings nur diese, denn im mfr. sind mit ausnahme vor allem der südl. grenzgebiete die kurzen *e*-laute ganz oder doch meistens zusammengefallen, so dass das mfr. auch in dieser hinsicht dem nd. näher tritt. die umlautsentwicklung scheint im fr., wenigstens im obfr., denselben verlauf genommen zu haben wie im obd: *arbes*, *gardea* bei Isidor und *slahit*, *arslahit* der Lex. sal. weisen darauf hin, dass auch hier *r* + cons. und *h* zunächst umlauthemmend würkten; vielleicht ist auch *aldin* bei Isid. so aufzufassen, denn die übrigen fälle, welche vor der flexionsendung *-in* nicht umgelautet sind, *binamin*, *liihamin* haben nebentoniges *a*, das wie eine beträchtliche zahl von belegen dartut (Fr. § 10. Wilmanns I § 195, b, vgl. bes. Otfr.s *antfangi*, *gaganent*, *gisamani*, *nagalen*), der umlautswürkung weniger stark ausgesetzt ist; s. auch *balgen*, *aneuallit* (*-balge*, *-balgin*) s. 22. zur zeit Otfrids war diese phase bereits überwunden[2]. sein auffallendes, viell. analogisches *wehsit* hat entsprechung in den heutigen dialekten: Heilig Mda. d. Taubergrundes § 51: *wegst* aber *nęχt*, *gšleχt* usw.; ebenso Knaufs § 11, 2 e; hier aber auch *flęs* < *vlehsīn*). auf das zeitlichere eintreten der umlautbewegung im fr. weisen hin die schon verhältnismäfsig früh belegten fälle mit uml. hervorgerufen durch *i* in zweiten compositionsgliedern von eigennamen (Fr. s. 23). über das obd. geht das fränkische hinaus in fällen wie *kentzler* Heinzel 398, moselfr. *ziədər* sattler, *-męχər* -macher usw., wofür Leid. Will. (Fr. s. 21) einen frühen beleg bietet. sie erklären sich, wie der vorsprung des md. in der umlautentwicklung überhaupt, daraus, dass im fr. früher als im obd. die nebensilben an schwere einbüfsten. daher auch jene fürs obd. unerhört starken verkürzungen nebentoniger silben oder wörter, wie zb. in *salšd* Seligenstadt, *hirbχ* < Hühnerbach usw.

S. 22 bemerkt Fr.: 'Summar. geht im umlaut sehr weit, hat aber plur. *blader* III 92, 31, *bladir* 100, 43'. dies ist nichts zufälliges, zumal auch das heutige rip. *bladər* hat. es steht aufser zweifel, dass in der flexion der *s*-stämme im ahd. urspr. *ir* und *ar* (entsprechend idg. *-es -os*) wechselten und hinter dem *rindares* des 2. Reichenauer glossars (Braune Ahd. gram. § 197, a. 1) und dem *holar* bei Schatz Altbair. gr. § 98 steckt sicher mehr als blofse orthographie. dafür haben wir zeugnisse in den

[1] bair.-österr. formen wie *hâltət* hält, beweisen natürlich nicht das 'unterbleiben des uml.' vor *l* + cons., wie man gelegentlich lesen kann.

[2] doch haben einzelne md mdaa. noch heute vor *l* + cons. offenes *ę*, vgl. Knaufs Mdaa. von Atzenhain und Grünberg § 11, 3.

Digitized by Google

heutigen mdaa.: niederrhein. *kalvər* Hasenclever Dial. d. gmde. Wermelskirchen § 47, siegerl. *kalwər* Heinzerling s. 66, *rarər* räder s. 119, siebenbürg. *rǫ̈dər* räder, *grǫ̈bər* gräber, Frühm Vgl. flexionslehre d. Jaader und moselfr. mda. s. 21. umlautlos sind *chalbər* und *lammər* in den meisten hochalem. mdaa.; ich könnte eine reihe von belegen anführen. es ist zu beachten, dass in den angeführten mdaa. in überwiegender zahl 'regelmäfsige' fälle mit geschlossenem *e*-uml. daneben stehn; nur das rip. scheint nicht umgel. formen zu bevorzugen, Münch § 209. vgl. noch kärnt. *Khǫlšpęrg* für urk. *Chalbersperg* und *Caluerespach* Fr. § 116, 6 anm., *spacher* § 132, 2. ältere belege gibt auch Weinhold Mhd. gr. s. 486: *radere* (gen. pl), *bladere*. in ostmd. dialekten kommt bei dieser gruppe häufig offner *e*-uml. vor, der auf ursprüngliches nebeneinander von umgel. und nicht umgel. formen deutet.

Im Anz. XXXII 127 hab ich einige belege zusammengestellt, aus denen hervorgeht, dass *j*-uml. stärker würkte als *i*-uml.: dazu scheint die behandlung des *-ari* beim schreiber *γ* im Tat. zu stimmen *ari*, in der flexion (**arj*-) aber mit einer ausnahme *er*-, vgl. Sievers § 76; freilich ist *γ* ein Oberdeutscher.

Wie das mfr. und das angrenzende westndfr. sich in der behandlung der kurzen *e*-laute dem nd. nähert, so auch darin, dass es früh und intensiv das lange *a* umlautet, wodurch es sich sowol vom ostndfr. wie von den meisten oberfr. mdaa. stärker abhebt; allerdings ist der übergang im süden und südosten nicht unvermittelt. es ist jedoch fraglich, ob man dieser starken entfaltung des uml. von *ā* eine besondere sprachliche bedeutung beilegen soll: der fall widerholt sich im westl. hochalem., auch hier ist *æ* mit *ē* in einen geschl. *e*-laut übergegangen, der in einzelnen dialekten sogar zu *iə* wird. in ahd. zeit war mfr. '*æ*' sicher noch ein offner laut, wie die noch zahlreichen *a*-schreibungen lehren (§ 24). — die beispiele mit *e* für *ei* § 21, 2 dürfen m. e. nicht unterschätzt werden: in den meisten der angeführten belege kann *i*-uml. angenommen werden; und dass *i*-uml. des *ei* in einem teile des fr. bestand, steht aufser zweifel (*wênig* und *bêde* gehören selbstverständlich nicht hierher). reste solcher umlautwirkung kennt das ndfr. und moselfr.; ganz deutlich ist die sache im lothringischen, vgl. Tarral s. 30 u. 75 zb. *sāiχən* zeichen: *wēiχən* < *waikjan*. dass einzelne ausgleichungen stattgefunden haben, kann nicht wunder nehmen. man beachte, dass die ausnahmen wie '*weide*' teilweise zum ndfr. und nd. stimmen. ich halt es für sicher, dass das ganze mfr. gebiet im anschluss an das ndfr. und nd. uml. des *ei* kannte, nur ist in dem gröfsten teil desselben infolge jüngerer monophthongierung zu *ē, ę̄* der unterschied verwischt worden.

Ebenso wie einen uml. des *ei* weist das md. (hier in übereinstimmung mit dem obd.) einen uml. des *iu* auf, von dessen

Digitized by Google

vorhandensein einzelne mfr., hessische und thüring. mdaa. zeugnis geben. der alte nicht umgel. diphthong *iu* ist in den genannten dial. zunächst zu *ū* geworden (und zwar nicht allein vor *w*, vgl. Fr. § 41, 5 zu *Nuenburg*), das umgel. *iu* dagegen ist mit dem uml. von lang *u* in *ǖ* zusammengefallen. heute stehn sich die beiden laute in nicht diphthongierendem gebiet als *ǖ* und *ī*, in diphthongierendem als *au* und *oi*, *ai* entgegen, vgl. *nau* neu, *auχ* euch, *haud* heute, *aut* < *iut* < *iuwiht*, *fauər* feuer, *hauər* 'heuer' unlängst oder vergangenes jahr, aber etwa *doiər* teuer, *loiχdə* leuchten usw. sehr klare beispiele bietet Heinzerling: *niɴ* neun < *niuni* od. *niuniu* aber *nuntse* 19, *nuntsiχ* 90; *tsuχ* zieh (imp. neben analog. *tsiχ*). der einblick in die verhältnisse wird deshalb erschwert, weil gegenwärtig die *u*- bzw. *au*-formen überall vor den *i*- bzw. *ai*-, *oi*-formen im schwinden begriffen sind und sich zt. nur mehr in ortsn. gehalten haben. die verteilung der *'iu'*- und *'iü'*-formen im md. stimmt mehr zu der des hochalem. *'öu - ǖ* gebietes' (südl. und südwestl. Schweiz, wo umgel. *iu* durch *ü*, nicht umgel. durch *öu* oder deren weiterentwicklung vertreten ist)[1]. im gegensatz zur schwäb.-bair. gruppe herschen mit wenigen ausnahmen uml.-formen in der 2. und 3. sg. der verba der 2. cl. (analogisch auch in der 1., sowie meist auch im imp.) und in jenen fällen, wo *iu* nicht auf germ. *eu* zurückgeht, sondern durch contraction usw. entstanden ist, oder auf fremdem diphth. beruht, so zb in freund, teufel; nur bietet feuer, heuer, heute im md. zum unterschiede vom südwestalem., wo *für*, *hür*, *hüt* gesprochen wird, die entsprechung des nicht umgel. *iu*, wenn auch nicht (mehr?) überall. abweichend von den schwäb.-bair. mdaa. bildet *r* im hochalem. wie im md. kein umlauthindernis, daher *'iü'* in teuer usw., wol aber *w*[2].

2) Brechung. das nördl. md., insbes. das mfr. unterscheidet sich von den übrigen hd. mdaa. dadurch, dass in einer reihe von fällen die brechung des *u* unterblieb, wodurch es der nd. und angelfries. dialektgruppe näher rückt, vgl. Fr. § 21, 5. auch das verhältnis von *i : ë* weist mancherlei unterschiede gegenüber dem obd. auf. zur ergänzung der ahd. belege stell ich hier eine liste derjenigen wörter zusammen, die heute in nordmd. mdaa. *u* aufweisen oder deren heutiger lautstand sicher auf früheres *u* deutet, ohne gerade vollständigkeit zu beanspruchen: ofen, offen, hoffen, oben, hof, stopfen, stoppel, geschloffen, hobel.

[1] vgl. zb. Haldimann, Zs.f.hd.mdaa. 4, 318.

[2] Die ansicht, dass md. *au* nicht umgel. *iu* entspricht, wurde, soviel mir bekannt, zuerst von Brenner Beitr. 20, 80 vorgetragen, der auch auf Heinzerling aufmerksam macht. abzulehnen ist die beschränkung der *au*-formen auf einsilbige wörter, Behaghel, Grundr. I² 705, ebenso die erklärung Weises Zs.f.d.mdaa. 1907, 206f, der die *au* von benachbartem dental oder *h* abhängig macht und wörter wie *knaul*, *raude*, *sauer*, *schlauder*, *haune*, *aul* damit verquickt, die urspr. *â* haben und zt. auch im obd. nicht umgelautet sind.

Digitized by Google

— frosch, fort (dies auch obd.) spott, spotten, bock, boden, gebot, moos, motte, Mosel (vgl. dazu Fr. § 21, 7 anm. 1), kommen, sommer — voll, volk, vogel, woche, wolf, wolke, wolle, geschwollen, wort, folgen — kohle, holen, gold, holz, toll, stolz, scholle. wie häufig auch im obd. in: honig, donner, trocken, trotz. deutlich geht aus diesen beispielen, deren verteilung nicht gleichmäfsig ist, hervor, dass fast überall die conson. umgebung (labial od. *l*) von einfluss war; vgl. die bei Franck § 21, 5 angeführte litteratur. in einzelnen fällen spielt wechsel im vocalismus der folgesilbe herein. freilich wird die sache dadurch kompliziert, dass in den hierhergehörigen mdaa. unter gleichen bedingungen auch brechung eingetreten ist, zt. im gegensatz zum obd., so etwa in stube, furche, zupfen, rupfen.

Die erklärung, dass sich in *swester*, *gester* das offene *ë* über *swestir*, *gestir* zu geschl. *e* entwickelt habe, Fr. § 16, halt ich wie die (ja wol allgemein abgetane) hypothese eines *st*-uml. für unrichtig. es handelt sich vielmehr um contaminationsformen, wie sie zb. auch für die *ė* und *ë* scheidenden mdaa. des südbair. in *schef* schiff, anzunehmen sind (Zs. f. d. mdaa. 1909, s. 12, vgl. auch pl. *pretər* gegen sg. *pręt*). dass *i*-formen bei diesen wörtern bestanden haben, zeigen aufser *suister* im Tat. und im 2. Merseb. zauberspr. auch die jetzigen mdaa. mfr.—mhd. *suster* d. i. *süster*, heute *zystər*, *zöstər* (vgl. auch Franck Zs. 35, 385) kann nur aus *swister* hervorgegangen sein[2], das selbst natürlich auf flexionsformen wie **swistri* beruht. lux. *gyšt(ər)* deutet entschieden auf urspr. *i*, das im westlothr. *gištər* noch rein erhalten ist wie im ndl. *-nist* in den Oxf.-Würzb. gl. findet seine parallele in westlothr. *ništ*, lux. *našt* (*a* < *i*; für das verhältnismäfsig seltene *nėst* gilt also dieselbe erklärung wie für *swėster*. die contaminationsformen herschen auch in *swester* und *gester* nicht überall: die meisten nordrheinfr. und ostmd. mdaa. weisen auf *ë*). beachtenswert ist lothr. *jetwidər*; es erklärt das in den mdaa. häufige geschl. *e* in (*et-*, *ent-*)*weder*. viell. ist auch geschlossenes *e* in *jener* aus dem nebeneinänder von *i* und *ë*-formen hervorgegangen. *i*-formen kennen die moselfr. mdaa., vgl. siebenbürg. *giner* (Beitr. 17, 382, wobei freilich der nasal mitgewirkt haben kann), s. auch Weinh. § 488. **jin-* bzw. mit brechung *jën-* wären dann ablautformen zu got. *jain*; auch obd. *ėnêr* liefse sich so leicht erklären: *iina-* > *ina-* > *ena-*. Otfrieds *nibul*(*nissi*) lebt fort in hess. *niwəl*, lux. *nivəl* (daneben *niəvəl* mit ursprüngl. *ë*). mit entschiedenheit auf ursprüngl. *ë* deutet lux. *khrīps*, *khripəs*, westlothr. *khribis*[3], wie denn auch bair.-österr. *khręps* germ. *ë* voraussetzt

[1] auffällig ist westlothr. *u* in rotz, rost, knochen.

[2] wegen des uml. in '*suster*' kann daher *kuman* § 69, 2 nicht auf *qui-* zurückgeführt werden.

[3] *p*, *b* für *o* im moselfr. ist wol in formen wie *khrips-* für *f* eingetreten (*fs* > *ps*).

Digitized by Google

(Fick[4] 52, Weigand[5] nehmen uml. *e* an. Kluge lässt die frage unentschieden). erwähnt sei noch lux., eifelländ. *mit* met. (vgl. Wb. d. lux. mda. 288, Hecking 58). — *wedar* in Cant. als verdächtig anzusehen (Fr. § 19, 5) ligt kein grund vor. rheinfr. mdaa. setzen in diesem wort wie auch in 'nieder' zt. *ë* voraus, vgl. etwa Handschuchsheim: *węrə* wieder, *nērə* nieder (adv.), während *i* sonst aufser vor **altem** *r* erhalten bleibt: *kšnirə* geschnitten, *šlirə* schlitten (Lenz, Vgl. wb.); auch *werə* in Naunheim neben *frire* friede weist auf *e*; genauere musterung der mdaa. dürfte wol noch mehr belege zu tage fördern.

Nicht sehr wahrscheinlich dünkt es mich, dass *ë* in wörtern wie *pfëffar, sëgan, bëh, bëhhar, mëssa* auf rom. *e* zurückzuführen sei (Fr. § 20, 6). ich verweise auf ableitungen wie kärnt. *pfi̯ern* (pfeffern) < *piprjan,* ahd. *pfifera,* schweiz. *pfiffere* nhd. pfifferling, 'pfefferschwamm', nhd. verpichen, erpicht, bair.-österr. *pikχən* (nördl. *pikn*) kleben < *bikjan*[1]. freilich kann hier auch erhöhung von *e* zu *i* vorliegen; es ist jedoch zu beachten. dass *i* im rom. nicht zu *ę* sondern zu *ë* geworden ist und dass dafür in einem teile des mfr. und nordrheinfr. jener zwischenlaut zwischen *i* und *ë* (oder dessen moderne entsprechung) zu erwarten wäre, der für germ. *i* vor folgendem vocal mit tiefer zungenlage hier angesetzt werden muss: *dicko* (od. *dëcko?*) aber *dicki,* s. Fr. § 20. — diese von BSchmidt in seinem Vocalismus der Siegerländer mda. zuerst bemerkte lautregel verdient von seiten der deutschen grammatik eingehendste beachtung; sie ist sicher sehr alt, da sie auch die wirkung des geschwundenen *j* noch erkennen lässt, vgl. dazu Horn Zs.f.hd.mdaa. 6, 106. dadurch wird wenigstens für einen teil des sprachgebietes die ausnahmslosigkeit der einwirkung von *a, e, o* auf vorausgehendes *i* der tonsilbe sichergestellt, und es ist nicht ausgeschlossen, dass die erscheinung ursprünglich viel weiter reichte. trotzdem halt ich im gegensatz zu Fr. § 19 *ë* noch immer als das lautgesetzliche brechungsproduct von *i* vor *a, e, o* und diesen für die genannten mdaa. vorauszusetzenden mittellaut nur als compromisslaut. die annahme, *i* sei zu *ë* nur gebrochen worden, wenn betontes *ă, ĕ, ĕ̄* unmittelbar folgte, erscheint mir unwahrscheinlich, weil assimilationsvorgänge viel rascher und intensiver vor sich gehn, wenn unbetonte vocale folgen als solche mit nebenton. wenn zum unterschied von *i* die brechung des *u* zu *o* consequenter durchgeführt wurde, so ist dies nicht so auffällig. man halte sich die ablautsreihen vor augen; auf der einen seite: *ī, ai, i, i,* auf der andern: *e (i) a, u, u; e (i) a, œ, u; eu, ou, u, u.* hier ist der

[1] ein fall der deutlich zeigt, dass consonantengemination auch nach abschluss eines teils der lautverschiebung noch wirksam war; dazu mfr. *Tännes* < *(An)tonius* (Frank s. 32) und *Görres* < *(Ger)gorius.* bei ersterem beachte man die erhöhung von *o* > *u*; vgl. dazu Anz. XXXII 122 und *sigiture* Fr. s. 28 < **segetarium.*

Digitized by Google

u-vocalismus auf den pl. des prät. und das part. beschränkt, ja in einer reihe sogar auf das part. allein, während dort infolge früher assim. von *ei* > *ī* die *i*-formen mit ausnahme des sg. prät. durch das ganze paradigma gehn, allerdings mit quantitativen differenzen. kein wunder wenn in diesem falle sich früh das streben geltend machte, den *i*-charakter beizubehalten, wenn dann infolge dieses starken systemzwanges in der verbalflexion die psycho-physiologische norm der senkung von *i* > *ë* vor vocal mit tiefer zungenlage durchbrochen wurde, und man sich gewöhnte *i* in dieser stellung (unverändert oder doch nur wenig verändert) beizubehalten.

Zur flexion. vom obd. unterscheidet sich das fr. dadurch, dass für obd. *in, un* in den endungen der subst.-flexion in der regel *en, on* auftritt. der grund dieser verschiedenen vertretung ist nicht ganz klar, doch scheint nach Walde Germ. auslautgesetze s. 178 das fränkische das ursprüngliche zu bewahren. von wichtigkeit wäre die feststellung, wie sich die *en/in* bzw. *on, un* formen im fr. verteilten. sie ist nicht unmöglich: für die verbreitung von *on* bzw. *un* fehlen uns allerdings anhaltspuncte, wol aber haben wir solche für die von *in* (*en*), und zwar im auftreten (oder nichtauftreten) des uml. in alten zusammensetzungen, namentlich in ortsnamen. so erscheint montag mit uml. (urspr. *mānintag*) im südwestl. ostfr., vgl. Zs. f. hd. mdaa. 6, 333, Heilig Mda. v. Tauberbischofsheim s. 68, im moselfr., sowol im westlothr. wie im lux. dagegen scheinen nur umlautlose formen dieses wortes vorzukommen im rip., im rheinfr. (aufser dem südwesten; vgl. den beleg im Wb. d. deutsch-lothr. mda. s. 369 für Rieding bei Saarburg und Nobiling Vocalism. d. dial. d. stadt Saarburg etc. s. 45), im östl. ostfr. und im ostmd.; doch beachte man ortsn. wie *Lengen-, Lenge-, Lengfeld* in Thüringen, Sachsen, Unterfranken, *Rötenbach* in Ober- und Mittelfranken u. a. m. bemerkenswert ist *Lengfeld* sö. Darmstadt und *Lengefeld* im waldeckischen, also noch auf rheinfr. boden. (weit verbreitet sind die zusammensetzungen mit *Gräfen-*, doch ist hier vorsicht geboten, da auf md. boden auch die nebenform *grēve* < *grāvio* vorkommt). eine untersuchung dieses problems wäre dringend notwendig; vielleicht weisen doch auch andere gegenden reste solcher umlautformen auf. zu den in § 164 erwähnten ortsnamen mit *-in -en* bei weibl. grundwort kommen noch die in Beitr. 14, 108 angeführten hinzu; auch dafür bieten die heutigen ortsnamenformen belege, vgl. *Längnau* in Oberfranken. — die beispiele mit uml. bei folgendem *-in* hätten übrigens zusammengestellt werden sollen.

Einzelnes: s. 8 zum 'taufgel.': Fulda ist doch auch rheinfr.! § 9 vgl. noch *Wolperoni* Heinzel s. 372. § 12 wäre eine zusammenfassung der belege für uml. hervorgerufen durch *i* in 3. silbe erwünscht, vgl. ss. 17. 22. 64. auch fälle wie

Digitized by Google

Weltere < *Walthari, Eltevile* < *Altavilla* s. 23 gehören natürlich hierher. — § 12 anm. werden beispiele von ortsnamen gegeben, in denen nichtdeutsches (kelt.) *a* scheinbar ohne palatalgehalt der folgenden silbe heut als *e* erscheint; Fr. erklärt dies aus palatalerer articulation des kelt. *a*. diese hypothese hätte wol nur beweiskraft, wenn sämtliche keltische *a* in der betr. gegend als *e* aufträten. viell. beruht der uml. doch nur auf secundär entwickeltem *i*. — zu § 13, 1 vgl. hess. *hinš* handschuh, westlothr. *himt* hemd, lux. *īnt* ente, *šīmt* scham; auf *hingst* hengst deuten siebenbürg. dialekte (Beitr. 12, 356). — § 14 den *š*-uml. kennt auch das (westl.) ostfr. — § 17, 3 zum übergang von *wer* > *wor* vgl. auch die alte hd. bezeichnung *Antorf* für *Antwerpen*. — § 19, 1 (unten) wären auch die formen *emo* der lex. sal., *era* bei Otfr. und *hero* im Leid. Will. zu erwähnen gewesen (doch § 171). *Lesura* Lieser s. 30 dürfte urspr. *i* haben, vgl. den kärnt. flufsnamen Lieser, älteste form *Lisara*. — *ie* in § 19, 5 wird schwerlich dehnung bedeuten; es ist offenbar nur die in späterer zeit so häufige schreibung für offenes *i* oder geschl. *e* und steht auf gleicher stufe wie die *uo* für *u̧* (*ò*) in § 22, 7 anm. *ie* und *uo* hatten im grössten teil des fr. nach der monophthongierung *ī̧*, *ū̧*, ergeben, die im mfr. bes. im rip. qualitativ mit kurzem *i*, *u* (d. i. *i̧*, *u̧*) zusammengefallen waren, weshalb für letztere auch die schreibung *ie, uo* eintreten konnte; quantitativer zusammenfall ist deshalb nicht erfolgt. natürlich konnten *ie* und *uo* daneben gelegentlich zur längenbezeichnung verwendet werden. — § 29 vgl. auch das auffallende *biziunta* 'sepsit' Würzb. II 622, 41. — § 30 anm. 2 den übergang von *ē* > *ī* kennt auch ein teil des nordrheinfr. — § 31 *ie* in *siesnon* könnte auch *ie* bedeuten; im lux. lautet sense heut *zeisəl* mit demselben *ei*, das sonst altem *ie* oder *ê* entspricht (altes *ei* dagegen erscheint als *ę̄*). dagegen steht *ie* in *Riele* § 42, 3 sicher für *ī*. — § 33 *Hoeste* dürfte einfach **Hôhsteti* fortsetzen. — § 34, 2 wäre auf die *oug* < *ou̯u̯* in § 68 zu verweisen. das lux. *struom* weist viell. auf frühen zusammenfall von *uo* und *ô* in dieser mda.; sie hat heute für beide laute *òu* (*ò* = palatovel. *o*), vor *m* auch palatovel. *u*. — § 35 die analogische übertragung des umlautzeichens *oi* auf nicht umgel. *ou* ist viell. so zu erklären: nicht alle ostfr. mdaa. unterscheiden zwischen umgel. und nicht umgel. *ou*. in den dial. des südostens, südens und südwestens, also in den ans bair. und alem. grenzenden teilen sind alle *ou* zu *ā* geworden, dagegen wird im nordwesten und norden *ou* und *öu* deutlich auseinandergehalten, zb. Bonnland *dlāwə* glaube (subst.) aber *gədlē* glauben (verb.). während man also im norden *ou* und *oi* auseinanderhielt, waren die beiden zeichen für schreiber aus dem süden gleichwertig, sie konnte sie daher leicht vertauschen. — § 36 mit dem *oye* für *ouwe* sind viell. die *oi* bei Schatz § 14, b zu vergleichen; s. auch *Pinzgoy* Prager D. Stud. VIII 267. — § 38, 6

Digitized by Google

der ausdruck 'der heutige mfr. monophthong' ist unrichtig, da doch auf einem grofsen gebiet *ie* (und *uo*) nachträglich wider diphthongiert wurden: lux. *ei*, moselländ. *ij* (Ludwig Mda. v. Sehlem § 52), im siebenbürg. begegnet sogar *äi*, *ai* und daraus entstandenes *ā*; vgl. Siebenbürg. sächs. wb. lauttafel. auch wird nicht überall wo monophthong blieb, *ē* gesprochen. *flihemes* bei Otfr. ist eher mit *spiohan* zusammenzubringen: *h* war vermutlich ein stark velarer laut, vor dem helle vocale (schwach) diphthongiert wurden und sich so mit alten diphthongen berührten, was gelegentlich zur umgekehrten schreibung führen konnte. — § 41, 2 wird Franck im recht sein, wenn er für *e* in *treuua* usw. geschlossene qualität vermutet. in den hochalem. mdaa., wo die *ew* noch zt. erhalten sind, wird hier dasjenige mittlere *e* gesprochen, das sonst dem uml. *-e* zukommt, vgl. aus der umgebung von Brig: *rewu*, *χewu*[1] < *hreuuan*, *cheuuan* (dag. *riut*, *χiut*, *triwi* < *riuuit*, *chiuuit*, *triuuî*). — § 41, 5 s. auch *oi* in *Loitberti* Heinzel 240. § 43, 2 den übergang von *ehe* > *ie* haben auch die meisten moselfr. dial. mitgemacht; auch der vocalismus von 'vieh' weist daselbst auf urspr. *ie* < *eh* + vocal. — in § 45 oder 47 wäre auf die in § 4 erwähnten fälle mit *yo* hinzuweisen gewesen; dazu Anz. XIX 239. — § 54 zu den zusammensetzungen mit *kāsi-* käse wäre zu bemerken, dass die obd. dial. mehrfach umlautlose formen aufweisen, also *kās-* voraussetzen; in md. mdaa. ist mir dergleichen allerdings nicht vnrgekommen. — § 55, 2 die erhaltung des nebentonigen *iu* der adj. endung im obd. und südl. md. hängt wol eher mit verschiedenen betonungsverhältnissen zusammen obd. *blintiu* : md. *blindiu*. das obd. ist hier wie auch sonst in nebentoniger silbe conservativer geblieben. — zu § 57 vgl. jedoch auch Heinzel s. 242 (*Unkelsteina*, *Ossenberga*). — in § 57, 2 hätte auf Pietsch 350 hingewiesen werden sollen, in § 90, 7 auf die modernen mdaa. die vertretung eines urspr. *j* durch *w* ist nicht nur ostfr., sondern greift weit ins nördl. rheinfr. hinüber, s. zb. Knaufs Vergleichung d. voc. lautstandes in den mdaa. v. Atzenhain und Grünberg s. 52. — § 72 dass *g* für *j* vor *i*, *e* nur orthogr. sei, ist jedesfalls nicht richtig : lautgesetzlich ist — wenigstens im anl. — auf dem ganzen hd. gebiete mit ausnahme des rip. anl. *j* vor *i* in *g* übergegangen, vor *e* allerdings nur landschaftlich. ich komme darauf bei einer anderen gelegenheit zu sprechen. die schreibung *g* vor dunklen vocalen beruht viell. auf dial. sonderentwicklung: heute erscheint *j* in diesem fall als *g* im östl. ostfr. und im nordbair., ferner in moselfr. mdaa., vgl. die zusammenstellung von Hufs im Archiv d. vereins für siebenbürg. landeskunde 35 bd., s. 149. — § 83—85 *Paternovilla* s. 102 als lat. form ist wie auch in § 12 anm. auszuscheiden. die verhältnisse des Leid. Will. hätten erwähnung verdient; dass *ph* hier auch asp. *p* bedeutet, ist sicher. —

[1] w ist bilabialer sonor ohne reiberäusch.

Digitized by Google

§ 86 zu *Saphenberch* vgl. die merkwürdige schreibung *Saphven-*, *Saphfen-* bei Heinzel s. 233, die ähnlichkeit hat mit den gelegentlich vorkommenden *fph* für *ff*. — § 103 statt *dši* wäre doch wenigstens *džį* oder *žį* zu schreiben gewesen. — § 105 hierher und nicht unter *h* gehört *ze ulione* Cant. 4, 8. — § 106, 2 *-manoh-* (für *manag*) könnte allenfalls die alte nebenform mit *-h*, die in obd. mda. noch weiterlebt, vertreten, vgl. gottscheeisch *muənixər* mancher, *manah* Gl. II, 272, 39. — § 113, 2 hätte auf die verhältnisse in den rip. mdaa. hingewiesen werden sollen, wo in der gruppe *ht* das *t* im ausl. abfällt, im inl. dagegen *h* schwindet, s. Münch § 110, 5. mir scheint es fast, als sollten auch die ausl. *h* für *t* (§ 96) ihr dasein der übertragung solchen wandels auf *-t* (germ. *d*) verdanken. im luxemb. ist heute in weitem umfange hypernormales *χt* für *t* eingetreten: *buəχtən* < *baten* (s. oben), *ārbɪχt* arbeit, *vouərɪχt* wahrheit, *uəltsɪχt* Alzette (f., flussname usw. auch in bair. mdaa. wird in dial., wo *ht* und *t* zusammengefallen sind, gelegentlich falsch rekonstruiert, daher die *Veicht* für *Veit* und ähnl. — § 115, 6 *gibfun* und *sulzgar* sind nicht mit den *k* vor cons. auf gleiche stufe zu stellen. im ersten wort ist *g* oder unasp. *k* auch im obd. in weitem umfang verbreitet[1] und *-kar* in zusammensetzungen hat *g* auch im hochalem., vgl. schweiz. *χäsgər* < *châsichar*. die bei Pietsch 432 angeführten wörter mit anl. *g* für *k* sind lehnwörter und haben im obd. unasp. *k* oder *g*. — § 119, 2 die *p*, *k*, *z* in raupe, haken, schnauze beruhen doch auf westgerm. consonantendehnung (bei schnauze ist dies nicht gerade sicher, s. oben), haben also junge geminaten, die nicht (oder doch erst im laufe der ahd. periode) vereinfacht wurden, während die alten doppellaute in fällen wie *wissa-*, *mōssō* schon urgerm. durch einfache ersetzt worden waren. sie sind auch nicht mit wörtern wie 'weizen', 'büetzen' zu vergleichen, denn nachdem sie einmal isoliert waren, hatten sie keine formen mit einfachem cons. neben sich wie *bōttiu* : *bōtis* usw. — § 120 vgl. das nebeneinander auf mfr. gebiet : rip. lux. u. moselländ. *k(h)ofər* < *kupur*, westlothr. *kupər* < *kuppr-*. — § 126, 4 viell. ist die assim. in *Zulpikowe* (diese form Lac. I 236) erfolgt, bevor die verschiebung des *k* > *χ* endgiltig durchgeführt war. — § 127 ergänze: und zwischen *m* + *l*. § 128 e: *nodnuftigo* der Kölner Genesisgl. und das von Fr. nicht erwähnte *custigan* im Leid. Will. 47, 23 scheinen die einzigen alten belege für den heut in mfr. mdaa. (und im angrenzenden rheinfr.) in weitem umfang eingetretenen schwund des nasals vor spiranten zu sein. *Chostantin* kann auf rom. entwicklung beruhen, dagegen werden *sudan* Par. [3] III 608, 5 und *suthenewind* Leid. Will. 39, 10, 16 doch nicht aufser acht gelassen

[1] eine zusammenstellung von beispielen mit *g* für anl. *k* bringt meine Anz. f. idg. sprach- und altertumsk. XXVII erschienene rec. von Schönhoffs Emsländ. grammatik.

Digitized by Google

werden dürfen. dass der bes. aus dem alem. bekannte nasalschwund im mfr. verhältnismäfsig alt ist, zeigt die vocalentwicklung, vgl. lux. *Aišər* Enscheringen (wol zu *Ausheri*; s. dazu Schatz, Abair. gr. s. 82 *Anscheringam*), *gos* gans; freilich haben auch noch *phaiston* pfingsten, *jofər* jungfer an der entwicklung teilgenommen. siegerl. *deasə* < *dinsen*, *feasdər* fenster, *fərnoft* vernunft; siebenbürg. *tsǭgs* zins u. a. — die bemerkung s. 170 'nicht lautlicher charakter der erscheinung — nämlich des abfalls von *n* — wird Beitr. 22, 441 verteidigt' ist nur zt. richtig; vHelten nimmt nur für die subst. übertragung an. — § 134 hätte das *iu* im gen. pl. bei Isidor erwähnt werden sollen; vgl. Hench s. 93 und Kögel, Anz. XIX 240, wo auch *abgrundiu* 1, 5 so aufgefasst wird. — § 142 die skepsis betreffend den schwund der ausl. *i* teil ich nicht. die mnd., mnl. formen ohne endvocal können doch ebensogut wie *sun* (§ 145) aus der flexion erschlossen worden sein. — § 159 das *-iu* für gemeinfr. *-u* blieb nicht nur im südl. moselfr. bewahrt, sondern auch im südl. rheinfr. und einem beträchtlichen teil des ostfr. — § 162, z. 7 zu 'vor unbetonter silbe' wäre hinzuzufügen 'und nach nebentoniger silbe'. — § 180 ergänze: *habana* (*eleuatos*) Würzbg. ^{3}II 621, 56. — § 193a hier wäre auf § 160 hinzuweisen. dass formen mit *st* fehlen, ist begreiflich, dafür steht eben *tt*. die *ht* für *kt* können doch nicht gar so selten gewesen sein, jedesfalls finden sich hiefür in modernen dialekten massenhaft belege, ich verweise etwa auf Zs.f.hd.mdaa. 6, 273. — § 199, 1 hätte an die verhältnisse in heutigen dialekten erinnert werden sollen, moselfr. *ɛχ driwkən*, *tseɪən* ich trinke, ziehe usw.; entsprechend im rip. — § 201 die *ē-* und *o-* verba hatten doch im conj. präs. urspr. kein *e* (< *ai*)!. — § 206 fehlt die erwähnung der *i* für *īn* in der 3. pl. opt. bei Otfr. s. QF. 37, 9.

Im allgemeinen wäre noch zu bemerken: öfter vermisst man eine zusammenfassung wie sie § 10 versucht ist. dadurch dass zb. die anlaut- und inlautbehandlung der consonanten in den einzelnen quellen gesondert beschrieben ist, geht die übersicht verloren, was eben durch solche kurz orientierende capitel hätte vermieden werden können. — bei ortsnamen, die für die sprachgeschichte von irgendwelcher bedeutung sind, wäre die mdal. aussprache anzuführen gewesen: mit den heutigen kanzleiformen lässt sich freilich nicht viel anfangen. so wäre die kenntnis der dialektform vor allem erwünscht bei Hönningen § 7, Altenforst § 9 (s. 16 u.), Freimersdorf § 13 (s. 23), Heimerzheim § 116, 6 anm., Agger § 117, 5, es wird, wie mir mitgeteilt wurde, jetzt *agər* mit verschlufslaut gesprochen wie in wörtern mit altem *gg* (zur schreibung vgl. *-wichen*, *rochin*, *Hacchenburg* Heinzel 276. s. dag. das auffallende *gg* in *Vreggana* Frechen 236. hatte *gg*

Digitized by Google

im mfr. stellenweise noch den lautwert einer gemin. spirans?). Hasenried 121, 6 sowie den meisten in § 21, 7 anm. 1 u. 2 angeführten namen. — öfter hat Fr. rip. eigentümlichkeiten verallgemeinert, wie ich dies schon gelegentlich angedeutet habe: so gilt das in § 44 anm. 1 gesagte nur fürs rip. und auch da nicht überall.

Ich habe bisher licht und schatten ungleich verteilend fast nur mängel hervorgehoben; es sei hier deshalb besonders festgestellt, dass ich dem Franckschen buche eine reihe wertvoller anregungen, auch in methodischer hinsicht verdanke. zu loben ist vor allem die grofse vorsicht, mit der der vf. an die probleme herantritt. wol geht er nach meinem ermessen manchmal in der skepsis zu weit, aber es ist immerhin gut, hie und da aus der philiströsen sicherheit, in die man sich eingewiegt hat, etwas aufgerüttelt zu werden und sich die dinge wider einmal etwas genauer anzusehen. ein paar beobachtungen und ergebnisse, die für die deutsche grammatik im allgem. von bedeutung sind, möcht ich zum schluss noch hervorheben: § 55, 1 die entwicklung von *-dio* zu *-do*, die genau der des *iu* > *u* beim adj. entspricht. § 60 die beispiele mit sprossvocal zwischen *rf*, *rb rg*, *rm*, *lg*, *lc*, die jedesfalls zahlreicher sein würden, wenn uns mehr alt-mfr. sprachproben zur verfügung stünden; ist doch in diesen fällen svarabhakti nirgends so ausgeprägt als im mfr. und niederrhein., dessen charakteristikum er geradezu bildet. mit der in § 82, 4 gegebenen erklärung des '*ff*' in dürfen, auf das wol alle hd. mdaa. hinweisen, hat Fr. sicher das richtige getroffen, ebenso mit der bemerkung in § 113, dass für mhd. *h* in *ht* auf einem weiten gebiete nicht ausgeprägt spirantische aussprache anzunehmen sei (s. auch Idg. Forsch. 32, anz. s 110); dagegen möcht ich das in § 76 über die aussprache von *nf*, *mf* gesagte nicht unterschreiben.

An druckfehlern bemerkt ich: § 39 zweimal *papilla* für *pupilla*. s. 179 z. 7 v. u. soll es 8, 153 heifsen st. 8, 155, s. 198 z. 10 v. u. *man* st. *mann*.

Freiburg i. d. Schweiz. **Primus Lessiak.**

Die metrik der kleineren althochdeutschen reimgedichte von **Paul Habermann.** Halle, Niemeyer, 1909. VIII u. 194 ss. 8°. — 7 m.

Nach Habermanns meinung prägen die dichter, auch die althochdeutschen, die rhythmisch-melodische stimmung, in der sie sich bei ihrer tätigkeit befinden, ihren werken durch entsprechende wortwahl im lautbestande ein, und die leser, auch die heutigen, finden den 'vortragsschlüssel' eines gedichtes, wofern sie nur allen eindrücken willig folgen.

Digitized by Google

Ich constatiere gleich die beiden immer widerkehrenden stillschweigenden voraussetzungen: 1. gleichartigkeit der ausdrucks- und aufnahmebedingungen damals und jetzt, 2. vollständige entsprechung von gewolltem und erreichtem in der dichtung. beide sind nicht nur nicht als richtig zu erweisen, sondern sicher falsch.

Wir setzen die arbeit unseres lebens daran, die andersartigkeit des empfindens und verstehens im mittelalter zu begreifen, und hier wird sie einfach ausgeschaltet! was wissen wir denn davon, in welchem verhältnis damals inhalt und rhythmus standen? aber ist es nicht höchst wahrscheinlich, dass den leuten, die eben vom alliterationsverse herkamen, der rhythmus neben dem inhalt viel mehr bedeutete als uns heute, wo manche den vers durch den inhalt auflösen? und dann würkt der reim in derselben richtung! er muss ja, übrigens schon als neuer schmuck, viel gewaltsamer ins ohr fallen als heute: in *alle : sîne, gisiuni : gâbi*, auch *nériân : skárián* fordert er eine neuartig-unnatürliche dehnung der letzten silbe, einen starken accent, eine hebung der stimme, die auf die reimentsprechung hinweist. sollte sich in solcher hervorhebung des formalen nicht ein uns fremder geschmack documentieren? oder verlangten nicht vielleicht die robusteren nerven mehr sturm und lärm vom vortrag? galt nicht vielleicht, vielleicht ätherischen seelen leiern für schön weihevoll? [1]) man braucht ja nur die möglichkeit zuzugeben! dabei ist noch nicht einmal in betracht gezogen, dass es wenigstens heute unendliche abstufungen im verslesen gibt: damals gab es nichts dergleichen? ich glaube, man braucht doch einige historische einsicht, um sich dem 'vortragsschlüssel' eines gedichtes auch nur anzunähern.

Was dann die zweite voraussetzung betrifft, so haben wir allen grund anzunehmen, daß sie gerade in der periode falsch ist, die mit einem neuen verse ringt. Habermann spricht von einem dem orchestischen urmetrum nahestehenden vierer, der allmählich zur freiheit des frühmittelhochdeutschen reimverses geführt werde. ich habe schon früher (Zs. f. d. ph. 41, 99f, vgl. PBB. 36, 374ff) zu zeigen versucht, wie verkehrt diese auffassung ist. Otfrieds 'urmetrum' ist, wie er selbst hinlänglich deutlich kundgibt, nicht prähistorisch deutsch, sondern greifbar lateinisch, und nach Otfrieds muster ist der vers der kleinen ahd. gedichte geformt; ihre herleitung an Otfried vorbei ist ein unding [2]. und wenn das Petruslied stärker spondeisch ist, so ligt das nicht daran, dass es dem 'orchestischen urmetrum', das für den ahd. vierer ein phantasiegebilde ist, näher steht, sondern daran, dass es dem orche-

[1] in diesem sinne ist es höchst unhistorisch zu sagen: 'das lied verliert dadurch [durch eine gewisse änderung der sprechmelodie] aber bedeutend an kraft und bekommt einen sozusagen leiernden tonfall' (s. 16). es ergetzt sich ja noch heute mancher mann an allerhand musikmühlen, gegen die jegliches leiern wohllaut ist.

[2] das zeigt jetzt auch ein vergleich der technik des alter Trierer zauberspruches Zs. 52, 178.

Digitized by Google

stischen metrum des tages näher gestellt ist, weil es vertont wurde, oder aber daran, dass das otfriedische streben nach regelmäfsigem wechsel von hebung und senkung über ihn hinaus bei einem dichter einmal zu noch gröfserer regelmäfsigkeit geführt hat. dass später die senkungssilben wider zunehmen, ist die natürliche reaction der sprache gegen die fremde technik. derselbe vorgang widerholt sich ja vom 13 jh. ab noch einmal: strenge silbenregelung, silbenzählung, herstellung des knittelverses und der freiheit mehrsilbiger senkung: welches ist da das 'orchestische urmetrum' des knittelverses?

Aber wir geben uns einstweilen zufrieden und sehen H. dazu schreiten, die einzelnen denkmäler nach klang, melodie und rhythmus darzustellen. er ist der ansicht, dass es uns alle interessieren würde, welche melodie sie in seinem Aschersleber dialekte haben. wir finden uns darein und hören, dass das Ludwigslied diese melodie hat (jeder punct bezeichne eine hebung, seine lage deren relative tonhöhe):

Nun ist aber doch nach Sievers die niederdeutsche intonation und stimmlage der hochdeutschen entgegengesetzt, die melodie also umgekehrt. H. intoniert niederdeutsch — aber hochdeutsche gedichte. und dann gibt es, widerum nach Sievers, vielleicht aufser den kreuzungen bei gebildeten und aufser verschiebungen die der affect verursacht, noch andre intonationssysteme, die dann doch wol nach den dialekten verschieden sind und sich nicht auch alle untereinander wie + 1 zu — 1 verhalten können. ob da das aschersleben sche besonders gute resultate für das ahd. verspricht? Grillparzer behauptet unfreundlicherweise in seinen reisenotizen, die Sachsen blökten. auch in Aschersleben ist man von einem gewissen weltbekannten sächsischen tonfall nicht frei. aber ich will, um keinem lebendigen zu nahe zu treten — ich nehme an, H. ist frei von dialekt, und es könnten sich nur jene intonationskreuzungen, wie sie bei gebildeten vorkommen sollen, auch bei ihm zeigen — ich wollte nur auffordern, sich einen hochgebildeten Leipziger litteraten von 1760 das Ludwigslied declamierend zu denken: er hätte es doch gewis wundervoll gesächselt! und stand ihm um 150 jahre näher als wir! und wie richtig mag es erst der alte Schilter, geboren 1632 zu Pegau in Sachsen, moduliert haben!

Aber wir müssen noch mehr in den kauf nehmen: wir wissen beim Ludwigsliede nicht, ob der verfasser Hochdeutscher oder Niederdeutscher, war oder doch, in welchem verhältnis in dem gedichte das nd. zum hd. steht: hier würden also sprachbestandteile verschiedener intonationsweisen von einem dritten, dialektfremden melodisiert. und entsprechendes findet sich auch bei andern gedichten, zb. Christus und die Samariterin.

Digitized by Google

Aber nehmen wir an, es gäbe würklich keine dialektischen und andern abweichungen der sprachmelodie: sollte sie sich nicht doch in 1000 jahren einigermafsen ändern? sollte nicht die einführung des germanischen accents, der den endsilben kraft und saft nahm, die melodie gradezu grundstürzend geändert haben? und die letzten wirkungen davon lägen ja noch in dem jahrtausend, das uns von den kleinen althochdeutschen reimgedichten trennt. ist nicht die diphthongierung der langen vocale mindestens teilweise mit musicalischen veränderungen der sprache verknüpft? dazu der wandel der bedeutungen, das stete auf- und absteigen des gewichts der worte, das zurücktreten des sinnlichen, das einströmen des fremden mit seinen fremden constructionen, bildungen und melodieen — gut, es sei alles nichts! *τέτλαθι δὴ κραδίη!* die gedichte haben nun einmal bei Habermann die und die melodie.

So nehmen wir also an, dass sie bei H. so sind, dass er ihnen keine geltung für die alten verfasser beansprucht, dass er nur meint, die alten unbekannten melodieen spiegelten sich in seiner sprache so, bei andern anders und wider anders, aber ihre gesetzmäfsigkeit, irgend ein sichgleichbleiben sei ihnen in allen erdenklichen widergaben erhalten und bleibe erkennbar.

Dann bleibt uns zur kritik aber doch wenigstens die betrachtung seiner textbehandlung.

Da bietet sich zuerst als hübsche probe das Petruslied dar, denn es ist neumiert, und wir könnten annehmen, dass die musicalische zu der sprachmelodie pafst, wenigstens in der silbenzahl. in der tat werden wir aufgefordert, nach den neumen zweisilbig *ze imo*, dreisilbig *skerian* und *nerian* zu lesen. aber: 'obwol der refrain (*Kyrie eleyson*) vier neumen hat, so verbietet doch die sprechmelodie zu elidieren und *ey* als diphthong zu lesen'. nun wollen wir uns doch empören, aber es heifst: 'textdichter und componist gehen also verschiedene wege', und wir haben uns in die constatierung dieser zweiheit zu fügen, wenn es uns auch nicht recht zu sinne will, dass der text beim Petrusliede je für sich bestanden habe oder auch nur ohne musikmelodie gelesen sei.

Aber i. a. ist der text conservativ behandelt und H. erlaubt sich nur wenige änderungen. etwa Psalm 138, v. 10, 11 und 23: der sprossvocal der handschrift (*spiricho, cherist, cherefti*) 'stört in jedem falle die melodie' und wird beseitigt; Ludwigslied 57 wird das conjicierte *wigsalig*, trotzdem es schon der handschriftenbefund verbietet, in den text gesetzt und — passt zur melodie. ja, H. ist sogar hochconservativ. v. 43 des Ludwigsliedes lautet nach der handschrift:

uuolder uuar errahchon sina uuidarsahchon

(*sina* gegen das *sinan* der übrigen herausgeber beibehalten); dazu die bemerkung: da *uuâr* als substantiv zu hoch liegen würde, ist es pronomen: 'Ludwig wollte irgendwo seine wider-

Digitized by Google

sacher zur rechenschaft ziehen'. der (neben-)einwand, dass man dann *sine* statt *sina* erwartete, wird damit abgeschlagen, dass *sine* zu dünn klingen, sein *e* zu hoch liegen würde. (aber v. 32 steht *mine* an derselben versstelle: ist das *e* da nicht zu hoch und zu dünn?) in den versen der Rhetorik I. 2 wird die lesart von A bevorzugt, weil die von BC eine falsche melodie geben: die richtige ist demnach aus dem einzig übrigen verse 1 entnommen! das dialektfremde *fir-* des Petrusliedes wird belassen; es passt wahrscheinlich zur melodie. 'Christus und die Samariterin' wird für ursprünglich alemannisch gehalten, und es heifst zu *kecprunnen* v. 11 sehr hübsch: 'der handschriftliche lautstand des wortes muss erhalten bleiben. an dieser stelle ist melodisch die form mit alemannischem *k* am besten. liest man *sînes quëcprunnen*, so wird das intervall zwischen der ersten und der zweiten hebung zu klein, da *quëc-* höher als *këc-*, und etwa ebenso hoch wie *sînes* liegt. andererseits muss in 14^b die form *quëcprunnan* bestehn bleiben. würde man hier *këc-* lesen, so würde die zweite hebung im vergleich zu der sonstigen melodik zu tief sinken'. grammatische fehler und dialektmischung aus dichterischer, sprachmelodischer absicht!!

Das ist ja sogar mehr als hochconservativ, es ist kritiklos, es ist sozusagen unsinn. aber so haben wir doch einen verlässlichen handschriftentext.

Etwas stärker schon werden wir beeinflusst in der rhythmischen lesung dieses textes.

Im Ludwigslied ist zb. verlangt v. 4 *Hóloda ínan trúhtín*, 59 *Gihálde ínan trúhtín*. im otfriedischen verse verliert aber *inan* den anlautenden, nicht das vorige wort den auslautenden vocal zur vermeidung eines hiats. es wäre demnach zu lesen *Hólodá nan trúhtín, Gihálde nán trúhtín* mit starker veränderung der melodie. v. 14 ist verlangt *Thér er mísselébetá*, v. 15 *Índ er thánaná ginás:* man könnte als dem sinne angemessener vorziehen *Ther ér mísselébetá, Ind ér thánaná ginás* (wie auch v. 18^b ohne schaden für die melodie möglich scheint). auch in 'Christus und die Samariterin' ist zweimal solche 'metrische drückung' verlangt: 26 *du hébitós er fir* 31 *thóh ir ságant kicóraná:* warum, sieht man nicht ein. derartige beispiele individueller, willkürlicher betonung finden sich überall. es lohnt nicht darauf einzugehn: de gustibus non disputandum. namentlich bei der abstufung der hebungen: mir scheint sie in verse der vier gleichberechtigten icten!) in modern-anachronistischer weise übertrieben. sicher ist nur, dass im deutschen accentuierenden verse die verschiebung des ictus zugleich eine starke verschiebung der melodie bedeutet, und es finden sich beispiele (s. o., aber auch andere), in denen H. falsch list.

Aber die melodie verlangt nicht nur gewisse handschriftliche lesarten, gewisse accentsetzungen: sie verlangt noch viel im-

Digitized by Google

meres, sie verlangt, dass man im Ludwigsliede v. 1 *her* mit zungen-*r Hluduig* ohne *h* spreche, v. 27 *urluf* statt *urlub* (:*uf*), sie verlangt allerhand unbezeichnete umlaute und eine reihe von selbstverständlichen besserungen (Christus und die Samariterin 10 *du* statt *do*, 15 *thanna* statt *than* usw.).

Aber sie verlangt merkwürdigerweise nichts, was wir nicht schon wissen oder sich schon anderswoher ergibt. sehen wir zum beispiel 'De Heinrico' an, so staunen wir noch v. 5, dass die melodie, unfehlbaren instinctes, mit Lachmann, Schade, Scherer, Seelmann, Meyer *manoda* statt des *namoda* der handschrift fordert: 'bei *namoda* ligt die zweite hebung zu tief', und wir träumen bereits, dass die melodie, die so auf den i-punct genau arbeitet, nun auch das folgende entwirren werde, und wärs auch nur ein haufen von buchstaben, ja, dass uns aus lücken eine neue, von allen zufälligkeiten äufserer überlieferung verschont gebliebene litteratur erblühen werde — aber es gibt eine schreckliche enttäuschung: nicht nur, dass v. 13 (den Steinmeyer für unter allen umständen verderbt halte) melodisch und rhythmisch ohne anstofs ist, auch sonst springen nur fragwürdige oder gleichgültige lesevorschriften heraus, nichts als spielereien wie zuvor: v. 12 *primítus quōque*, 15 *dāto*, 18 *óramine*, *aber* 25 *habon* u. dergl. dagegen hören wir über die aussprache etwa von *sc*, *w*, *s*, *z* u. dergl. würklich zweifelhaftes nichts, und das Georgslied ist lieber gleich ganz weggelassen.

Ich glaube, dies ist der punct, wo nun schliefslich auch uns gut- und langmütigsten die augen aufgehn müssen, wo auch wir nicht mehr mitmachen. wir leiten aus den letztbesprochenen verhältnissen die beschuldigung her, dass Habermanns lesung nicht hat, was er so sehr empfiehlt: unbefangenheit. sonst müste die melodie an irgend einer stelle einmal zu irgend einem ergebnisse geführt haben. 'die scharfe vergleichende beobachtung aller unwillkürlichen reactionen, die beim lauten und unbefangenen lesen eintreten', führt eben direct aus dem natürlichen heraus; das 'häufige, unmittelbar hintereinander wiederholte laute, stilgemäfse lesen', wie es s. 14 als etwas selbstverständliches angenommen wird, ist im sinne des dichters ein nonsens, es erzeugt nicht, es tötet die stimmung des werkes: der sinn der form ist, dass sie die dichtung während des geniefsens zum kunstwerk erhebt, und wenn behauptet wird, man müsse inhalt und stimmung einer dichtung erst ermitteln, ehe und bevor man ihrer form habhaft werden könne, so ist die natürliche abfolge zerstört: das hervorpräparieren des melodieschemas ist weit vampyrischer als alles, was die jämmerliche papiermetrik[1] je zu

[1] Die neuen metriker, darunter Paul Habermann, haben ein gewaltig hohes ross eingefangen, auf dem sie nun, auch die ganz kleinen, dicht gedrängt, doch türstiglich einherreiten wie die Haimonskinder: das ist die herkömmliche, landläufige, papierne, schematische betrachtungsweise, die

Digitized by Google

wege gebracht: blut- und seelenlos liegen die verse, grausam jedes eigenen beraubt, unter dem zwange der melodie. der melodie: das eben ist das phantom, das wir nicht erjagen, wenn wir uns nicht erst durch jenes zehnfache lesen und hören taumelig, wirr und stumpf gemacht haben.

Aber nach Sievers hat der mittelalterliche vers doch nun einmal seine stabile melodie!

So habe ich, um unbeeinflufst zu sein, Habermanns buch zugeklappt und wo anders leseproben gemacht. da fand ich zuerst in den meisten eingangsversen der kleinen ahd. reimgedichte diese melodie: ⁘|⁘

d. h. ein regelmäfsiges sinken der stimmen in jedem kurzverse, m. a. ww. ich scandiere ahd. verse sehr stark. nur in wenigen fällen fand ich gebrochene linien:

Christus und die Samariterin:

Lesen uuir thaz fuori ther heilant fartmuodi ⁘|⁘

Psalm 138:

Uuellet ir gihoren Daviden den guoton ⁘|⁘

Rethor. 1:

Sose snel snellemo pegagenet andermo ⁘|⁘

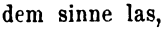
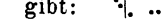
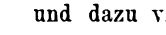
Mem. mori:

Nu denchent wip unde man, war ir sulint werdan ⁘⁘

Als ich nach der ursache suchte, warum hier die melodie abwich, ergab sich die einfachste und nächstliegende: im ersten und dritten falle rührte die brechung der linie davon her, dass der satz als unbeendigt, im zweiten davon, dass er als frage, im vierten als anruf empfunden war. als ich so den einfluss der emphase und interpunction sah, gab ich auch bei andern gedichteingängen unwillkürlich die fallende melodie auf: im Ludwigs- und Petrusliede. und nun sofort überall unsicherheit.

den vers sieht statt hört, und die sie nicht haben. ich bezweifle, dass es vor ihrer zeit würklich so schlimm gewesen ist, und meine überdies dass die Sievers-Saransche behauptung, nur der gesprochene vers sei gegenstand der metrik, eine ganz willkürliche beschränkung enthält: tausende von versen werden nur mit dem auge oder inneren ohre genossen. ihnen mangelt nur die sprachmelodie das ist zwar natürlich für die gesamte theorie von Sievers und Saran ein geradezu grundstürzender fehler, aber der schritt von dem musikmetrischen, musikmelodischen urverse zu dem sprechmetrischen und sprechmelodischen ist doch ein weit gröfserer, als der vom gesprochenen zum stummen verse; stufe 2 und 3 sind näher verwant als 1 und 2, und überdies verbietet ja sprache und sprachgefühl diese von einer theorie gewünschte trennung. dabei bleibt der vorrang des gesprochenen verses unbestritten.

Digitized by Google

nur sicherheit in dem einen: wenn sinngemäfse interpunction diesen einfluss hat, kann die melodie unmöglich feststehen. ich probierte beim Petruslied und fand eine ganze reihe verschiedener lesungen, augenscheinlich kreuzungen von scansion und interpunctionsmäfsigerer betonung, ohne dass die angemessenste sich durch die versprochene angemessenste würkung verraten hätte, aber ich hatte das gefühl: je interpunctionsmäfsiger desto stilloser. in der ersten lesung hatten alle hinterreihen (den refrain lass ich beiseite) die vorerwähnte hauptmelodie , auch die erste vorderreihe der ersten und dritten strophe; in v. 2. 4. 5. 7 aber die figur mit erhebung durch interpunction und melodischem hinweis auf die nächste reimentsprechung. dann, indem ich noch mehr nach dem sinne las, in strophe 1: aber auch:  dann kam ich in den klang eines reporters, eines gütigen erzählers, einer sentimentalen romanvorleserin, schliefslich, der himmel weiss durch welche association, in stil und klang der 'Wichtigen begebenheit' in Schumanns Kinderstücken (op. 15). ich fühlte wol, dass dergl. so verkehrt wie heiter wäre, aber die unbefangenheit war eben dahin, offenbar durch das empfohlene oftlesen, die grenze war nicht widerzufinden. ich versuchte, nach recept, mich mit dem inhalt und seiner stimmung zu durchdringen, obgleich mir beides seit jahr und tag durch zahlreiche interpretationen in fleisch und blut übergegangen war. also ein bittlied! ich las: fast die zuerstgefundene melodie! aber vielleicht muss man die emphase steigern, vielleicht soll Petrus vor allen übrigen heiligen herausgestrichen werden, als der einzige, der uns richtig in den himmel bringen kann, vielleicht ist es ein streitlied s e i n e r liebhaber und bekenner! betonen wir also *Pétre* recht gewaltsam (mit 'überhebung', wie der hübsche term. techn. lautet)! das gibt:  oder man betont das *nérian*:  und dazu viele varianten in den andern versen (je nach auffassung des *ouh, mit uuortun* usw.); auch dipodieen fanden sich in der dritten strophe ein.

Ich behaupte nicht, dass das lied dies ethos gehabt habe. aber w e n n, so brauchte es in keinem worte anders zu lauten, als wir es da vor uns haben, das versenken in inhalt und stimmung hätte bisher nur verkehrte melodisierung ausgetragen. aber ist das nicht ein streit um des kaisers bart? das lied wurde ja gesungen! also emphase und interpunction aufs stärkste verwischt! und ich dachte mit freuden, dass mein unwillkürliches scandieren nicht so ganz unrichtig und stillos sein möchte. aber

Digitized by Google

jedenfalls: eine melodie war nicht gefunden, ich müste denn jenes ⁘ , das ich in 8 von 12 kurzversen las, als melodie erklären und auf die übrigen vier ausdehnen. vielleicht gelänge es auch, wenn ich durch 'widerholte lesung' erst in die richtige visionäre ekstase verzückt und verrückt wäre.

Ich schlage Habermann wider auf: meine ansätze stimmen nicht, mit ausnahme höchstens der s. 229 zuletzt für den ersten vers verzeichneten, sonst ist die melodie fast überall anders, auch nicht einfach umlegung der meinen, und sie scheint mir besonders schön, aber für den nicht sächsisch singenden besonders unauffindbar im Memento mori:

⁘|⁘

Aber — glücklicherweise sind Habermanns verschiedene melodieen auchz t. falsch: in Sarans verslehre heifst es s. 245: 'die versmelodie all der verschiedenen formen des (ahd.) vierers ist ungebrochen. schema: ⁘

'! und zur bestätigung lesen wir bei Eberhardt, Metrik des Annoliedes, PBBeitr. 34, 12: 'das schema der vorderreihe (im Annoliede) entspricht genau der curve, die Saran für die versmelodie des ahd. reimverses (9—12 jh.) gefunden hat' — —!

Diese sätze sprechen einen dicken band.

Wenn sich die eine melodie des ahd. verses von 1905 (Eberhardt) auf 1909 in so viele gespalten hat, wie sie Habermann aufzählt, dann ist doch vielleicht auch die entwicklung zu meinen melodieverschiedenheiten von 1910 möglich. und wie gross mögen erst die verschiedenheiten sein, die sich in dem jahrtausend zuvor entwickelt haben!

Ich glaube, wir können die eingangs H. zuliebe aufgegebenen positionen wider einnehmen. —

Noch ein wort zu der letzten lächerlichen spiegelfechterei dieses büchleins. der verfasser will nicht nur die melodie, sondern auch die klangfarbe unsrer gedichte feststellen. nach O. Rutz ('Neue entdeckungen von der menschlichen stimme'. München 1908) ist nämlich jede der allgemeinen gemütseigenschaften mit einer bestimmten ausdrucksbewegung der rumpfmuskeln verbunden und erzeugt dadurch einen besondern stimmklang als ihren ausdruck, ihre ausdruckstongebung. der text setzt es durch, dass er den ihm zukommenden stimmklang erhält. aber nur im gesang! was den sprechvers betrifft, so bezweifelt Rutz (s. 61) sehr energisch sowol die stabilität der melodie als auch seine kraft, einen gemütsstil der sprache eindeutig zu erzwingen[1]. genug, dass Habermann den klang wie die melodie

[1] 'Dass aber die bestimmtheit so weit geht, dass überhaupt nur eine einzige sprechmelodieform die wirksamste wiedergabe ermöglicht, scheint mir nicht nachgewiesen. denn bei gleicher gemütsstilart kann dennoch

Digitized by Google

durch versenken in inhalt und stimmung eines gedichtes zu ermitteln sucht; etwa so: 'nicht also ein historisches lied beabsichtigt der dichter mit dem Ludwigsliede zu geben, sondern er will erbaulich und sittlich wirken'. 'zur einkleidung dieser absicht bot das historische ereignis der Normannenschlacht einen sehr geeigneten stoff' usw. (!). — 'dieser stimmungsgehalt kommt in der schallform des Ludwigsliedes deutlich zum ausdruck. die anzeichen der eindringlichen sprechart stellen sich in hohem mafse ein. die stimmlage ist für meine stimme (bariton) ziemlich hoch. die spitze der melodiecurve in der ersten vorderreihe jeder strophe ligt der oberen grenze meines stimmumfanges bereits sehr nahe . . . die klangfarbe ist gemischt. einerseits ist sie etwas schmetternd und kalt, metallisch fest und von einer ziemlich gleichmäfsigen gepressten härte; doch fehlt auch eine beimischung von wärme und dunkle färbung nicht. (!) instrumental kann sie als mischung von klarinetten- und trompetenton bezeichnet werden' usw. bei den zusammengestoppelten versen des Sigihart heifst es: 'die klangfülle und lautheit beider stücke ist sehr gering; man kann die gebete nur leise sprechen. — — in stillem gebet sprechen die dichter (Habermann nimmt wegen der 'schallform' zwei verfasser an) zu Gott'. wir sparen weitere einwände, nachdem wir die folgerungen beleuchtet haben, die aus der melodie gezogen sind: diese feinen schlüsse vom klang auf den charakter des inhalts sind schlüsse aus dem charakter des inhalts auf den klang. ob wol Sigiharts phrasen in dem otfriedischen zusammenhange, aus dem sie stammen, denselben klang hatten? oder haben sie da den klang den man anwendet, wenn man belehrend, erzählend, eindringlich usw. eine Evangelienharmonie schreibt?

Für sich betrachtet mutet Habermanns buch vielleicht manchen wie eine einzige ungeheuerliche unverfrorenheit an, wie ein hohn auf jede historische erziehung; man brauchte und dürfte nicht so viele worte darum machen. aber es wäre ungerecht, wenn man ihn so verdammen wollte. sein buch ist vielmehr das letzte bis jetzt erreichte ziel auf dem abwege, zu dem die aussichtsvolle heranziehung der sprachmelodie durch Sievers unsere metrik verführt hat, und da möchte ich weiteres verhindern, so gut ich eben kann. Sievers selbst hat, dass muss anerkannt und hervorgehoben werden, sowol damals, 1893 ('Zur rhythmik und melodik des nhd. sprechverses'), wie noch in seiner rectoratsrede von 1901 ('Über sprachmelodisches in der deutschen dichtung') seine theorieen von ermittlung der sprachmelodie eines verses mit allen erdenklichen cautelen umschanzt, so sehr, dass

eine grofse verschiedenheit der melodieformen bestehen. ob eine wortfolge überhaupt gemütsbewegungen zum ausdruck bringt, ist wie bei der tonfolge sache der einzelfeststellung. wenn eine wortfolge ohne minderung der wirkung so gut in der tongebung des ersten wie des zweiten typus usw. widergegeben werden kann, entbehrt sie eines gemütsstils.'

Digitized by Google

er seiner entdeckung eigentlich selbst den wert für die textkritik nahm; im nhd. verse. aber er machte die verhängnisvolle unterscheidung: beim mittelalterlichen verse gelten nicht die möglichkeiten subjectiver auffassung, verschiedener intonationen, der verschiebung durch starke affecte, des absichtlichen wechsels. nein, der mittelalterliche vers hat stabile melodie. Sievers hat dafür kein einziges objectives kriterium, nicht den ansatz eines beweises beigebracht. er kann auch diese stabilität nicht erklären, er nennt sie nur tatsache, die man nicht beiseite schieben könne. (wenn man sie nur sähe!) er nennt aber alle seine erörterungen nur 'ansatz zu einem programm' und verspricht gründliche behandlung 1893, 1901, 1908 (Prager studien VIII 179 ff).

In jene lücke sprang Saran mit seinen schriften ein, und nun scheint er mit den seinen ganz vergessen zu haben, dass jene stabilität mittelalterlicher versmelodieen (bei Saran inzwischen auch der nhd.) eine unbewiesene behauptung ist, für die die umwelt den versprochenen beweis noch immer erwartet.

Und nun gar die verquickung der neuen, Rutz erst angehefteten und dann von ihm entlehnten lehren mit diesen annoch unerwiesenen melodischen theorieen! was für eine verwirrung von möglich und unmöglich, von wahrheit, wahrscheinlichkeit, unwahrscheinlichkeit und unsinn muss das geben, wenn ein novize damit investiert wird! zumal diese lehren mit einem bewundernswerten raffinement des musikalischen, phonetischen, rhythmischen feingefühls vorgetragen werden.

In dieser feinheit ligt aber auch die kraft und überlegenheit dieser theorieen. ich glaube wol, dass sie grofsen kritischen ertrag abwerfen können, nicht nur für die metrik, nachdem sie erst einmal auf feste füfse gestellt sind; ich erhoffe selbst manches davon für einige vorhabende kritische editionen, und möchte keinesfalls den anschluss verpassen. aber erst den peinlich erwarteten beweis! oder doch wenigstens eine greifbare handhabe für uns arme papierne! und etwas methode!

Charlottenburg, 15. juni 1910. **Georg Baesecke.**

Þjóðtrú og þjóðsagnir. safnað hefir **Oddur Björnsson. Jónas Jónasson** bjó undir prentun. I. bindi. Þjóðsögur. Akureyri bókaverzlun og prentsmiðja Odds Björnssonar. 1908. XV u. 344 ss. 8°.

Die anregung zur veranstaltung der vorliegenden ausgabe hat Oddur Björnsson, buchdrucker und verleger in Akureyri, 1906 durch den erwerb der bedeutenden sammlung volkstümlicher geschichten des gagnfræðings Sigfús Sigfússon in Eyvindará erhalten. diese umfasst nur sagen aus dem ostviertel der insel, vermutlich weil sich der kaufmann auf abnehmer in seinem fjórðung besonders angewiesen sah, suchte er durch zwei auf-

Digitized by Google

rufe stoffe aus seinem eigenen bezirk zu gewinnen. diese beiden 'bodbréf', ausgesant 'á útmánudum 1906' (1. vierteljahr 06) und 'á kyndilmessu 1907' (2. februar 07) geben nach einer berufung auf frühere sammler und sammlungen und einem hinweis auf die wichtigkeit der arbeit eine aufzählung der stoffgebiete in 30 (31), oft noch vielgeteilten nummern. damit soll dem gedächtnis der landsleute auf die spur geholfen werden. ausdrücklich wird eingeschärft, dass ort, zeit, personalia ganz genau angegeben werden müssen. auffallend ist, dass die aufzeichnung schon gedruckter geschichten nicht gewünscht wird. das scheint mir ein fehler zu sein; denn mochte auch der verleger gewis nicht in der lage sein, diese stücke noch einmal zu drucken, so war doch die neuaufzeichnung für die erforschung der stoffgeographie, der schnelligkeit der verbreitung litterarisch bekannt gegebener stücke und der art ihrer aufnahme von sehr grofsem wert; war es ja doch schon anfang 1907 beabsichtigt, die nicht gedruckten texte in die handschriftensammlung der landesbibliothek zu überführen. OB. hat ein reiches material auf seine bodbréf hin erhalten, zumeist aus dem norden der insel. so reich ist die ernte gewesen, dass aus Sigfús sammlung nur ein stück s. 267[1] abgedruckt ist.

Der verantwortliche herausgeber ist Jónas Jónasson, prófastur in Hrafnagil bei Akureyri und kennari an der gagnfræðaskoli (realschule) in A. er ist einer der geachtetsten geistlichen des nordlandes. als wissenschaftlicher arbeiter ist er mit der herausgabe der Ný dönsk ordabók með þýdingum, Reykjavík, Isafoldarprentsmidja 1896 hervorgetreten. das buch ist gut. seine kleine isländische grammatik für die schule hg. sommer 1909 kenne ich nicht. seine novellen (eine anzahl sind von Küchler unter dem titel 'Lebenslügen' übersetzt; Reclam) zeigen scharfen blick. während eines etwa vierwöchentlichen aufenthaltes in seinem pfarrhaus im sommer 1905 habe ich JJ. als einen sehr ruhigen, überlegten und wohlwollenden, aber zurückhaltenden mann kennen gelernt. er gehört zu jener gruppe isländischer menschen, die sich dem fremden langsam erschliessen und dessen wachsendes zutrauen nicht durch plötzliche gleichgültigkeit enttäuschen; vgl. Valtýr Gudmundsson-Palleske, Island am beginn des 20 jahrhunderts, Kattowitz 1904, s. 21—27 und recensent in den Mitteilungen der Schles. ges. f. volkskunde heft XV s. 18ff. so glaube ich entschieden, dass JJ. die wissenschaftliche schulung und sorgfalt, die feine kenntnis und das verständnis für sein volk hat, um als nachfolger der Jón 'Arnason und Magnús Grímsson, Jón Þorkelsson und Ólafur Davídsson auf den plan zu treten.

JJ. legt in dem formáli rechnung über seine tätigkeit und hat mir brieflich weitere mitteilungen gemacht. das verzeichnis

[1] leider sind die stücke im texte nicht durchgezählt wie in der efnisskrá.

Digitized by Google

s. XI—XV gibt die namen von 134 gewährsmännern. sie sind vor den stücken noch einmal genannt, oder es ist durch den vermerk *heimildin í sögunni* darauf hingewiesen, dass die quelle in der geschichte angegeben wird; der vermerk *handrit N.N.* besagt, dass das eingesante schriftstück unverändert aufgenommen worden ist; *eftir handriti N.N.* = der hrg. hat änderungen in sprache und stil in kleinem umfange vorgenommen; *handrit JJ.* = JJ. hat den text aus mehreren handschriften oder nach mündlicher erzählung verfasst. den einzelnen erzählern ist also nach möglichkeit ihr eigener stil gelassen worden; und diese erhaltung wird der sagenforschung sehr wichtige mittel der kritik in die hand geben. — nur ein teil der sammlung ist veröffentlicht; venjur, Þjóðsiðir og Þjóðtrú sowie Þjóðkvæði sind für spätere bände aufgespart; schon gedruckte geschichten sind nur aufgenommen, wenn sie sehr stark abweichen, zb. nr. 78; geschichten über zeitgenossen scheinen reichlich ausgeschieden worden zu sein, denn hrg. versichert brieflich, auf diesem felde sehr kritisch verfahren zu sein, um fabeleien auszuschliessen und nur würklichen erlebnissen platz zu gönnen; aus JJ.s allernächstem lebenskreise stammend machen die nrr 15, 21, 102 anspruch auf unbedingte glaubwürdigkeit als erlebnisse. — zur litteratur die Pauls Grdr ^{2}III s. 530 und Adeline Rittershaus, die neuisländischen volksmärchen, Halle 1902 angibt, tritt Sagnakver eftir Þorstein Erlingsson, Reykjavík 1906 und die sammlung von liedern mit melodieen: Bjarni Þorsteinssons Islenzk þjóðlög, Kaupmannahöfn 1906—09 XI u. 957 ss. 15 kr. weitere, deutsche litteratur gibt Guðmundsson-Palleske aao. s. 232. die anordnung ist des hrg.s eigentum.

Auf den vorigen seiten hab ich das isl. wort Þjóðsagnir mit meinem schlesischen 'geschichten' übersetzt. 'geschichte' ist alles was ein kind erlebt, sei es als ereignis, als erzählung oder schilderung, denn auch die beschreibung einer brücke ist für den schlesischen jungen 'eine geschichte'. denselben umkreis erfüllt etwa die vorliegende sammlung. die geschichten sind sehr verschieden lang; stücke deren eigentliche mitteilung nur vier zeilen umfasst (s. 25), stehn neben räubergeschichten und märchen von 10 seiten. fast allen ist mit den bekannten isländischen Þjóðsögur die bestimmtheit des inhalts nach ort, zeit, person gemeinsam; nur einige märchen machen hiervon eine ausnahme. in dieser — vielleicht ja nur scheinbaren — gebundenheit an die geschichtliche würklichkeit nähern sie sich der sage, und wenn das ereignis weiter zurückligt und sich an personen von einiger historischer bedeutung anlehnt, verstärkt sich dieser eindruck, zb. s. 118. aber das charakteristische unserer sammlung und ihren eigentümlichen wert seh ich gerade darin, dass ihre geschichten grofsenteils in die letzten jahrzehnte, ja jahre gesetzt werden, s. 253 d. 19. dezember 1906, s. 31 ebenfalls 1906.

Digitized by Google

bürger und bauern, fischer, hütejungen, postboten, knechte und mägde, die in ihrer sveit wie Hinz und Kunz bekannt sind, haben sie erlebt. dementsprechend sind sie zum teil ganz einfach: s. 250 Björn sieht den regenbogen spät am dunklen abend — fertig. s. 129 der postbote bemerkt spuren der kinder des huldufólks im schnee — fertig. s. 250—252 Jakob borgari Hálfdanarson sieht einen feuerschein sich über seinen weg hinziehen — fertig, freilich braucht er mehr als 2 seiten zur darstellung seines erlebnisses. s. 253 am 19. dezember 1906 wird ein feuerrauch über Mödruvellir gesehen — gebrannt hats nicht. — an diese einfachsten, pointelosen stücke, blofse beobachtungen, schliessen sich zweiteilige erlebnisse an: s. 121 der hütejunge Þorstein träumt, dass ihn eine elbenfrau von seinem schlafplatz auf dem hügel wegstöfst und findet sich erwacht würklich neben seinem lager. s. 25 Halldórs mutter gibt der schwiegertochter die schlüssel, sie brauche sie nicht mehr; so träumt Halldór; am nächsten tage stirbt die mutter. so wachsen die geschichten auf beiden seiten, auf dem geisterhaft-ungreifbaren gebiet und auf dem des lebens; dieses gibt die beweise für jenes. eine masse von träumen und wachen ahnungen findet bestätigung, zb. s. 29; elben lassen zeugnisse ihres geheimnisvollen lebens den menschen zurück, zb. s. 123f. — so sind die stücke zum teil garnicht volkläufiges erzählungsgut (*allmenn sögn*), sondern ganz individuelles erlebnis, individuelle erzählung. sie haben mit der allmenn sögn nur die art der auffassung gemeinsam (zum teil auch das nicht) und können vielleicht einmal volkläufig werden. ihrer individuellen art entsprechend sind sie denn auch oft in der ersten person erzählt und bringen persönliche gefühle und zweifel, zb. s. 71 f u. s. 230. sie zeigen was auf dem boden volkstümlicher anschauungsweise in Island erlebt und als volkstümlich erzählt werden kann, freilich auch schon eine gewisse unsicherheit des gefühls für das volkstümliche — das beweist s. 250f Bálköstur; gehört nicht ins buch; diese ist aber auch wider charakteristisch für den culturstand des gegenwärtigen Island. in demselben grade in dem sich die 'geschichten' zu erzählungen auswachsen, verlieren sie den wert der unmittelbarkeit; die einwürkungen die sie erfahren haben, sind mannigfachere gewesen und, da sie nicht dem munde des unbefangenen erzählers abgelauscht, sondern von ihm selbst oder anderen aufgeschrieben worden sind, treten sie nach inhalt und form in den kreis der litterarischen producte ein und wollen als solche behandelt werden.

JJ. erklärt im formáli gebildeten laien die mythischen gestalten und erzählungen als antworten der einbildungskraft und der dichtkunst auf die fragen des verstandes, der staunend vor der fülle der erscheinungen steht. diese deutung trifft für die ursprüngliche mythenbildung ohne zweifel nicht zu; die dinge

Digitized by Google

werden unmittelbar in mythologischen formen appercipiert, ohne dass die frage dazwischen getreten ist, aber für die vorgelegten þjóðsögur hat seine antwort doch bedeutung. mag auch jene unmittelbare apperception mythologischer art zuweilen vorliegen, wie zb. s. 152 u. 216 ff, so ist es in anderen fällen garnicht zu mythologischer anschauung gekommen: s. 249. 250 ff. s. 252 schwenkt sogar zur naturwissenschaftlichen fragestellung über. und s. 103 wird eine psychologische erklärung gesucht. hier ist also die frage sicher gestellt worden, und sie wird einer unmythologischen antwort zugeführt. demnach ist anzunehmen, dass in vielen anderen fällen die mythologische anschauung als antwort auf eine frage gefasst werden muss, zb. s. 129 *sl0ðir eftir huldufólk*: hier geht die darstellung vom staunen zum schluss hin, dieser selbst ist aber nur in der überschrift ausgesprochen.

Manche stücke sind additionen einzelner züge, zb. s. 100, 173, 178, 233 u. a. sie können als compositionen natürlich nicht als þjóðsagnir rechnen, sondern sie sind überlegte zusammenstellungen. mögen aber auf diesem wege nicht doch neue compositionen, sögur, entstanden sein, die wir schon jetzt im gedruckten texte nicht mehr gleich als neue vereinigungen erkennen? s. 166 zeigt, dass JJ. selbst wissenschaftliche enthaltung geübt hat. er vermutet da, dass zwei localsagen an ein und denselben *draugur* zu heften sind, aber er hält die geschichten getrennt. wer weifs, ob seine gewährsmänner ebenso vorsichtig verfahren sind.

Mit solchen beobachtungen über art und grad der composition werden untersuchungen über den stil der stücke hand in hand gehn müssen. da ist es wichtig, dass den geschichten der stil ihres schreibers möglichst gelassen worden ist, und nicht, wie in den Grimmschen märchen, ein erzähler alles nach seiner art darstellt. die brüder Grimm kennen wir, jene isländischen erzähler aber nicht, und so ist es gut, wenn uns der eindruck ihres stils die persönliche bekanntschaft ersetzen kann. — im allgemeinen ist der stil einfach und natürlich, der wortschatz nicht gesucht. die schönsten, klarsten stücke schenkt meines empfindens JJ. selber. aber ganz einheitlich ist sein stil doch nicht. zuweilen klingt der sagastil stark an, zuweilen beweisen grade ausgesprochen volkstümliche stoffbestandteile wie die in zusammengesetzteren geschichten sehr häufige zahl drei, dass der erzähler die rechte fühlung verloren hat. so reifst JJ. bei den vielen dreien, die er zu bewältigen hat, s. 314 die geduld: . . . . *hitti Þorsteinn þar aðra kerlinguna, og er ekki að ordlengja það, að það fór alveg eins og hjá hinni kerlinguni.* wie er hier vorwärts springt, so springt er wol auch zur seite und verlässt die einsträngige erzählungsart s. 311. ARittershaus sucht vergebens herzliche töne in den isländischen

Digitized by Google

volksmärchen; eine ganze anzahl beiträge JJ.s zeigen: der Isländer steht unserer empfindungsweise doch nicht so fern, dass wir nicht heimische klänge auch aus seinem munde vernehmen könnten.

Ein ganz anderer erzähler ist Jakob Hálfdanarson i Húsavík, der zwölf schriftstücke beigesteuert hat. JJ. hat sie aufgenommen, weil er JH. als kritischen und wolunterrichteten mann schätzt (brieflich). aber er steht dem volksmäfsigen empfinden recht fern. er ist der mann der nach der psychologischen und naturwissenschaftlichen erklärung ruft. so ist auch sein stil nicht volksmäfsig. er erzählt flott, aber gesucht. will er mit der zerlegung s. 36 *'eg veit, að hver sem þetta er, þá á sá eða sú lítið ólifað'* seinem logischen bedürfnis genug tun oder will er pathetisch sein? rhetorik liebt er: s. 297 dreimal *ekki* in anaphora; s. 299 *'ekki vóru þetta sjóskrýmsl, menn vóru það, en hvaða menn?'* er wählt die worte: s. 295 in 15 zeilen vier verschiedene ausdrücke für das gepäck eines bettelweibes. gewis ist er sehr stolz auf das schöne wort s. 252 *kaldavermslisuppgöngu-augum* = quelle, u. a. m. er baut auch die schwierigsten compositionen: s. 49 f und gar s. 81 ff *fjarsýni Páls prófass*; hier erzählt er zwei geschichten; ehe sie zusammenlaufen, hat der leser keine ahnung, wohin er soll. sein märchen s. 294 ff ist weinerlich.

Solche stichproben zeigen, wie verschiedenartige stoffe in die sammlung eingegangen sind. JJ. hat gewis schon viel wilde triebe des strauches ausgeschnitten. es wird aber noch einer behutsamen und umfassenden stoff- und formuntersuchung bedürfen[1], ehe wir die stücke ihrer singulären entstehung nach psychologisch richtig verstanden haben und ihren stoff mit einiger sicherheit in geschichtliche zusammenhänge bringen können. so notieren wir uns nur eben im vorbeigehn, ohne irgend ein urteil fällen zu wollen, s. 284 *kerlingin . . . ætladi að bíta hann (Jón) á barkann* zu Eigla cap. 65, s. 179 der böse geist in der kirche zu Grettla cap. 39, s. 177 das mondgespenst zum *glámr* Grettla cap. 35, s. 283 *hentu þeir hverju beini, er þeir höfðu étið af því, til Jóns, en hann henti þeim jafnhardan til þeirra aftur* zu Hrólfssaga kráka ed Valdimar Asmundarson cap. 34. den brahmanen mit dem zerbrochenen topf finden wir s. 324 f als isländischen kuhtreiber wieder; schade, dass er gar um seines schönen traumes willen das leben lassen muss. die geschichte vom famosen Húsavíkur-Jón s. 197 f, einem sehr entfernten, unliebenswürdigen vetter unseres Hans Pfriem, lässt uns einen blick ins leben der Reykjavíker gymnasiasten tun; sie zeigt uns auch, wie stark ein isländischer primaner von den sögur beeinflusst ist.

[1] ARittershaus aao. s. 23—42 kämmt mit gar zu groben kamme.

Digitized by Google

Die neue sammlung stellt uns viele fragen, sie wird dem eindringlichen forscher aber auch manche wertvolle antwort geben. im januar 1909 haben JJ. und OB. fünf druckseiten fragen nach hauswesen, lebens- und arbeitsführung verschiedener bevölkerungsschichten, festtagen, 'reinemachen' u. a. ausgehen lassen. hoffentlich werden sie bald im stande sein, uns die sammlung 'Venjur og þjóðsiðir' vorzulegen. wir werden daraus reiche aufschlüsse über lebensverhältnisse die den Islendingasögur zu grunde liegen erhalten; die vorgelegte geschichtensammlung ist selbst schon voll von angaben über die lebensführung des volkes.

Moys bei Görlitz, november 1909. **Walther H. Vogt.**

Íslenzk þjóðlög (Isländische volksweisen). **Bjarni Þorsteinsson**, prestur í Siglufirði, hefur safnað lögunum 1880—1905 og samið ritgjörðinar. gefin út á kostnað Carlsbergssjóðins í Kaupmannahöfn. Kaupmannahöfn, S. L. Møller 1906—1909. XI und 957 ss. 8°.

Vor 20 jahren konnte Ólafur Davíðsson, der verdienstliche sammler der neuisländischen tanzliedchen und spiele, noch erklären: was volksweisen betreffe, dürfe man sich auf Island keine reiche ausbeute versprechen. und als der verfasser des vorliegenden werkes als blutjunger mann zu sammeln anfieng, konnte er von einem landsmann die meinung hören: isländische volksweisen, das gebe es wol nicht. durch 25jährige sammeltätigkeit hat Bjarni Þorsteinsson den beweis erbracht, dass Island auch auf diesem volkskundlichen felde reichtümer ererbt hat, und in diesem imponierenden bande legt er den überraschenden ertrag seiner arbeit vor. das aus hss. und drucken geschöpfte (s. 76 bis 520) und das aus der mündlichen überlieferung aufgefangene (s. 521—919) halten sich dem umfang nach ungefähr die wage.

Mit welchem rechte die melodien 'isl. volksweisen' (þjódlög) heissen dürfen, darüber verbreitet sich der erste abschnitt der einleitung. der letzte ursprung der weisen ist meistens unbekannt, sicher ist vieles aus dem ausland herübergekommen. genug, dass alles durch menschenalter oder jahrhunderte in der pflege der Isländer lebte, und dass diese masse sich sehr kenntlich abhebt von der volksmusik der andern europäischen völker aus den letzten jahrhunderten. Es ist eine merkwürdig altertümliche musik: 'wer sich in sie vertieft, dem ist, als ob er ins mittelalter zurückgekommen sei' (s. 7). das isl volksleben ist auf mehreren gebieten von den culturneuerungen der letzten jahrhunderte unberührt geblieben, auf keinem so auffällig wie auf dem musikalischen. wir finden hier die altehrwürdigen 'kirchentonarten' leibhaftig vor uns; die grofse mehrzahl der

Digitized by Google

weisen ist lydisch (sodass man gesagt hat, die lydische tonart könnte man 'die isländische' nennen!); die 'tvísöngvar', zwiegesänge, mit ihren erstaunlichen quintengängen sind ein überlebsel eigenster art: wer sie etwa von geübten isl. studenten vortragen hörte, hat sich gewis ihrer starken würkung nicht entziehen können und findet das vielcitierte wort des 10 jh.s von der holden anmut dieser harmonieen nicht mehr so unbegreiflich. so haben die isländischen tonweisen für den musikhistoriker einen einzigartigen wert. der Däne Angul Hammerich hat (1900) ihre stellung in einer sachkundigen studie beleuchtet. die classische, vielleicht erschöpfende sammlung des stoffes, nebst ausführlichen einleitungen und erläuterungen, stellt der vorliegende band dar. der ref., wiewol zu keinem urteil auf diesem boden berufen, unterzieht sich gern dem wunsche, die sachverständigen auf das opus magnum hinzuweisen. übrigens findet auch der litterarhistoriker manches ihn berührende, zb. s. 23 ff. 803 ff. Hammerich hatte das gutachten abgegeben (s. s. VI), die unvergleichlichen materialien sollten in einer der weltsprachen veröffentlicht werden. in der tat muss man es beklagen, dass hier die umfänglichen textabschnitte in einer sprache erscheinen, die nur von 100.000 erdbewohnern verstanden wird. die paar dutzend musikforscher und die paar dutzend Islandforscher decken sich vielleicht in zwei oder drei individuen! auf der andern seite hat das werk die mission, den altheimischen volksgesang der Isländer am leben zu halten gegen das seit 60 jahren sich verstärkende eindringen moderner fremdlinge, und dazu muss es in der landessprache geschrieben sein. zum volksbuche, das wie die neuen billigen sagabändchen auf dem schafte des bauers stehn könnte, ist der gewichtige band zu teuer. aber die schulbüchereien und mancher geistliche herr werden ihn kaufen und ausleihen, und auf diesem wege kann wol von dem buche eine lebendige würkung ausgehn, die der heimatliebende verfasser noch über den wissenschaftlichen erfolg stellen dürfte.

Berlin. **A. Heusler.**

Rómveriasaga (AM. 595, 4) hg. von **Rudolf Meissner** [Palaestra LXXXVIII]. Berlin, Mayer u. Müller 1910. 330 ss. 8°. — 14 m.

Meissner hatte schon mit einem vortrag auf dem Hamburger philologentage 1905 den anteil an der Rómveriasaga zu wecken gewust. als frucht langer geduldiger arbeit legt er uns jetzt die ausgabe dieses werkes vor, das aus einem abdruck in KGíslasons Prøver bekannt war und dessen allgemeine stellung im anord. schrifttum Finnur Jónsson Lit. hist. II 865 f kurz und im wesentlichen zutreffend bestimmt hatte. dem text von 128 seiten folgt eine litterargeschichtliche behandlung von fast 200 seiten: es hat tatsächlich k e i n aisl. prosawerk, selbst Heims-

Digitized by Google

kringla, Niála und Eigla nicht, eine so gleichmäfsig eingehnde untersuchung erhalten. beinah überkommt einen manchmal ein bedauern, dass soviel sorgfalt und betrachtungskunst an ein übersetzungswerk gewandt wurden, ein werk das den gerühmten schöpfungen der anord. prosa in bescheidenem abstande folgt. aber M.s feinfühlige darlegung überzeugt uns doch, dass auch hier viel zu lernen ist. es hat in der tat grofses interesse zu verfolgen, wie in dieser übertragung Sallusts und Lucans die nüchterne sachlichkeit des Isländers und zugleich die ärmere, kindlichere geistesverfassung des mittelalterlichen menschen sich messen mit der rednerischen wortfreude und der reichen geistigen beweglichkeit antiker schriftsteller. M. trifft den gesichtspunct glücklich, wenn er von zwei einander entgegenwirkenden tendenzen spricht: die eine ist 'das streben zum nordischen sagastil', die andere ist das bemühen, die unnordische eigenart der vorlage festzuhalten (s. 162. 218); 'in dem gegenspiel dieser beiden kräfte offenbaren sich die eigentümlichkeiten, die vorzüge und schwächen der übersetzung, die bildung und der geschmack des verfassers'. namentlich macht sich dies in dem Sallustteile geltend, da den künstlichen versen Lucans der übersetzer von vornherein selbständiger gegenübertreten muste. aus der nachbildung der reden und der betrachtenden teile sieht man, 'dass dem übersetzer der sprachliche ausdruck bis zur wörtlichen übersetzung wol zu gebote steht. es ist absicht, wenn er die erzählung . . . möglichst schlicht gestaltet' (s. 244f).

M.s ausführungen erfreuen durch die ausdrucksvolle, durchgebildete sprache, durch die fähigkeit, die feinen schattierungen zu treffen: eine kunst die der verf. schon in dem buche über die Strengleikar bewährt hatte.

Noch ein paar kritische bemerkungen! M. befolgt die unisländische silbenbrechung *te-kið*, *ski-pum*. die isl. art: *tek-ið*, *skip-um*, ist gewis nur als graphischer usus ohne lautlichen hintergrund zu betrachten (trotz der berufung auf die skaldischen binnenreime), aber sie ist nun einmal so eingewurzelt, dass man sie ungern verlassen sieht. jedenfalls sind trennungen wie *þi-óta* vom übel! in der interpunction der anord. prosa hat man keinen einheitlichen brauch erreicht. die sagaausgaben von Möbius sind mit kommata so sparsam, dass der zweck der satzzeichen, die verdeutlichung des logischen gefüges, vereitelt wird. auch in den ausgaben der anord. sagabibliothek scheint mir die setzung der zeichen oft planlos und wenig sachgemäfs. M. seinerseits unterdrückt die kommata vor relativ- und *svá að*-sätzen, zuweilen auch vor substantivischen oder causalen *er*- und sogar vor *því að*-sätzen (s. 9_{18}. 45_{20}. 72_{17}, sieh auch 81_{4}.) warum diese nebensätze anders behandelt werden sollen als die mit *ef*. mit *þótt* usw., ist unklar; der syntaktischen übersichtlichkeit dient man damit nicht. auch die mit *ok* angeknüpften voll-

Digitized by Google

ständigen sätze würde ich lieber durch komma abgegrenzt sehen. irrig ist die satztrennung 7_{17}: lis *ef hann þeger við, þá . . .* die hsl. stellung von *diarfliga* 9_1 ist kaum zu rechtfertigen; muss es nicht vor *þangað til* oder weiter nach vorn gerückt werden? s. 274_7 lis *Arinbiarnarkv.* — zwei wünsche die ich schon zu M.s Strengleikar vorbrachte (Anz. XXIX 203 f), bleiben auch diesmal unerfüllt: dass bei den stabenden gruppen (s. 285 ff) nach möglichkeit unterschieden würde zwischen den formelhaften, die zugleich eine syntaktische und metrische prägung zeigen, und den freieren augenblicksschöpfungen; sodann dass die von Nygaard behandelten merkmale des 'gelehrten stiles' in dem abschnitte zum satzbau, s. 277 ff, zu ehren gekommen wären: wir erfahren nirgends, wieweit unser denkmal jenen so überaus kennzeichnenden latinismen huldigt; auch negative angaben, bezw. anführung von grenzfällen, hätte man willkommen geheifsen. nur über das part. präs. bringt M. ein paar zeilen, merkwürdigerweise in einer note (s. 283) und ohne den versuch, die latinisierenden fälle von den sprachgerechten zu sondern. — bedenken hab ich gegen den syntaktischen absatz s. 278 f. das stichwort 'veränderung der wortstellung nach *ok* im nebensatz' trifft nur bei dem letzten der sechs belege zu. die beiden ersten beispiele zeigen vielmehr das streben, einen relativsatz zu bilden unter bedingungen, wo die echte aisl. prosa ihn überhaupt nicht bilden kann und der übliche 'lærd stil' zu dem sprachfremden relat. *hverr* zu greifen pflegt: 'die ihn verteidigt hatten . . . und in deren schutze er dies getan hatte': unserm übersetzer widerstrebt offenbar das unnordische *ok í hverra trausti,* und so setzt er *ok í þeira trausti,* womit er aus der hypotaxe hinausfällt. in dem zweiten beispiel vermeidet er, mit gleichem ergebnis, ein 'gelehrtes' *hvar* (= ubi) durch ein *þar.* die dritte stelle ist eines der häufigen anakoluthe im nachsatz: *var þá* statt *þá var.* im vierten falle ist einfach das pronomen *þær* pleonastisch im zweiten relativsatze widerholt; der sagastil hätte, unbeirrt durch den casuswechsel, den satz ohne *þær* weitergeführt: . . *í þær borgir, er hann hafði unnið af konunginum ok honum þóttu* [*þær*] *vel komnar* . . . im nächsten beispiele sind die relativsätze gut isl. verknüpft: *sú borg, er Vacca hæitir ok fyrst gekk undir Rómveria ok Metellus hafði sett høfðingia yfir* . . , ein 'umbrechen des satzes nach *ok*' findet hier nicht statt.

Berlin. **A. Heusler.**

Digitized by Google

The legend of Sir Perceval. studies upon its origin, development and position in the Arthurian cycle. by **Jessie L. Weston.** vol. II. The prose Perceval according to the Modena ms. (Grimm library no. 19). London, David Nutt, 1909. XVI und 355 ss. 8°. — 15 s.

Der zweite band[1] dieser Percevalstudien ist besonders wichtig durch den abdruck des prosa-Perceval einer hs. der Biblioteca Estense in Modena[2], dessen text so nahe mit dem des Didot-Perceval verwandt ist, dass zwar nicht der eine aus dem andern geflossen sein kann, aber doch beide aus der gleichen prosaquelle hervorgegangen sein müssen. der text der Modenahs. ist aber bei aller gedrängtheit weit klarer und sorgfältiger als der des Didotms. mit seinen fehlern, misverständnissen und undeutbaren stellen, und gibt infolgedessen über manches aufschluss, was aus letzterem nicht näher zu bestimmen war. an mehreren stellen ergänzen sie sich. die partie die vf. aus der Modenahs. zum abdruck bringt, fängt wie der Didot-Perceval an bei der krönung Arturs und endet mit dessen verschwinden in Avalon. schlussworte: *Ici fine li romans de Merlin et del Graal.* der charakter der schrift und der farbigen majuskeln scheint auf den letzten teil des 13 jh.s zu weisen. vf. gibt den text wie sie ihn vorfand, correctur von offenbaren schreibfehlern in gewöhnlichen wörtern, sowie interpunction rührt von ihr her. — um die vorzüglichkeit des Modenatextes deutlich hervortreten zu lassen, druckt sie aus der Didoths. eine seite (93 v.) ab. aus der prosahs. des Tristan, Paris BN ffr. 103, gibt sie die partie, die in sehr kurzer weise von Perceval im anschluss an den Modena- und Didottext berichtet. wer sich eingehender mit der Gralsage beschäftigt, wird die s. 9—122 gebotenen texte zu schätzen wissen. —

Die übrigen zwei drittel des bandes enthalten eine anzahl lehrreicher erörterungen über zum teile höchst wichtige puncte den Gral und die Graldichtung betreffend. sie behandeln die gedichte Roberts von Borron, die gefährlichen sitze, das schloss mit der schachbrettdame und dem weifsen hirsch, das aufkommen und die bedeutung von Percevals schwester in der sage, die hässliche jungfrau, die gefährliche furt, das turnier beim weifsen schloss, den tod Arturs, Percevals besuch auf der Gralburg nach der prosa, und ursprung und eigentliches wesen des Grales. mit ausnahme der speciellen capitel vom Gral klingt durch alle derselbe grundgedanke: der prosa-Perceval der Didot- und Modenahss. bewahren den 3 teil von Borrons cyclus, dieser

[1] s. besprechung des 1. bds. Anz. XXXII (1908) s. 24 f.

[2] die hs. wird von Pio Rajna in seiner Carduinonausgabe 1873 erwähnt beschreibung bei Camus, Notices et extraits des mss. français de Modena. 1891, p. 47. Camus hatte für GParis eine abschrift gemacht, die sich aber im nachlass des letzteren nicht vorfand. miss Weston hat eine neue abschrift angefertigt (cap. I).

Digitized by Google

3 teil Borrons war eine dichterische bearbeitung, Borron benutzte aber eine schon bestehnde dichtung von Perceval und dem Gral, die er fast unverändert in eine geschichte von Artur aufnahm; auch andere dichter schöpften aus diesem vor-Borronschen werk.

Aus zahlreichen beispielen, den verschiedensten partien des Modenatextes und wo nötig des Didottextes entnommen, kann vf. zeigen, dass mehrere stellen der ursprünglichen prosa auf eine gereimte version zurückgehen[1]. da in der Modena- wie in der Didoths. dem Perceval ein Joseph und ein Merlin in prosa vorangehen, die, soweit sie sich vergleichen lassen, dem poetischen Borron entsprechen, und der Merlin ohne in der schrift sichtbare unterbrechung in den Perceval übergeht, so nimmt vf. die alte streitfrage wider auf, ob diese von ihr erschlossenen gereimten stellen nicht einer einheitlichen vorlage angehören, und wenn so, ob dann dieser poetische Perceval nicht von Borron stamme, so dass Borron in der tat eine trilogie verfasst hätte. gegen die ansicht, dass von Borron auch eine Gralsuche herrühre, sind wie bekannt nicht unerhebliche bedenken geäufsert. vf. entscheidet sich für Borron als urheber, allerdings mit rein äufsern gründen: die Modena- und Didothss. bieten den Joseph, den Merlin und den Perceval, die beiden letzten ohne unterbrechung in der schrift (dass andre prosahss. keine Gralsuche haben, berücksichtigt vf. nicht), und spätere dichter berufen sich auch für die Gralsuche neben Map auf Borron. sie stöfst aber auf zwei schwierigkeiten, von denen die eine von ihr selber herrührt: 1. die reime und verse, die sie aus dem prosatext des Perceval durch reconstruction gewinnt, sind grofsenteils von besserer art als die unbeholfenen verse Borrons; 2. der 3 teil ist in mehreren angaben nicht im einklang mit dem Joseph und dem Merlin und scheint keine ausführung des programms zu sein das Borron selbst aufstellte, — eine erscheinung die zu dem schluss geführt hat, dass der prosa-Perceval nicht auf Borron zurückzuführen ist. vf. haut den knoten kurzentschlossen durch: Borron habe schon eine Perceval-Graldichtung vorgefunden, aus der er seinen 3 teil aufbaute, ohne dass er das einzelne genügend mit den zwei vorangehnden teilen in einklang gebracht hätte. die besseren reime und verse sowie die abweichungen vom Joseph und vom Merlin erklären sich aus dieser vor-Borronschen dichtung. diesen oberflächlich geänderten Perceval habe er mit Arturpartien aus einer französischen reimchronik verbunden, in der in romanhafter weise von Artur gehandelt wurde, einer chronik die zwar nicht die von Wace gewesen sein könne, aber wie vf. zeigt, doch einen ähnlichen charakter hatte. vf. denkt an den einmal im Merlin genannten

[1] Heinzel deutete Franz. Gralromane s. 121 auf vermutliche benutzung dichterischer bearbeitungen.

Digitized by Google

Martin von Rocester, von dem übrigens nichts weiter bekannt ist, als dass er *translata de latin en roman* eine *estoire de Bretagne, que on appelle Brutus*[1] (vf. s. 326).

Dass die Artuspartien der prosa auf eine mit Wace verwante chronik zurückgehn, ist nach der von vf. angeführten parallelstellen nicht zweifelhaft. nicht so glücklich ist sie mit ihrem vor-Borronschen Percevalgedicht.

Ich nehme für dieses Percevalgedicht als ausgangspunct das 8 cap. The visit to the Grail castle. vf. nennt bei der behandlung von Percevals besuch auf der Gralburg s. 215 ff einige züge der prosa, von denen sich, allerdings in sehr abweichender gestalt, der eine in dieser, der andere in jener bearbeitung der sage widerfindet[2], einmal sogar in ein paar zeilen mit einer gewissen ähnlichkeit im ausdruck übereinstimmend mit Wauchier de Denain. sie zieht daraus den schluss, dass die prosa dem von ihr angenommenen vor-Borronschen Perceval-Gralgedicht auch im. Gralbesuch am nächsten stehe, weil die prosa auf kurzem raume alle diese züge biete; die anderen versionen hätten demnach bedeutende änderungen vorgenommen und so die sage aus ihrem ursprünglichen charakter verrückt. — gesetzt, wir hätten wörtliche übereinstimmung, würde dann die prosa würklich einen so weitreichenden schluss gestatten, dass sie einen alten text in annähernd reinster gestalt bewahrt? ich glaube, dass es gerade einen einschneidenden zug gibt, der vielmehr auf eine ziemlich späte bearbeitung hinweist, einen zug den vf. nicht nennt, den ich aber besonders hervorheben möchte. die prosa ist nämlich auffallend unbehilflich in der darstellung des ersten besuches, den P. auf der Gralburg macht, sowol in bezug auf das was diesen besuch einleitet, als auf das was bei diesem besuch geschieht. wie die prosa erzählt, verweilt P., nachdem er das elterliche haus verlassen, kurze zeit am hof Arturs, um dort, wie sein vater es wünschte, das ritterhandwerk zu erlernen. er setzt sich gegen Arturs wunsch auf einen verbotenen sitz, der sich gleich darauf spaltet. eine geheimnisvolle stimme verkündet dabei folgendes: der stein wird sich nicht eher zusammenfügen, als bis einer von der tafelrunde so grofse taten vollbringt, dass er auf die Gralburg kommt: wenn er dann fragen wird, was man mit dem Gral mache und

[1] auch Fletcher Arthurian Material s. 144 n. 11 kennt von Martin von Rocester blofs den namen und zwar nur aus dem Merlin.

[2] Wauchier de Denain (in der prosa weisen zwei kinder in einem baum Perceval den weg zur Gralburg; dem Gralkönig sagt P., dass er die nacht vorher im walde verbracht hat); Manessier (2 taillëors d' argent); Perlesvaus, Chastel merveilleus, Crône (3 blutstropfen); Bleheris, Crône (der held hat einen unüberwindlichen schlaf); Chrétien (fischerkönig zeigt ihm den weg; P. glaubt sich vom könig irregeführt, weil die burg nicht schnell erscheint; am nächsten morgen ist die Gralburg verödet einsamt) usw.

Digitized by Google

wem man damit diene, wird die schwäche und die krankheit von dem reichen fischerkönig weggenommen, der stein wider zusammengefügt werden, und die bezauberungen, die seit dem tage wo P. sich auf den gefährlichen sitz setzte, in 'Bretagne' entstanden sind, schwinden (s. 22). P. schwört, und nach ihm alle anderen ritter der tafelrunde, dass sie nicht zwei nächte hintereinander unter demselben dach verweilen wollen, bis sie die Gralburg gefunden. was also bei Chretien und Wolfram Perceval, beim Pseudo-Wauchier (vf.s Bleheris-version) Gawain erst nach ihrem ersten besuch erfahren, wird hier in aller deutlichkeit an den anfang der erzählung gestellt, die verschiedenen ritter kennen also das programm: es muss auf der Gralburg gefragt werden, nur dadurch werden alle übel aufhören und der fischerkönig gesund werden. — nun folgen die inconsequenzen. P. trennt sich bald von den anderen und macht auf eigene faust mehrere abenteuer durch (zb. mit der schachbrettdame), bis er zu seiner schwester kommt, die er anfangs nicht widererkennt, ebenso wenig wie sie ihn, obgleich er vor dem elterlichen hause steht. sie führt ihn zum onkel-eremiten, der in der nähe wohnt, und sowol dieser als die schwester wollen wissen, ob P. schon auf der Gralburg gewesen sei. von beiden erfährt er, dass dort sein grofsvater, der vater seines vaters, wohne, eben der reiche fischerkönig der den Gral bewahre; dass er, P., vom Gralgeschlechte und bestimmt sei des grofsvaters nachfolger zu werden; sobald P. auf die Gralburg käme, würde die schwäche und die krankheit des fischerkönigs aufhören, ihm das gefäss übergeben werden und P. herr des blutes unseres herrn Jesus Christus sein (s. 41). man fühlt das widerspruchsvolle: P.s vater hat seinen sohn widerholt auf Arturs hof gewiesen, dass er sich dort zum ritter ausbilde, aber er soll immer davon geschwiegen haben, dass P. prädestiniert gewesen wäre, seinen grofsvater, der vom enkel hülfe erwartet, auf der Gralburg abzulösen. in einem anderen cap. hat vf. zu beweisen gesucht, dass die schwester P.s erfunden sei, den helden auf seine Gralherkunft aufmerksam zu machen. — von einer auf der Gralburg zu stellenden frage ist in den worten des einsiedlers oder der schwester nicht die rede. sehr auffallend, da P. den grofsvater nicht so sehr durch sein erscheinen als durch die frage heilen soll. und noch ein widerspruch: der vater, Alain li Gros, hat P. zu Artur getrieben, damit er ritterschaft lerne, der onkel-einsiedler verbietet ihm dagegen je einen ritter zu töten, und lieber viel zu dulden (s. 41). so gerüstet zieht P. nun weiter auf die Gralsuche, stöfst erst auf den ritter mit der hässlichen dame, dann auf die gefährliche furt. da gelangt er eines tages zu einem vierarmigen kreuzweg. ungefragt weisen ihm zwei auf einem baum sitzende kinder den weg zur Gralburg (bei Wauchier haben wir etwas ähnliches mit einem kinde, das aber den weg zur Gralburg nicht kennen

Digitized by Google

will, P. ist hier der fragende, der früher schon auf der Gralburg war). indem er noch zweifelt, ermahnt ihn ein schatten mit Merlins stimme, dass er den worten der kinder glauben solle. in einer lieblichen ebene bezeichnet ihm der alte fischerkönig, der sich mit noch drei anderen rittern in einem boot befindet, den weg zu seiner burg (er nennt sie aber nicht Gralburg), die P. endlich erreicht. nun sollte man nach allem was die prosa uns erzählt hat meinen, P. wisse, dass er sich auf der Gralburg befindet, dass der kranke schwache greis, der von vier dienern hereingetragen wird, um ihn zu begrüfsen, der fischerkönig und sein grofsvater ist, dass die schüssel, die er mit der drei tropfen (M. 3, D. 1) blutenden lanze — von der lanze war übrigens bis dahin noch nicht die rede — und zwei tellern herein und nachher wider hinaustragen sieht, der Gral ist, dass er, wie die stimme am hofe Arturs befahl, zu fragen hat, *quoi on en fait et cui on en sert, de cel Graal*, und dass dann der könig geheilt und andere wunderbare dinge geschehen werden. P. fragt aber nicht. er fragt sogar nicht, als der könig ihn *en maintes manieres de paroles* dazu anregt. und nicht etwa ein zauber hält ihn ab, wie zb. im Perlesvaus Gawain, der unter dem eindruck der sich steigernden wunder sein klares denken verliert. die prosa gibt zwei gründe zugleich an, die gleich bedenklich sind und einer ganz anderen umgebung entnommen sein müssen: seine mutter (in der Didoths. ein *prodome*, bei dem er gebeichtet hat) habe ihm gesagt, dass er nie zu viel sprechen und nie zu viel fragen solle; und sodann sei P. so müde gewesen, dass er fast auf den tisch fiel. trotzdem beschäftigte ihn *molt longement* die schüssel und noch mehr die lanze, als der könig sich entfernt hatte. und noch auffallender ist die bemerkung in der erzählung, es sei dem fischerkönig schon öfters begegnet, dass ritter, die er herbergte und vor denen er den Gral und die anderen reliquien vorübertragen liefs, nicht fragten. als P. dann am folgenden tag ungefähr unter den gleichen umständen wie bei Chrétien die burg verlässt, erfährt er von einer schönen frau im walde (sie weinte und hatte grofse trauer, warum? wird uns nicht gesagt), dass er in dem hause des reichen fischerkönigs gewesen sei, dass er den Gral dreimal vor sich habe tragen sehen (in würklichkeit nur zweimal), und dass, wenn er nicht gefragt habe, es ein wunder sei, dass er nicht den tod erlitten. sie erklärt sein misgeschick daraus, dass er noch nicht reif sei (s. 62 f). und widerum auffallend: nicht ein einziges wort spricht P., wodurch er zeigt, dass ihm noch erinnerlich gewesen wäre, was er bei Artur und der schwester und dem onkel erfahren hat. nachdem die schöne frau gesprochen hat, P. *s' en esmervella molt et en ot si grant duel qu' il en commença a larmier* (ebd.). — das alles macht den eindruck, dass ein unbeholfner autor mit schon vorhandenen, ausgebildeten motiven arbeitete, die er

Digitized by Google

nicht richtig zu verwenden wuste, oder in einer neuen, nicht gerade glücklichen verbindung vorführen wollte. nach der theorie der vf. hätten allerdings die späteren dichter hier zu trennen gewust, was sich besser zu einem ersten, was zu einem zweiten besuch eigne. — und nun der zweite besuch. wie traurig leer ist da unser text. P. wandert sieben jahre umher, natürlich ohne sich um Gott, kirche oder kloster zu kümmern (wie das so kam, erfahren wir nicht); an einem karfreitag trifft er auf damen und herren, die ihn ermahnen nicht bewaffnet umher zu reiten. und nun gelangt er wider zum onkel-eremiten. obgleich er zwei monate bei diesem verweilt, erfahren wir doch erst am ende, dass P. das haus seines grofsvaters aufsuchen wolle. dinge höherer ordnung werden nicht besprochen, nur rasch werden ein paar familienangelegenheiten behandelt: erst gegen ende vernimmt P., dass seine schwester gestorben — eine unart P.s scheint in dieser version seine vergesslichkeit zu sein —, und dass sie ganz in der nähe der klause begraben liege; dass das väterliche erbe ihm dadurch zugefallen, zieht ihn nicht an. nun folgt noch das breit erzählte turnier auf dem weifsen schlosse, und dann erscheint ihm Merlin. Gott zürne P., weil dieser seinem gelübde untreu geworden, denn er habe bei einer ritterlichen familie zwei nächte unter demselben dach verbracht. in unserem falle sehr inconsequent vom lieben Gott, denn Merlin hatte sich nicht gezeigt, als P. sieben jahre lang ohne Gott oder kirche umherzog, oder als er zwei monate bei seinem onkel wohnte. Merlin führt ihn trotz alledem auf die Gralburg. ohne dass Merlin ihn daran erinnert, tut P. jetzt die frage. der grofsvater wird sofort gesund, stirbt aber dennoch drei tage später. P. ist Gralkönig, sogar reicher fischerkönig (s. 84), die bezauberungen Britanniens, wovon wir nirgend im text eine vorstellung bekommen, hören auf, und der gespaltene sitz bei Artur wird wider ganz. die ritter der tafelrunde wollen jetzt Artur verlassen, denn, da die bezauberungen Britanniens ein ende genommen, gebe es für sie nichts mehr zu tun. grofse freude macht es ihnen jetzt, als Artus ihnen einen krieg im auslande ankündigt . . . . . .

Und diese Gralsuche — ich habe die sache etwas ausführlich gegeben, dabei freilich noch auffallende einzelheiten ausgelassen, wie etwa, dass der Gral von einem *valles* getragen wird — sollen wir nach unserer vf. als eine überlieferung gelten lassen, die ein ursprünglicheres vor-Borronsches Perceval-Gralgedicht am genauesten widergebe, lediglich weil verschiedene andere texte den einen oder anderen zug der Gralbesuche bieten, der auch in der prosa mit anderen zusammen auf kurzem raum vorkommt? ich lasse nicht aufser acht, dass vf. auch andere partien vergleicht, aber das resultat würde auch hier das gleiche sein. was bedeuten diese vereinzelten züge gegen den schwer-

Digitized by Google

wiegenden umstand, dass die prosa den helden auf der Gralburg und nachher situationen durchmachen lässt, die nur begreiflich werden, wenn er vorher der dinge, die seiner harrten, unkundig war, und dass infolgedessen, alles, was mit den Gralbesuchen zusammenhängt, verrät, dass unser text motive, die anfangs anders verteilt waren, vor den ersten besuch gedrängt hat, trotzdem der autor an zwei besuchen festhielt? alle theoretischen betrachtungen bringen uns über diesen punct nicht hinweg. dem unbeholfenen autor fehlte das richtige augenmafs für die bedeutung seiner motive. ich fürchte, dass wir an stelle der folgerung der vf., wir hätten hier mit einem ursprünglichen charakter der sage zu tun, sogar mit einem vor-Chrétienschen, eine andere einsetzen müssen: der widerspruchsvolle charakter der Gralpartieen in der prosa weist auf ungeschickte verquickung verschiedener schon vorhandener, besser ausgearbeiteter und besser benutzter motive, die motive müssen also anderen dichtungen entnommen sein. und wenn s. 68 der prosatext behauptet, dass *Crestiens de Troies ne li autre trovéor*, die vom Gral dichteten, einen zweiten besuch beim onkel-eremiten nennen, so sind wol unter 'li autre trovéor' verschiedene dichter nach Chrétien zu verstehen, dh. mag nun die prosa den stoff aus den dichtern zusammengelesen haben, mag sie eine bearbeitung einer poetischen version sein, die composition wie sie die prosa bewahrt ist wol frühestens im 2 viertel des 13 jh.s entstanden. die prosa gibt demnach nicht einen dritten teil Borrons wider. und zu ähnlichem resultat kam 1888 auf anderem wege auch ANutt in seinen 'Studies on the legend of the holy Grail', wo er s. 96 seine ansicht also formuliert: 'the Didot-Perceval is probably the latest in date of all the members of the cycle'[1]. —

Die cap. 10 und 11 (s. 249—316) handeln von der ursprünglichen natur des Grales und der lanze, sowie von deren weiterer entwicklung. sie führen aus, was vf. schon am ende des 1 bds. angedeutet und eingehender in einem in der Folk-Lore Society gehaltenen vortrag[2] ausgesprochen hatte. die combinationen sind neu und interessant. vf. ist am schluss der meinung, dass sie den einzig richtigen weg aufgedeckt und dass nur noch der gelehrte fehlt, der 'was at once a thorough classicist, a trained folk-lorist, a theologian, a mystic, and who had a first-hand knowledge of the Grail texts', dem ihre studien in die hände fielen, um dann ihre andeutungen mit seinem reichen wissen auszuarbeiten (s. 312). cap. 10, 'The development of the Grail tradition', wurde vor der veröffentlichung von JBédier, Ferd. Lot und WANitze durchgelesen, und unabhängig von einander sprachen diese gelehrten sich dahin aus, dass der inhalt unverweilt dem drucke übergeben werden sollte (s. xi).

[1] ähnlich Heinzel aao. s. 120. [2] Jessie L. Weston, The Grail and the rites of Adonis, Folk-Lore 18 (1907), s. 283—305.

Digitized by Google

Vf. glaubt in der erzählung Wauchiers (vf. 19655ff ed. Potvin)[1] die älteste erreichbare gestalt der Gralsage zu erkennen, denn diese gestalt gehe auf die erzählung des von Wauchier angegebenen Bleheris, des wälschen fabulators zurück und dieser sei nach neuesten untersuchungen urkundlich von 1091 bis 1147 verfolgbar. die ausführungen der vf. wollen folgendes wahrscheinlich machen: die bei Bleheris mitgeteilten vorgänge und benennungen sind aus einem dem antiken Adoniscult ähnlichen natur- und lebenscult hervorgegangen; die Gralsage des Bleheris enthält occulte lehren vom wesen alles lebens. bei Bleheris trägt die erzählung noch nicht-christliches gepräge, nur die lanze scheint bei ihm erst christianisiert zu sein. an den Adoniscult erinnern die bahre mit dem toten ritter, der aufwand an ritualer handlung bei der bahre, die weinenden frauen, die gemeinschaftliche feier mit einem mysteriösen gefäss, das durch den tod des ritters auf der bahre verödete land. der Gral erscheint in der erzählung unter drei aspecten, in übereinstimmung mit den lehren des occultismus: als blutgefäss in verbindung mit der lanze, als speisespender, als inbegriff alles geistigen lebens. Gawain kann nur die zwei ersten gestalten des Grals schauen; die dritte nicht, weil er die entscheidende probe, die zusammenfügung des gebrochenen schwertes, nicht besteht. was er auf dem wege zur Gralburg an schrecknissen durchmacht, sind proben, wodurch er wenigstens des anblicks der zwei ersten stufen teilhaftig wird. seine frage nach der lanze bringt das land teilweise wider zur fruchtbarkeit. Gawains erlebnisse auf der Gralburg erinnern an eine verfehlte einweihung. wir haben anzeichen in anderen sagen, dass Gawain später auf dieGralburg zurückkehrt und somit als der eigentliche und ursprüngliche Gralfinder betrachtet werden muss, oder vielmehr denkt vf. sich die sage so, dass Gawain, wahrscheinlich ein sonnengott, von anfang an der Gralgewinner war, und daher alle proben die er vorher besteht, nur bestätigungen seiner göttlichen natur sind. durch besondere, von vf. näher angegebene umstände wurde er durch Perceval ersetzt. vf. sieht in der erzählung des Bleheris nicht nur die ältest erreichbare form der Gralsage, sondern, wie gesagt, die in handlung und benennungen entsprechende widergabe

[1] Diese erzählung setzt ein mit dem ritter, der bei hereinbrechendem abend an Arturs gemahlin und ihrem hof ohne zu grüfsen vorbeireitet, weil er einen auftrag auszuführen hat der keinen aufschub duldet. als der ritter an Gawains seite getötet wird, übernimmt dieser die ausführung des auftrags, ohne dessen charakter zu kennen. Gawain macht nun verschiedene schauerliche abenteuer durch, die hohe anforderungen an seinen persönlichen mut stellen, bis er um die mitternacht des zweiten tages die Gralburg erreicht und deren wunder schaut, unter diesen einen toten ritter auf einer bahre. während der Gralkönig von den wundern erzählt, schläft G. vor müdigkeit ein. er erwacht am nächsten morgen am meeresstrand. die Gralburg ist verschwunden.

Digitized by Google

eines der antiken Adonisfeier ähnlichen naturcults. denn die Adonisfeier galt dem gotte, mit dessen tod alles wachstum aufhörte, sein abbild wurde zum meere getragen, weinende frauen bildeten den charakteristischen zug der feier; man war der ansicht, dass, kehre der gott zum leben zurück, auch die natur und mit ihr die menschheit wider auflebe. aber von dem Adoniscult kennen wir nur die äufsern vorgänge. diese waren öffentlich, für die grofse menge der gläubigen bestimmt, denen sie auch genügten. es muss aber auch ein höheres wissen und ein tieferes deuten vorhanden gewesen sein, in welches nur die reiferen eingeführt wurden. wer eingeweiht werden sollte, muste proben bestehn, die ihn des höheren verständnisses würdig zeigten. reflexe davon finden sich bei Gawain in der Bleherissage: die schrecknisse, bevor er zur Gralburg kommt, und die schwertprobe. ebenso wie ein solcher naturcult den drang zur erkenntnis der geheimnisse alles lebens ausdrückt, so bedeutet die Gralsage in ihrem tiefsten wesen nur das jedem menschen angeborene verlangen, die quelle alles lebens zu erkennen und zu erfassen. — ein solcher naturcult muss in Wales bestanden haben, verborgen und in der stille geübt, seit dem siegreichen vorgehen des christentums. daher erklärt sich, dass die burg unauffindbar ist für solche die nicht auserwählt sind, wie etwa Gawain. — Bleheris oder ein anderer Walliser hat in seiner Gralerzählung die geheime naturverehrung seiner landsleute niedergelegt. —

Durch ihre hypothese, meint die gelehrte vf., erkläre sich manches, was bis jetzt jeder erklärung spottete. so der name 'fischerkönig'. nach den lehren des mittelalterlichen symbolismus sowie nach den ansichten moderner occultisten — vf. verdankt hier manchen aufschluss einem praktischen anhänger des occultismus, der nie vom Grale gehört hatte, dessen mitteilungen demnach besondere erwägung verdienen dürften, weil sie ungesucht eine erklärung bieten — gehe alles geistige und materielle leben in drei welten vor sich, die sich aber gegenseitig beeinflussen: die welt des reinen geistes, die welt wo geist und materie verbunden erscheinen, die welt der materie. jede dieser welten habe ihren eigenen hüter und ihr eignes symbol. aus dem umstand dass die oberste welt, die des lebensprincips oder des lebensursprungs, wenn die fülle der zeit kommt, aus ihrem sitz — der stern Alkyone, eine der Plejaden — ihr goldnes netz durch den weltenraum entsendet und sich selbst ein kleid webt, folgert vf. oder ihr occultistischer berater[1], dass der wächter

[1] ich schliefse das aus s. 258. klar ist die sache eben nicht. in den partieen, die sich mit den occulten ansichten beschäftigen, ist widerholt nicht ersichtlich, ob der leser zu tun hat mit allgemeinen ansichten, oder mit ansichten einer bestimmten schule, oder mit der ansicht des occultistischen beraters, oder mit den schlüssen der vf. selbst. dass das wort 'fischerkönig' bei occultisten ein gewöhnlicher begriff wäre oder gewesen wäre, ist mir

Digitized by Google

dieser obersten, rein geistigen welt der fischerkönig sei, sein symbol der heilige Gral (der alte Titurel im Parzival wäre sein typus); in der zweiten welt sei alsdann der fischerkönig in menschlicher gestalt der hüter, er ist krank und behindert in seinen bewegungen, denn der geist fühle sich schwer in den banden des körpers; dieser könig behüte den reichen Gral, den speisespender als erhalter der welt, in der wir leben. der hüter der dritten stufe ist nicht so leicht zu finden. vf. entdeckt ihn aber in dem feindlichen bruder im Perlesvaus, in welchem, wie es heifst, so viel böses war als in den anderen gutes; er sei der wächter der lanze und des gefässes, der beiden symbole der zeugung, denn die lanze sei das männliche prinzip, das gefäfs das weibliche, das unablässig fliefsende blut das leben. — die natur des gebrochenen schwertes, das Gawain auf der Gralburg zusammenfügen muss, werde durch ihre hypothese begreiflich: es sei eigentlich das bekannte schwert 'as estranges renges', das wir sonst nur in anderer umgebung kennen. wenn Gawein im englischen gedicht von 'Syr Gawayne and the grene knyghte' als erkennungszeichen ein pentagramm führt — dh. das zeichen das gewalt gibt über die ungesehene welt —, so weise das darauf, dass er doch bei einem späteren besuch das schwert zusammengefügt habe, denn dessen griff sei ein pentagramm (?) gewesen, oder vielmehr: Gawein der sonnenheros — Gwalchmai bedeute ja 'habicht des mai' — habe als letzte probe von vielen, die seine wahre natur bestätigten, das schwert gleich bei seinem ersten besuch widerhergestellt. — die lanze habe deshalb eine so grofse bedeutung, weil sie organisch zur blutschüssel gehöre, beide verbildlichen die zeugungsorgane (s. o.) — die kirche habe wol gewust, was der Gral eigentlich sei — eine symbolische darstellung von dem suchen nach der quelle alles lebens, etc. —, und habe deshalb durch ihr schweigen solche anschauungen nicht ermutigt, und so sei die freude an der dichtung nach einer blütezeit allmählich zurückgegangen. — und andere erklärungen. —

Die hypothese als ganzes — von den phantastischen auswüchsen sehe ich ab — kommt mir, wie geistvoll sie an sich sein mag, unhaltbar vor. wer die erzählung ed. Potvin 19655 ff aufmerksam liest und jeden hauptumstand unbefangen prüft, kommt zu allem eher, als in dieser erzählung eine verbildlichung eines naturcults zu sehen. der gesamteindruck ist zunächst, dass der erzähler eine anzahl schauerlicher motive, wobei nacht, unwetter, alleinsein das unheimliche erhöhen, zu einer zusammenhängenden geschichte aneinander gereiht hat, und so nerven und neugierde seiner hörer spannt, ohne dass er für das ganze oder

sehr fraglich. nur das goldene netz scheint den berater und die vf. zu dem namen 'fischerkönig' geführt zu haben. von einer schüssel ist erst recht nicht die rede.

Digitized by Google

das einzelne eine symbolische deutung beabsichtigte oder auch nur hätte geben können. alles ist auf das schreckenerregende, unbegreifliche zugestutzt, so dass selbst Gawein, der unvergleichliche held, sich mitunter eines schauders nicht erwehren kann. — sodann fragt man sich, ob vf. wol recht hat, den toten ritter auf der bahre zum centralpunct ihrer deutung zu machen. dieser ritter auf der bahre ist kein fester zug in der sage, er findet sich nicht in der Perceval-Gralsage, in den erzählungen die sich mit Gawain und dem Gral beschäftigen, nur in unserer version und in der sogenannten ersten interpolation Pseudo-Gautiers (Pseudo-Wauchier), wo eine bahre in der Gralprocession vorkommt (vgl. zb. Heinzel Franz. Gralromane s. 35). in unserer version will der Gralkönig Gawain aufschluss geben über die dinge, die er gesehen hat, und obgleich Gawain ausser über die lanze auch über den toten ritter und das schwert bescheid verlangt, geht der könig doch gleich von der lanze auf den Gral über, ohne ein wort über ritter oder schwert zu äufsern, obgleich er vorher bei der bahre die neugierde rege gemacht hat. als nach derselben version Gawain, der am nächsten morgen aufserhalb der burg erwacht ist, vom landvolk gesegnet wird, weil durch seine frage nach der lanze die wasser wider fliefsen, die wälder wider grünen und das land wider teilweise bevölkert ist, so flucht man ihm zugleich, weil er sich nicht nach dem Grale erkundigte, denn dann wäre die alte fruchtbarkeit zurückgekehrt, dh. der tote ritter und das schwert werden widerum nicht erwähnt. und endlich: die teilweise fruchtbarkeit kehrte zurück durch die lanze, der tote ritter kommt dabei nicht zum leben. und so möchte ich fragen, ob nicht der tote ritter auf der bahre, nebst dem was mit ihm zusammenhängt, secundärer natur ist, ob diese version infolgedessen als ganzes wol eine so grofse ursprünglichkeit besitzt, ob wir also wol auf dem richtigen weg der erklärung sind, wenn wir von dieser version ausgehen. — und legen wir den nachdruck darauf, dass die gegend nur durch die frage nach lanze und Gral fruchtbar wird, dass der tote ritter tot bleibt und für die rückkehr der fruchtbarkeit nach dieser version durchaus nicht berücksichtigt wird, so lässt er sich erst recht nicht mehr identificieren mit einem naturgott, durch dessen widerkehr, und nur durch diese, die natur zum neuen wachstum gedeiht. da auch die weinenden frauen in dieser version nicht vorkommen — es ist nur die rede von weinenden leuten, wenn sie sehen, dass Gawain nicht der erwartete ritter ist; auch der könig weint, wenn er bei der bahre steht und wenn er anfängt vom Grale zu erzählen — und weinende frauen in den anderen versionen nur vereinzelt erscheinen, jedenfalls keinen hervorstechenden zug der sage bilden, so fällt me. auch wol derletzt gedanke an einen etwaigen zusammenhang mit dem Adoniscult oder ähnlichem naturdienst fort. ich glaube, dass wir bei

Digitized by Google

dem verwüsteten land uur an einen gessartigen fluch zu denken haben.

Und auch anderes zeigt die willkürlichkeit der zusammenstellungen der vf. ich greife einzelnes heraus. vf. legt nicht mit unrecht nachdruck auf den nach ihrer meinung dreifachen charakter des Grals: blutschüssel, speisespender, inbegriff der geistigen kraft. aber was sie nun infolge dieser auffassung alles in die sogenannte Bleherisversion, die den ausgangspunct ihrer hypothesen bildet, hineinlegt, ist merkwürdig. Gawain sieht in der version nur zwei behälter, erst den automatisch bedienenden Gral, dann in einem gestell das silberne gefäss, das eine abfuhrröhre nach aufsen hat, und in welches das blut von der lanze tröpft. vf. nimmt an, dass die beiden behälter identisch dh. dasselbe ding unter verschiedenem aspect sind, aber auch aufserdem, dass G. die dritte gestalt nicht sieht, weil er die schwertprobe nicht besteht, die ihn zum schauen des Grals in seiner geistigen gestalt befähigt hätte. aber woher will vf. wissen, dass in dieser version die schwertprobe diese folge haben würde? es muss doch ein zusammenhang bestehn, wir müssen ihn wenigstens annehmen, zwischen dem keinen aufschub duldenden auftrag des an Gawains seite getöteten ritters, und dem was Gawein unwissend übernommen hat. auch dem Gawain liefs das pferd keine zeit, weder zur ruhe noch zur speise. der zweck der zusammenfügung des schwertes in dieser erzählung, die nach vf. der ursprünglichen gestalt der sage am nächsten steht, scheint kein anderer gewesen zu sein, als befähigung zu erhalten, den ritter auf der bahre an seinem feinde zu rächen. wer dieser feind war, erfahren wir nicht. es scheint sich, wie soeben schon angedeutet, um einen gessartigen zauber zu handeln, den nur ein besonders erwählter aufheben kann. — wenn vf. recht hätte in der bedeutung der zusammenfügung des schwertes, so müsten auch die einzelnen aspecte des Grals, so wie Gawain sie zu sehen bekommt, einen klimax bilden: erst hätte Gawain den Gral in verbindung mit der lanze als zeugungsattribut sehen müssen, wie vf. selbst angibt, die niedrigste stufe, dann den Gral als erhalter des menschengeschlechtes, dh. als speisespender. aber in würklichkeit sieht er erst den Gral, dann nachher die schale, in die das blut aus der lanze fliefst. ob dieses blutgefäfs der Gral ist, erfahren wir nicht. jedenfalls fehlt hier der klimax, der für die einweihung nach vf. nötig ist. es scheint sogar, dass die lanze als blutreliquie des heilandes dem dichter wichtiger ist als die schüssel, die als dienender geist umherzieht: die lanze habe der menschheit grofses heil gebracht, indem mit ihr Christi seite durchstochen wurde. — wir bekommen übrigens nirgend den eindruck, dass Gawain eine höhere stufe vom Gral erwarten konnte, dass er den drang zur höheren erkenntnis alles lebens in sich hatte: in dem gespräche mit dem könig soll Gawain nur darüber

Digitized by Google

belehrt werden, was die zufällig gesehenen wunder alles bedeuten. — vf. sieht allein die lanze in der version verchristlicht, den Gral noch nicht. aber ist die christliche geistlichkeit mit dem christlichen kreuz bei der bahre etwa nicht christlich? und wie soll man in aller welt beweisen, dass Gawain, der von der lanze erfährt, sie sei die des Longinus, von dem Gral etwas anderes erfahren haben würde, als dass sie mit Christus in verbindung stehe? maw. wir können aus dieser version durchaus nicht beweisen, dass erst die lanze verchristlicht gewesen sei, ja wir sind fast sicher, dass Gawain über den Gral nur christliches erfahren hätte, wie übrigens auch in einigen hss. vorkommt[1]. die weise, wie das blut ohne unterlass aus der lanze fliefst und sich durch eine röhre aus der schale nach aufsen entfernt, mag roh, sogar echt heidnisch aussehen. aber warum sollen wir hier nicht wider eine der schauererregenden übertreibungen haben, woran diese version so reich ist?

Ich beschränke mich auf dieses wenige. man kann nicht leugnen, dass vf. in den capp. 10 und 11 eine anzahl neuer gedanken einführt. aber kaum einem einzigen kann ich beitreten. schon ihre basis — die Bleherisversion — ist nicht kritisch sicher. aufserdem legt sie so viel von dem ihrigen hinein, dass sie darüber die facta und die natur der grundlage ganz aus dem gesichte verliert. auf geistvollem wege gelangt sie zu sterilen resultaten. —

Der charakter des zweiten bandes des Legend of Sir Perceval tritt aus dem gesagten genügend hervor. auch dieser band zeugt wider von hingebender liebe zur sache und von reicher belesenheit in den originaltexten. wir müssen der vf. dankbar sein für den abdruck der Modenahs. und für manche zusammenstellung, aus der sie ihre schlüsse zieht. sie hat experimentell erwiesen, dass mehrere partien des prosatextes aus verszeilen hervorgingen[2]. dass aber die prosa den 3 teil von Borrons cyclus bewahre, oder sogar einer vor-Borronschen dichtung von Percevals Gralsuche am nächsten stehe, dies zu beweisen, ist ihr nicht gelungen. im gegenteil: ein wichtiger, das ganze beherschender, von ihr nicht berücksichtigter zug des textes verträgt sich schlecht mit einer ursprünglichen natur; so dass die vorlage des prosatextes einer jüngeren zeit angehören dürfte. — in zwei capp. versucht vf. auch der natur der Gralsage von einer ungewöhnlichen seite beizukommen. der versuch ist glänzend, anregend, aber der feuereifer der vf. wird nicht im zaume gehalten durch strenge prüfung des tatsächlich vorhandenen. wie bei der besprechung des ersten bandes ihre hypothese von den zwei Fécampschen messern und deren nachwirkung in der sage.

[1] Birch-Hirschfeld Sage vom Gral s. 94.

[2] WHoffmann Über die quellen des Didot-Perceval, Halle 1905, hat die poetische vorlage geleugnet.

Digitized by Google

muss ich auch jetzt ihre hypothese vom ursprung des Grals aus einem natur- und lebenscult ablehnen. trotzalledem nenne ich auch diesen zweiten band einen reichhaltigen versuch uns aufzuklären über Graldichtung und Gral.

Tilburg i. Holland. **J. F. D. Blöte.**

Christus und die minnende seele. zwei spätmittelhochdeutsche mystische gedichte. im anhang ein prosadisput verwandten inhaltes. untersuchungen und texte herausgegeben von dr. P **Romuald Banz** benediktiner [Germanistische abhandlungen herausgegeben von FVogt h. 29]. Breslau, Marcus 1908. XVIII und 388 ss. nebst 9 taf. 8°. — 15 m.

Weinhold hat in seiner ausgabe des Lamprecht von Regensburg s. 300 ff kurz die entwicklungsgeschichte der allegorie von der minnenden seele skizziert, in der des Appulejus märchen von Amor und Psyche ins christliche umgedeutet fortlebt. die vorstellung, bei Bernhard und Hugo von SVictor voll entfaltet und ausgestattet mit der poetischen diction des Hohenliedes, gewinnt bereits auf die deutsche geistliche dichtung des 11 und 12 jh.s einfluss, um dann im 13 und 14 jh. zahlreichen selbständigen gedichten als vorwurf zu dienen und gleichzeitig der mystischen litteratur, wie sie namentlich in den frauenklöstern aufblüht, fruchtbarste anregung zu bieten. auch die bildliche darstellung bemächtigt sich ihrer und ruft selbst wider dichterische behandlungen, sog. gemälpoesie hervor. gewis war schon längere zeit vor Margareta Ebner, die zweimal von der minnenden seele *als man sie malet* spricht (Banz s. 225), solcher bildschmuck bekannt; im 15 und 16 jh. erfuhr er als holzschnitt weite verbreitung, im 17 jh. als kupferstich.

Aus dem reichen litterarischen material sind an den verschiedensten orten mitteilungen gemacht worden, und sicher bergen die hss. unserer und auswärtiger bibliotheken noch manches einschlägige. Bartsch hatte s. z. in seiner ausgabe der Erlösung allerlei aus Nürnberger hss. veröffentlicht, aus den hslichen schätzen seines stiftes bringt nun RBanz, benedictiner zu Einsiedeln, ein schüler Zwierzinas, zwei dem umfang nach sehr ungleiche, das genannte thema behandelnde gedichte, sowie einen kurzen prosadialog zum abdruck. die drei stücke sind in der Einsiedler hs. 710 — B. weist ihren Konstanzer ursprung nach — enthalten und haben nach ihr auch in eine ursprünglich gleichfalls nach Konstanz weisende, jetzt Überlinger hs. aufnahme gefunden. der vf. hat den texten, von denen bisher nur auszüge veröffentlicht waren, eingehnde betrachtungen vorausgeschickt, die mit grofser sorgfalt alle irgendwie den gegenstand berührende fragen zu beantworten suchen.

Digitized by Google

Das 18 vierzeilige strophen umfassende gedicht von der kreuztragenden minne (KM.) ist auser in EU noch in einer zweiten Einsiedler hs. (nr 364) und teilweise in einer Klosterneuburger und Basler (s. s. 369) hs. überliefert, auch als holzschnittblatt aus dem 15 jh. vorhanden. es interessiert weniger um seiner selbst willen, als weil es beziehungen zeigt zu dem mehrfach begegnenden, urspr. niederdeutschen liede *Hebe uff din crutze* (vgl. zu der s. 4 angeführten litteratur noch Borchling, Mittelnd. hss. I 27. II 29. III 32. 158), doch kann für einen wenn auch nur 'mittelbaren' nd. ursprung unseres gedichtes nicht mit Banz s. 154 anm. 1 das erste reimpaar *komen* (*quemen*) : *nemen* in anspruch genommen werden; der reim ist bairisch, wohin auch sonst die sprache des gedichtes weist. — die weit umfangreichere dichtung Christus und die minnende seele (MS.) findet sich hslich ausser in EU noch in Donaueschingen (D) und Karlsruhe (K). für das in Mones Anz. 8, 334ff unter dem titel 'Christus und die seele' mitgeteilte und mehrfach behandelte stück hat jüngst Schleufsner im Katholik 1909 2, 179f ermittelt, dass das fragment ein teil von D ist und auf der bischöfl. seminarbibliothek zu Mainz aufbewahrt wird. — der kurze prosadialog (s. 364ff) steht in EU und der Einsiedler hs. 752 (s. 15. 371).

Soviel über die überlieferung, der das erste capitel gewidmet ist, das auch das hssverhältnis der MS. prüft und begründet, weshalb E für die textgestaltung allein in frage kommen konnte; D K wurden für sie herangezogen, wo E fehlerhaft ist. es wäre vielleicht zweckmäfsiger gewesen, hierauf den abschnitt, der s. 184—222 in erschöpfender weise über die sprache der schreiber der einzelnen hss. berichtet, gleich folgen zu lassen.

Cap. 2 handelt vom verfasser und der entstehungszeit der werke und nimmt zt. die resultate der späteren untersuchungen vorweg. jedenfalls kommen für KM. und MS. verschiedene verfasser in betracht, KM. ist bairisch-österreichischen ursprungs, MS. weist in see-alemannisches gebiet. B. möchte für beide gedichte s. 33f weibliche verfasserschaft annehmen, wofür einiges geltend gemacht werden kann, doch muss man sich gegenwärtig halten — und diese annahme reicht hier wol aus —, dass das thema, die gegenüberstellung von Christus und der seele, einer solchen vermutung besonders günstig ist, indem man geneigt sein wird, die dem weiblichen teil beigelegten empfindungen auch auf den verfasser zu übertragen, während doch anschauung und diction allein durch den zu behandelnden stoff bedingt sein können. ich betone dies, weil ich selbst früher etwas vorschnell einer ansicht Pregers, auf die sich B. beruft, zugestimmt habe. wenn B. für MS. die weibliche verfasserschaft für 'kaum anzuzweifeln' hält, so würde dagegen allein schon seine weitere an-

Digitized by Google

nahme sprechen, die MS. der gleichen persönlichkeit zuweisen möchte, von der wir auch das gedicht Des Teufels Netz (TN.) besitzen; die ursprüngliche gestalt dieser dichtung soll in der kürzeren, von Barack nur in den varianten zu seiner ausgabe berücksichtigten fassung C vorliegen. Des Teufels Netz kann nun aber m. e., welcher redaction wir auch den vorzug geben, schon um des inhalts willen nur von einem männlichen verfasser herrühren. es ist undenkbar, dass dieses stark pessimistisch gefärbte, aber welt- und menschenkundige rügenbuch aus einer weiblichen feder geflossen sein sollte, dass ein weibliches wesen, eine nonne oder begine (B. s. 35) sich so derb und gelegentlich obscön, insbes. auch über ausschreitungen seines eigenen geschlechtes hätte auslassen sollen, wie dies in TN. geschieht. übrigens scheint der verf. unter der arbeit selbst an der richtigkeit seiner identificierung aus sprachlichen gründen (s. 141) anm. vgl. s. 145. 161. 162. 174) wider stutzig geworden zu sein; zu anfang in seinen ausführungen zuversichtlicher, gewinnt man im weiteren verlauf den eindruck, dass er stärker mit der skepsis auf seiten des lesers rechnet. den anlass zu seiner hypothese von der gleichen verfasserschaft beider gedichte fand B. in aufserordentlich zahlreichen parallelen, die er s. 124—134 zusammenstellt, sowie in der grofsen übereinstimmung in sprache und metrik. man wird den vorsichtig abwägenden und begründenden ausführungen volle beachtung schenken, dass diese parallelen aber mehr beweisen müsten als eine wenn auch auffallend intime vertrautheit der MS. mit TN., kann ich nicht finden. die sprachliche ähnlichkeit erklärt sich aus der gleichen heimat, und auch die freie metrische form steht durchaus nicht vereinzelt (B. s. 171ff). am meisten könnte für eine identität der verfasser in die wagschale fallen, wenn B. mit seiner behauptung (s. 141 ff) im recht wäre, beide gedichte hätten beziehungen zu der unter dem namen Der geistliche Streit (GStr.) bekannten allegorischen dichtung, über die jüngst FrHoepfinger in einer Strafsburger diss. (1907) gehandelt hat, was B. entgangen ist. allein was B. s. 143 für eine benutzung des GStr. durch TN. geltend macht, ist nicht ausreichend, um ein solches abhängigkeitsverhältnis in gleichem mafse glaublich erscheinen zu lassen, wie zwischen GStr. und MS. (B. s. 141 f). die parallelen zwischen GStr. und TN. sind zt. allgemeingut, zt. finden sie ihre erklärung in dem vielbehandelten thema von den hauptsünden, bei dem gleichfalls formelhafte wendungen und reime nahe lagen.

Wenn mich somit Banz in diesen puncten nicht zu überzeugen vermocht hat, so bleiben doch seine eindringenden untersuchungen über TN. an sich wertvoll und regen zu weiterer forschung an. Barack hatte dem umfangreichsten text A die erste stelle eingeräumt, die um vieles kürzeren fassungen BC in die lesarten verwiesen; nach Banz dagegen verdient C, das der

Digitized by Google

verfasser von MS. allein benutzt hat, den vorzug: C sei der 'beste', wenn auch sprachlich 'schlecht überlieferte' vertreter des originals, in A erkennt B. einen zweiten ergänzenden und erweiternden bearbeiter mit anderer technik, anderer sprache und metrik. ich kann über das hssverhältnis von TN. jetzt keine genauere prüfung anstellen, sie hätte zunächst die von B. nicht erwähnte, bisher unausgenützte vierte, in Strafsburg befindliche hs. (Baechtold Gesch. d. d. litt. in der Schweiz, anm. s. 46) heranzuziehen. vielleicht verhilft sie uns zu einer anschaulicheren vorstellung von der überlieferung, als sie jetzt möglich ist, wo nicht einmal die von Barack mitgeteilten varianten in jedem fall ein klares bild geben. ich gesteh, dass ich nach widerholter lectüre über ein non liquet nicht hinauskomme. vielleicht besitzen wir die ursprüngliche fassung von TN. überhaupt nicht, und es liegen in C und A zwei selbständige bearbeitungen vor, von denen C dem original näher steht als A, aber ebensowenig nur kürzt, wie A nicht nur erweitert; übrigens schlägt auch B, das meist mit C geht, gelegentlich eigene wege ein.

Was B. sonst (s. 144 ff) von parallelen zur MS. aus Marienklagen und von beziehungen zur Alexiuslegende beibringt, kann nur beweisen — und B. selbst ist dieser meinung —, dass der verf. mit dieser litteratur vertraut war; die directe quelle lässt sich nicht aufdecken. vollends bedeutungslos aber, und zwar deshalb weil es sich fast immer um formelhaftes gut oder um eine unter gleichen voraussetzungen sich von selbst einstellende ausdrucksweise handelt, müssen jene anklänge an andere mhd. dichtungen erscheinen, die B. s. 147 ff zusammengetragen hat. da B. auch dies ohne weiteres zugibt, hätte ich das herausheben einzelner nach B. wenigstens möglicher directer beziehungen lieber ganz unterdrückt gesehen. abzulehnen ist aber auch die annahme einer parodistischen verwertung dreier im wortlaut ähnlicher stellen der MS. in Wittenweilers Ring (s. 149 ff), abgesehen davon, dass dem behaupteten abhängigkeitsverhältnis jede überzeugende beweiskraft fehlt, spricht auch die chronologie eher dagegen als dafür, denn das jahr 1453 bezeichnet für Wittenweilers Ring zwar den terminus ad quem, wir werden jedoch die abfassung, wenn auch vielleicht nicht bis auf c. 1400 (ADB. 43, 611), so doch bis in das erste jahrhundertviertel hinaufrücken dürfen. das von MS. so stark benutzte TN. ist aber kaum viel vor 1414/8 anzusetzen (B. s. 139 anm.; s. 151 heifst es in sonderbarer ausdrucksweise unter berufung auf jene anm — nicht 's. 107 f' — 'die nächsten jahre vor 1415'); die zahlreichen reminiscenzen daran in MS. setzen intimste kenntnis des umfangreichen gedichtes voraus, die nicht von heute zu morgen erworben sein kann.

Den im vorigen besprochenen beziehungen zu litterarischen erscheinungen nicht mystischen charakters, bei denen anhangs-

Digitized by Google

weise auch die stellung zur Bibel berücksichtigung gefunden hat (s. 151ff), geht im vierten abschnitt (s. 42—124) — der dritte behandelt kurz form und inhalt von MS. — eine gründliche würdigung des verhältnisses zu verwanten mystischen gedichten voraus. an erster stelle steht hier das von Bartsch Erlösung s. 216ff abgedruckte gleichnamige gedicht (BMS.), zu dem sich ein Münchner einblattdruck (M) und eine Erfurter incunabel (I) gesellen: ein ursprüngliches stück gemälpoesie, wie es annähernd in M in 20 bildern mit quatrains vorligt, hat verschiedene erweiterungen erfahren, die sich auf zwei redactionen (M, MS. zt. besser als BMS., I) zurückführen lassen. auf grund unvollständigen materials hatte Bartsch s. z. irrtümlich angenommen, MS. sei aus BMS. hervorgegangen. variationen desselben themas, aber unabhängig von der eben genannten gruppe, liegen mehrfach vor; sie sind zt. schon in Pregers zweitem mystikbande besprochen worden. aufser KM. kommen in betracht Der Minne Spiegel (Bartsch Erlösung s. 242ff nr 16), das stück bei Adrian Mitteilungen aus hss. s. 452—455, von dem die Altd. bll. II 370 nr 3 und darnach auch von Goedeke und PhWackernagel abgedruckten verse — sie verdienen jedenfalls daraufhin nähere untersuchung — doch wol nur ein excerpt sind, — ein nd. gedicht (Nd. jb. 15 [nicht 7], 13f), Gott und die Seele (Erlösung s. 214ff nr 10). zeigen diese stücke — nur bei dem letzteren könnte es zweifelhaft sein, da es wol mit PhWackernagel in z w e i gedichte zu zerlegen sein wird — die reine dialogform, so nehmen die beiden bekannten poetischen behandlungen der Tochter Sion, die alemannische wie die des Lamprecht von Regensburg, eine mittelstellung ein, indem sie erzählung mit freilich reichlich eingemischtem dialog, der sich aber nicht auf Christus und die seele beschränkt, bieten. auch die Sieben grade des Mönchs von Heilsbronn konnten hier noch genannt werden. eine gröfsere reihe anderer einschlägiger nummern endlich trägt lyrisch-monologischen oder didaktischen charakter. das gedicht *'Swer gern hiet ein gůt leben'* (Altd. bll. II 359) steht inhaltlich der MS. besonders nahe, jedoch hat dort die seele ihr ziel bereits erreicht, während sie in MS. noch im aufstieg begriffen ist. von dem gedicht *'Vil werde sele halt dich wert'* (Altd. bll. II 367 v. 53ff) hat, wie auch Bartsch Germ. 24, 251 sah, schon Schmeller, SUlrichs leben s. VIIIff nach dem auch von Preger II 57 benutzten cgm. 94 einen vollständigeren text zum abdruck gebracht. ich möchte bei dieser gelegenheit dem wunsche nach einer sammlung der mystischen lyrik des 13/14 jh.s ausdruck geben; sie verdient es in jeder beziehung, inhaltlich wie sprachlich. — die s. 51 erwähnte identität einer bei Mone Schauspiele des ma.s I 129 abgedruckten Passio einer minnenden seele mit einem capitel in den offenbarungen der Mechthild von Magdeburg (III, 10 — s. 71) würde ich gern weiterer prüfung unterzogen haben, wäre die

Digitized by Google

Karlsruher hs. der generals vRadowitz, aus der Mone die Passio mitteilte, auffindbar gewesen.

Die mystische prosa bedient sich gleichfalls mit besonderer vorliebe der dialogischen form, für die die lat. mystiker das vorbild waren; gröfser aber noch ist die innere verwantschaft zwischen prosa und poesie hinsichtlich der gleichartigkeit der motive, und auch die MS. bekundet fast mit jeder zeile durch den reichtum an beziehungen zur mystischen ideensphäre, durch die ähnlich eingekleideten gedanken ihre enge zugehörigkeit zur mystischen litteratur, wenn es sich oft auch nur um anklänge, nicht um entlehnungen — man kann in der annahme letzterer nicht vorsichtig genug sein, s. s. 110 — handelt. B. gibt s. 55 ff, zunächst in gestalt fortlaufender anmerkungen, zu dem von ihm herausgegebenen texte eine höchst willkommne, mit grofser sorgfalt zusammengetragene und von belesenheit zeugende sammlung von parallelstellen und der mystischen termini (s. 114 ff) innerhalb der einschlägigen deutschen theologie sowie der patristisch-scholastischen litteratur, 'auf welche die einzelnen motive und ideen der MS. in weiterer oder letzter linie zurückgehen mögen'. B. schätzt das gedicht von der MS. richtig ein, wenn er in ihm 'einen letzten niederschlag der verschiedenen mystischen strömungen' sieht, die es 'zu popularisieren und für weitere kreise nutzbar zu machen' bestrebt ist. weder vertiefung der mystischen anschauungen noch ein erschliefsen neuer höhen und weiten dürfen wir in ihm erwarten, das verhindert schon die stark ausgeprägte neigung, durch drastisch-derbe bilder und ausdrücke eine wirkung zu erzielen.

Der fünfte abschnitt gibt rechenschaft über sprache und kunst der behandelten stücke: die darstellung der reimsprache, die auf schritt und tritt den einfluss der methode Zwierzinas bekundet, stellt die niederalemannische bez. südschwäbische heimat für MS. fest; die reimtechnik und metrik ist vom dichter äufserst regellos gehandhabt, wenn auch ein 'lockerer vierheber' als norm anzuerkennen ist; dass TN. auf ziemlich gleicher (nicht derselben!) stufe steht, erklärt sich aus dem allgemeinen niedergang des formgefühls und berechtigt nicht zu etwaigen schlüssen auf die identität der verfasser. des verf.s auslassungen über 'composition und stil' suchen mit lobenswerter objectivität den litterarischen wert der MS. zu bestimmen, indem sie den mangel künstlerischer gestaltung und nur ein gelegentliches gelingen tieferer empfindung entsprechenden ausdruck zu geben, hervorheben. an den weiblichen verfasser — 'eine nonne von ungewöhnlicher belesenheit, aber ohne tiefe, ohne contemplatives talent, die die früchte ihres sammelfleifses in reime setzt' —, die für ihre in den düstersten farben gehaltene darstellung des ehelichen lebens dieses 'nur aus fastnachtschwänken' gekannt haben soll, vermag ich freilich nicht ohne weiteres zu glauben. MS. gilt

Digitized by Google

im letzten grade auf gemälpoesie zurück, und ich sehe nicht ein, warum nicht auch ein männlicher klosterinsasse sich in ähnlicher weise hätte äufsern können, sobald er das thema von der minnenden seele auf grund einer bildlichen vorlage behandeln wollte.

Dem bilderschmuck der MS.-hss. und -drucke, dessen motive sich noch in der mystischen gemälpoesie des 17 jh.s widerfinden, ist der letzte abschnitt (s. 223ff) gewidmet. der kunsthistoriker wird ihn um so weniger unbeachtet lassen dürfen, als namentlich die bilder in E hinsichtlich ihres ursprungs — er führt zunächst doch wol nur nach Konstanz, während technik und linienführung in D der Ulmer, genauer Wiblinger schule anzugehören scheinen — ein interessantes problem stellen, zu dessen lösung B. wertvolle beiträge geliefert hat, beiträge die über den einzelfall hinausgehen, fragen von allgemeinerer bedeutung aufwerfen und zu beantworten suchen.

Zum text: v. 443 lis mit K *miner?* — wenn die seele sich Christi *diener* (1041) nennt, Christus sie *zü ainem diener güt* (488) auserwählt, so ist dies zu gunsten eines männlichen verfassers verwertbar, vgl. auch 1558. 1742. — 883 *ich het in (ainen alten grawen rok) nit etwen genomen ze ainem sok*: das glossar fasst *sok* als 'socke'; einen bessern sinn gäbe, *sok* = *sac* zu nehmen; freilich lässt sich die bindung *o* : *a* sonst nicht in MS. belegen, doch könnte der häufige reim *rök* : *sök* TN. 1710. 2160. 2367. 5310 usw. B. zu seiner auffassung bestimmt haben. — 1012 lis *schwerern*. — 2049 mit der anm. (s. 104f): vgl. noch JMeier, Schweiz. arch. f. volkskunde 11, 269. — im glossar muss es s. 378a heifsen: *brogen* ptc. prät.; es handelt sich um ein starkes verb, aber um welches? vielleicht zu *briegen?* Schwäb. wb. I 1417. — ins glossar hätten noch *geträt* 1128 und *touc*: *ain toges wort* 1756 aufnahme verdient.

Halle a. S. **Philipp Strauch.**

Die heilige regel für ein vollkommenes leben, eine cistercienserarbeit des XIII jahrhunderts, herausgegeben von **Robert Priebsch** [Deutsche texte des mittelalters bd. XVI] Berlin, Weidmann 1909. XXII u. 104 ss. gr. 8°. — 3,50 m.

Der bekannte beschreiber der 'Deutschen handschriften in England' lenkt mit der angezeigten edition unsere aufmerksamkeit auf eine handschrift des Britischen museum (Additional 9048), welche einen neuen beitrag zur deutschen tractatenlitteratur des mittelalters bietet. ganz sachgemäfs hat der herausgeber dem tractat den titel gegeben: 'Die heilige regel für ein vollkommenes leben', da er seinem inhalt nach für klosterleute zur anleitung in der vollkommenheit berechnet ist. die hs. stammt aus Deutschland und war, soweit festgestellt werden kann, im besitz eines

Digitized by Google

benedictinerklosters. sie umfasste ursprünglich vier gröfsere abschnitte, von denen nur noch der erste, und auch dieser nicht mehr vollständig erhalten ist. das ganze ist in beziehung zur Mutter Gottes gebracht, da ihr erhabenes vorbild diejenigen welche ihr nachfolgen, sicher zum himmel geleitet.

Der erste grofse abschnitt handelte davon: 'wie Gottes Mutter und alle die diese regel halten, ein leib sind in Gott, und wie Jesus Christus das haupt ist dieses leibes'. schon in der formulierung dieses gedankens klingen die biblischen worte des Römerbriefes durch: *'Sicut enim in uno corpore multa membra habemus, omnia autem membra non eundem actum habent. ita multi unum corpus sumus in Christo, singuli autem alter alterius membra'* (Rom. 12, 4 f und die parallelstelle 1 Cor. 12, 12. 27). dieser gedanke wird nun in der weise ausgeführt, dass den einzelnen sinnen der Gottes Mutter bestimmte tugenden zugeschrieben werden, welche diejenigen welche mit ihr ein leib sein und Christus zum haupte haben wollen, nachahmen müssen. die Gottesmutter hatte: zunächst 1. zwei augen voll heiliger keuschheit; 2. zwei ohren voll heiligen gehorsams; 3. die nase war voll heiliger gerechtigkeit; 4. die Gottesmutter hatte einen mund voll heiligen gebetes; 5. zwei füfse und zwei hände voll heiliger arbeit (das *vnd ire arbeite* 20, 19 scheint mir zweifelhaft, sollte das *vnd ire a.* zu z. 18 gehören?); 6. einen leib und geist voll heiliger demut und voll heiliger armut; 7. ein herz voll heiligen friedens; 8. eine seele voll heiliger liebe. das ist das schema in welches der inhalt der acht capitel hineingepresst ist, freilich oft sehr lose und mit zahlreichen unterabteilungen, welche bisweilen den eigentlichen hauptteil an umfang überragen. die ersten fünf capitel zb. sind ziemlich knapp gehalten. eingefügt ist hier ein tractat über die 12 peinen (s. 26, 15 ff). im 6 capitel finden wir dann eine gröfsere abhandlung über die sieben hauptsünden im anschluss an die sieben worte Jesu am kreuze; im 8 capitel eine abhandlung über die neun chöre der engel und deren namen, mit moralischer anwendung: wie diejenigen beschaffen sein müssen, welche in den betreffenden engelchor kommen wollen. das ganze ist keine einheitliche originelle arbeit, sondern ein conglomerat verschiedener tractate bzw. predigten, deren puncte eingeschoben werden, wenn sie nur irgendwie lose mit dem thema in beziehung gebracht werden konnten. daraus erklären sich dann widerholungen derselben puncte, zb. 63, 24 f über die ordensgelübde, die schon zu anfang behandelt sind. ausdrücklich ist deswegen auch 75, 17 und 77, 21 auf frühere capitel verwiesen. dem zusammensteller des tractates muss aber auch, und das ist das interessante, der sog. prediger von SGeorgen (Deutsche texte des mittelalters bd. x) bekannt gewesen sein. s. 9 z. 7 ff findet sich SGeorgener prediger (PSG.) s. 208, 30 ff (vgl. 190, 26) und zwar folgt der tractat der

Digitized by Google

fassung G dieser predigtsammlung. — zu 8, 17 ff vgl. PSG. s. 284, 24 ff. — zu 14, 1 ff wörtlich PSG. s. 210, 6 ff. — zu s. 17, 17 ff vgl. PSG. s. 66, 28 ff. — zu 21, 21 f vgl. PSG. s. 239, 2 ff. — s. 22, 22 bis 23, 22 wörtlich PSG. s. 218, 16 ff. — s. 50, 6 bis 52, 20 und 53, 7 bis 10 wörtlich PSG. s. 210, 17 bis 212, 29 und zwar in der fassung von G.

Daraus sehen wir, dass die 54 predigt des sog. SGeorgener predigers von dem zusammensteller des vorliegenden tractates ganz zerstückelt und an vier verschiedene stellen verteilt wurde, ohne dass sie streng dorthin gehören, während die 54 predigt einen straffen aufbau hat, deren gedanken sich teilweise an die worte des hl. Bernhard (Migne Patrl. lat. 184 sp. 314 und 183, 663) anlehnen. zu beachten ist auch, dass der tractat der fassung G des SGeorgener predigers näher steht als der von A. das ganze wider zeugt für das hohe alter der SGeorgener predigten, so dass meine in der einleitung dazu gegebenen ausführungen dadurch eine neue stütze erhalten.

Wie mit der benützung des sog. SGeorgener predigers wird es sich auch mit den anderen eingestreuten stücken verhalten: sie sind keine originalarbeit, sondern entlehnungen — das darf man sicher behaupten von der abhandlung über die strafen der hölle, den sieben hauptsünden, den neun engelchören, wenn es auch mir nicht möglich ist die directen quellen aufzuweisen. weder nach form noch nach inhalt ist also der tractat gerade bedeutend, David von Augsburg hat die anleitung zur vollkommenheit für novizen in seiner 'formula de interioris und exterioris hominis reformatione' viel schöner und folgerichtiger durchgeführt. die bedeutung des veröffentlichten tractates liegt vielmehr in den eingestreuten exempeln die als illustration zu den gegebenen ausführungen dienen sollten. auch von ihnen gilt, dass sie (aus lateinischen vorlagen) zusammengelesen sind und oft eingefügt werden, ohne dass sie recht zu dem behandelten thema stimmen. sieht man von den beiden biblischen beispielen s. 16 und 41 ab, so sind es im ganzen 46 erzählungen, von denen Priebsch bei allen bis auf drei die directe oder indirecte quelle nachweisen konnte. sie sind teilweise den Vitae patrum, dem Dialogus miraculorum des Caesarius von Heisterbach, dem Exordium magnum Cisterciense und Herberti de miraculis libri tres entnommen, oder dem Speculum ecclesiae des Honorius Augustodunensis. viele (zb. 1. 4. 6. 19. 25. 26) gehören zu den Marienlegenden, andere wider erzählen von erlebnissen aus dem kreise der Cistercienser. die art und weise wie sie in den text eingefügt wurden, zeigt deutlich nr. 23, das noch vor s. 53, 7—10 *ufstende* also dem zu 52, 20 gehörenden schlusssatz der entliehenen vorlage des sog. SGeorgener predigers eingefügt wurde. die veröffentlichung dieser exempel im verein mit dem sie begleitenden und erläuternden text ist deswegen wertvoll, weil es die ältesten

Digitized by Google

uns bekannten derartigen legenden in deutscher sprache sind. Schönbach hat in seinen Studien zu Caesarius von Heisterbach vor kurzem gezeigt, wie sich solche erzählungen weiter bildeten und umformten und dazu beispiele französischer herkunft angeführt (aus den sammlungen des Jacques de Vitry und des Etienne de Bourbon). wollte man noch weiter gehn, so dürften die lateinischen predigtwerke des 13 und 14 jh.s nicht übersehen werden, welche mit vorliebe zur illustration solche erzählungen aufnahmen und je nach ihrem zwecke umformten. es ist gar nicht unmöglich, dass auch der compilator des tractates der heiligen regel solche predigtvorlagen für einzelne seiner beispiele benutzt hat.

Wenn wir hier klarer sehen wollen, dann wäre eine systematische sammlung der mittelalterlichen (lateinischen) erzählungen und beispiele von nöten, vielleicht sachlich geordnet wie Franz (Drei deutsche Minoritenprediger s. 126 ff) einige proben anführt. diese exempel würden auch zum verständnis der sog. viten (mystischer richtung) viel beitragen, ich denke hier vor allem an die vita Susos (ein ganz eigenartiges exempel aus den predigten des Greculus führt Franz [aao. s. 131 nr. 2] an: *exemplum de latrone qui secutus fuit quendam abbatem per silvam et voluit confiteri*: man vgl. damit die geschichte von dem mörder bei Seuse [Bihlmeyer s. 78]), weiterhin an die erzählungen in den sog. Gottesfreundtractaten, die im zusammenhang mit der vorausgehnden erbaulichen erzählungslitteratur dann nicht mehr isoliert dastehn werden.

Als verfasser oder besser compilator des tractates ist nach P. ein unbekannter Cistercienser anzusehen, was sich auch bestätigt. die heimat jedoch (P. weist auf Westdeutschland) wird schwerlich festzustellen sein. auch das alter des tractates, zwischen 1235 und 1300, ist richtig bestimmt, doch dürfte mit rücksicht auf die benützung des sog. SGeorgener predigers 'nicht weit von 1250' noch etwas zu früh angesetzt sein (die nichterwähnung Alberts des Grofsen ist nicht entscheidend).

Bestimmt war der tractat für frauenspersonen, in erster linie für Cisterciensерinnen. das zeigt schon die einleitung 1, 21 ff. deswegen wurde der tractat auch in deutscher sprache geschrieben. dem entgegenstehnde bemerkungen (P. erwähnt 69, 33 f) erklären sich aus der unbesehenen herübernahme der ausdrücke der vorlagen, welche meiner ansicht nach hauptsächlich predigten waren.

Die in der einleitung enthaltenen ausführungen über die handschrift, deren beschaffenheit und schreiber, sowie die sorgfältige behandlung des textes und der anmerkungen zeigen uns den erfahrenen kenner und prüfer deutscher handschriften, dem unsere anerkennung für die herausgabe dieser frühesten uns bekannten prosa aus dem Cistercienserorden nicht vorenthalten sein soll.

Scherzingen b. Freiburg i. Br. **dr. K. Rieder.**

Digitized by Google

Goethes Dichtung und Wahrheit. Vorgeschichte — Entstehung — Kritik — Analyse von **Kurt Jahn.** Halle a.S., Max Niemeyer 1908. 382 ss. 8°. — 7 m.

In diesem Anzeiger (xxv 74) äufserte vor 11 jahren Albert Köster in einer besprechung der Altschen schrift über 'Dichtung und Wahrheit', dass die innere geschichte dieses werkes noch zu schreiben sei. diese lücke ist nun durch das vortreffliche buch Jahns gefüllt. es gibt uns eine entstehungsgeschichte und charakteristik der autobiographie, die ihrer würdig ist. dieses gewis nicht geringe lob verdient die arbeit trotz einzelnen mängeln die ihr anhaften. ich beginne mit diesem negativen moment, um für das viele positive freie hand zu behalten.

Zunächst: die lectüre des buches ist nicht leicht. Jahn ist eine unjugendliche, ein wenig abstracte, kühle schreibweise eigen, die für ein buch, das ein poetisch-wissenschaftliches werk analysiert, zuweilen auch atomisiert, nicht eben günstig ist. dazu kommt, dass er die concreten unterlagen für seine ausführungen, die beweisenden stellen, zum grösten teil als noten in den anhang verwiesen hat. hätte er sie organisch verwendet d. h. in den haupttext verwebt, dann wäre das buch zwar umfangreicher, aber um vieles lebendiger und eindringlicher geworden.

Der kühle der schreibweise entspricht eine öfters zu tage tretende, für mein gefühl nicht gerechtfertigte herbheit des urteils. wer wie J. so bis ins kleinste hinein die entstehung einer umfangreichen litterarischen schöpfung verfolgt, dem entgehn nicht die unvollkommenheiten, die nun einmal auch beim grösten menschlichen werk nicht ausbleiben. in diesem fall entsprangen sie daraus, dass Goethe sich vielfach ein selbst für seine kräfte zu hohes ziel steckte. J. ist oft genötigt darauf hinzuweisen, wie der biograph grofse intentionen fallen lies und an ihre stelle geringere surrogate setzte. bei einer solchen darlegung kommt alles auf die art an, wie das zurückbleiben hinter dem ursprünglich gewollten ins licht gerückt wird. bei J. geschieht es so, was zu hören er möglicher weise erstaunt sein wird, dass man bei der lectüre des buches, das im ganzen mit bewunderungswürdigem eindringen die tiefen jenes herrlichen denkmals deutschen geistes erschliefst, öfters von dem peinlichen gefühl erfasst wird, als unterschätze er es bei aller liebe der betrachtung. wenigstens wurde ich beim lesen oft an das Goethische wort in 'Dichtung und Wahrheit' erinnert, dass 'er es immer vorzog, von dem menschen zu erfahren, wie er dachte, als von einem andern zu hören, wie er hätte denken sollen'. auch an die verwante äufserung des dichters an einer andern stelle dieses werkes (Weimarer ausg. 28, 234, 9) über recensenten wurde ich gemahnt: 'sie leben in dem wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr schuldner und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem.

Digitized by Google

was sie eigentlich wollten und wünschten, ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere arbeit geschn, noch gar keinen begriff hatten, dass so etwas vorhanden oder nur möglich sein könnte'. dieser eindruck entstand nicht zum wenigsten dadurch, dass J. nicht scharf genug die äufsere und innere unfertigkeit des vierten nach Goethes tode erschienenen teiles der autobiographie betont. er hatte nicht das letzte entscheidende stadium erreicht, die letzte überarbeitung, die beim alternden und gealterten Goethe den prosaschriften jene nicht genug zu bewundernde composition verlieh, die uns Roethe gerade an 'Dichtung und Wahrheit' einmal schön aufgezeigt hat.

Endlich beklag ich den mangel von registern, die durch die inhaltsangabe (s. v—vii) keineswegs entbehrlich geworden sind. ein buch das wie das vorliegende sich durch einen reichen gehalt auszeichnet, und eine fülle von beobachtungen enthält, die nicht blofs den verfasser von 'Dichtung und Wahrheit', sondern den ganzen Goethe betreffen, ein solches buch wird um seine volle wirkung gebracht, wenn es des registers enträt. Theodor Mommsen sagte einmal von einem umfänglich geratenen buch, nachdem er es durchblättert hatte: 'es ist in doppeltem sinne cyclopisch. es ist unförmig und hat nur ein auge. es fehlt das register'.

Damit aber sind meine einwände gegen die gesamtanlage des buches erschöpft, und ich kann mich dem erfreulicheren positiven teil meiner aufgabe zuwenden.

J. hat die behandlung des themas in einen weiten rahmen gespannt, indem er der äufsern entstehungsgeschichte des werkes die innre vorangehn lässt und den begriff dieser innern entstehung recht tief fafst. er geht zurück bis auf die allgemeinen voraussetzungen, wie sie in Goethes persönlichkeit und ihrer entwickelung liegen. dabei analysiert er den geistigen complex des dichters mit oft erstaunlicher kenntnis seiner äufserungen bis ins einzelne und beleuchtet etwa — immer genetisch — sein verhältnis zur metaphysik, zur religion, seine lebensauffassung uä. oder er legt seine gedanken über die persönlichkeit, die vererbung, die umwelt udgl. dar. zuletzt versäumt er auch nicht, die frage zu erörtern, wie er sich zu seinen vorgängern verhalte, um zum schluss zu kommen, dass Goethe unabhängig von ihnen blieb. nicht aus diesen quellen schöpfte er, sondern 'aus der eigenen erkenntnis des lebens und der leben beherrschenden mächte, und war bemüht ein ideal zu verwürklichen, das vor ihm weder versucht noch auch gedacht worden war'.

In dem zweiten der drei teile, in die das buch zerfällt, behandelt J. die ausarbeitung von 'Dichtung und Wahrheit'. auch hier geht er zunächst auf die psychologischen voraussetzungen ein und behandelt als hauptquelle Goethes gedächtnis,

Digitized by Google

über das er sehr interessante aufschlüsse gibt. dann berichtet er über die vorarbeiten, die erste niederschrift und ihre umarbeitung, worauf die einzelnen bände hinsichtlich ihrer entstehung und der composition besprochen werden. in diesem abschnitt wird über die arbeitsweise Goethes in lehrreicher weise berichtet. wir erfahren, wie der verfasser der autobiographie zunächst schemata entwirft, die widerholt verändert und umgeschrieben werden. auf grund dieser schemata dictierte Goethe in abschnitten aufser der reihe den ersten text, dessen teile ziemlich unverbunden sind. erst in der überarbeitung dieses ersten dictats kommen die wichtigsten principien seiner darstellungskunst zur geltung. verzahnungen werden angebracht, vorbereitende motive eingeschoben, wichtige treten heraus. die composition wird durch abschattungen verfeinert. kurz, die architektonik wird jetzt erst erreicht. auch innre eigentümlichkeiten wie die steigerung des individuellen ins allgemein menschliche zeigen sich erst in diesem dritten stadium der arbeit.

Wir erhalten auf diese weise einen tiefen einblick in die äufsere und innere entstehung der autobiographie, über das was sie darbietet, wie über das was sie enthalten sollte und schliefslich nicht enthält. von diesem geplanten und zuletzt fallen gelassenen hebe ich als besonders bemerkenswert den nachweis hervor, wie Goethe ursprünglich alles auf eine grofse charakteristik der sturm- und drangperiode, 'seines reformatorischen strebens in litteratur, ethik, gesellschaft, kunst- und naturanschauung' anlegte, um sich am ende mit einem dürftigen abschnitt über diese herrliche epoche seiner jugend zu begnügen. J. weifs die unterlassung aus der natur des alternden dichters zu erklären, indem er auf den gegensatz hinweist, in den er damals zu der 'fordernden epoche' mit ihren genialen und individualistischen tendenzen geraten war. in der zeit da er das antiromantische manifest 'Neudeutsche religios-patriotische Kunst' veranlasste, konnte sich Goethe nicht für eine richtung erwärmen, die nur zu verwant war mit derjenigen die er bekämpfte, und er muste sich hüten als ihr förderer zu erscheinen.

Nach der behandlung der innern und äufsern entstehungsgeschichte gibt J. im dritten teil die analyse der autobiographie, in der es ihm darauf ankommt, sie als ein werk sui generis zu erweisen. zu diesem zweck sucht er ihr wesen bis in die kleinsten züge hinein zu charakterisieren. wir erfahren etwa, wie Goethe das entwickelungsgeschichtliche element zur geltung bringt, oder wie er das werden seiner bildung schildert, nach welchen principien er sich über die entstehung seiner werke ausspricht. einen gröfsern raum nimmt seiner wichtigkeit gemäfs die behandlung des dichterischen elementes ein, das sich in diese lebensbeschreibung eigener art notwendig einmischte. hier zeigt

Digitized by Google

J., was für Goethe bei der auswahl der ereignisse bestimmend war, aber auch wo die poetische erhöhung der würklichkeit ihre grenzen fand. bedächtig lässt er dabei widerholt durchblicken, was bei der beurteilung von Dichtung und Wahrheit nur zu oft übersehen wurde, dass es der sechzigjährige Goethe war, der über sein leben berichtete. nach seiner damaligen anschauung verlegte er, um mich der worte J.s (s. 320) zu bedienen, 'die grenzlinie möglichst weit nach dem normalen, allgemein-menschlichen, ausgeglichenen hin und nahm den habitus seiner seele zur zeit der abfassung der autobiographie als den echten, fürs ganze leben gültigen'. als resultat seiner vielfachen beobachtungen und nachweise aber darf man wol die worte J.s (s. 273) ansehen: 'die fähigkeit auf die es schliefslich ankommt, das werden des menschen aus dem angeborenen und dem erlebten jeder art vollständig zu entwickeln, tritt hier zum ersten mal in systematischer anwendung in die selbstbiographie wie in die biographie überhaupt ein und macht Dichtung und Wahrheit zum bahnbrechenden werk auf historischem gebiet'.

Den schluss bildet ein etwas dünn geratenes capitel über stil und composition des werkes.

Indem J. das entwickelungsgeschichtliche moment stets im auge behält und den ganzen Goethe überblickt, gelingt es ihm manches neue über ihn mitzuteilen, was sich nicht blofs auf Dichtung und Wahrheit bezieht. von der ausführung über das gedächtnis des dichters, der zusammenstellung seiner ansichten über die vererbung sprach ich schon. aber er gibt zb. auch (s. 57) aus briefen und tagebüchern eine wertvolle übersicht über Goethes lectüre von Plutarch und Sueton. kurz vorher (s. 55) zählt er die hauptwerke der historischen litteratur auf die der dichter gelesen hat, und notiert die zahlreichen daten. wie wichtig für Goethes ganze lebensauffassung sind die belege die J. (s. 87) zusammenträgt, um seine auffassung der selbsterkenntnis darzutun! hier vermiss ich freilich manches wichtige, wie den hinweis auf die zahlreichen das thema behandelnden 'Zahmen Xenien' (vgl. das sach- und wortregister zu Goethes gedichten ed. Loeper 2. ausgabe s. v. 'Erkenne dich selbst'), auf den aufsatz 'Bedeutende Förderniſs durch ein einziges geistreiches Wort' (WA. II bd. 11, 59), endlich darauf, dass die erörterung der frage für die disputationsscene im Faust geplant war (WA. I bd. 14 s. 291 z. 15 *Γνωθι σεαυτον im schönen Sinne*). — s. 344 handelt J. sehr interessant über Goethes natursinn und citiert die bezeichnende stelle aus einem brief an Zelter (31 dec. 1817): *'Besieh dir ja die weite Welt gelegentlich, so lange sie dir Spafs macht. Ich habe mir die aesthetische Ansicht derselben durch die wissenschaftliche ganz verdorben'.*

In einzelheiten dieses an anregungen und interessanten urteilen reichen buches wird man hin und wider andrer ansicht

Digitized by Google

sein als der verfasser. zunächst zu s. 121 eine factische berichtigung. K. Ph. Moritz war nicht director des Berliner gymnasiums zum Grauen kloster, sondern. und zwar nur einige jahre (von 1778 bis 1785), lehrer; vgl. Heidemann Geschichte d. Grauen klosters (Berlin 1874) s. 246f.

Seltsam verhält sich J. zu der oft behandelten frage, wen Goethe zum vorbild für die gestalt des Satyros genommen habe. er meint (s. 284), dass ein naiver leser des Goethischen werkes den 'tüchtigeren und derberen zunftgenossen' auf keinen andern als Basedow wird beziehen können. 'dass diese beziehung, fährt er fort, in wahrheit irrig ist und tatsächlich ein derber spafs mit Herder vorligt, ist heute natürlich nicht mehr zu bezweifeln'. man könnte dieser etwas verzwickten auffassung beistimmen, insofern Goethe ein solches mystificierendes versteckspielen sehr wol zuzutrauen ist. allein ich kann nicht finden, dass der naive leser hier im dreizehnten buch an Basedow denken soll, dessen an das wesen des Satyros erinnernde charakteristik erst im folgenden entworfen wird. schliefslich könnte Goethe doch mehr als eine solche natur gekannt haben. nein, weder zielte er mit dem Satyros auf Basedow noch fällt an dieser stelle der autobiographie mit oder ohne sein bewustsein ein schein auf ihn. nur der auf ein modell fahndende litterarhistoriker konnte auf Basedow verfallen, womit übrigens nicht ausgesprochen ist, dass bei der gestaltung des Satyros nicht doch an Basedow beobachtete züge verwendung gefunden haben. dass aber Herder, obgleich er mit jenen worten unzweifelhaft gemeint ist, nicht leicht zu erraten war, dafür hat Goethe allerdings und zwar sehr mit absicht gesorgt. vor allem dadurch, dass, wie J. hervorhebt, jener Herder, den er in Dichtung und Wahrheit schildert, wenig mit der gestalt des Satyros gemein hat. Goethe, sagt J., lag nichts daran, auf solche misverhältnisse in der litteratur hinzuweisen. gewis nicht. er war zu milde, zu abgeklärt und zu vornehm dazu. so wenig er in der autobiographie die schärfen und kanten von Herders charakter verbirgt, alle menschlichkeiten seines wesens aufzudecken verschmähte er, den schweren kränkungen zum trotz die er vom gealterten freunde hatte erleiden müssen. von hass und rachsucht war er zeit seines lebens fern. auch war in seinem innersten eingegraben, was er Herdern verdankte.

S. 282 nennt J. Goethes äufserung im 12 buch von Dichtung und Wahrheit, dass 'mit der nachricht von Jerusalems tod der plan zu Werthern gefunden war', bekanntlich einen der schwersten irrtümer der ganzen selbstbiographie'. diese entschiedene ablehnung halt ich für unbegründet. es sei mir erlaubt, diesen punct und das sich daran anschliefsende problem hier eingehender zu behandeln. es verlohnt sich, zumal Goethes darlegungen über die entstehung des 'Werther' vielfach misverstanden worden sind

Digitized by Google

und ihre berichtigung an der hand der uns vorliegenden zeugnisse aus der zeit der conception und der abfassung des werkes m. w. niemals ernstlich vorgenommen worden ist.

Mit Düntzer braucht man sich über die auffassung und den wert dieser partie der autobiographie nicht weiter auseinanderzusetzen. seine schulmeisterei gegenüber dem dichter macht sich in den 'Erläuterungen zu Dichtung und Wahrheit' besonders unangenehm geltend, in seiner ausgabe des werkes in Kürschners Nationallitteratur würkt sie geradezu abstofsend. für ihn sind Goethes mitteilungen bald unmöglich bald unwahr bald entschieden unwahr; bald spricht er von einer starken verschiebung der wahrheit udgl. aber auch Loeper ist zu zweifelsüchtig, wenn er Goethes angabe, dass seine erfahrungen im Brentanoschen hause im Werther ihren niederschlag gefunden haben, (Hempel 22, 378) einschränkt. und Richard M. Meyers von Düntzer (Kürschner, Goethes werke bd. 19 s. 131) übernommene anmerkung, dass Goethe den roman im jahre 1772 in Wetzlar geschrieben sein lässt (jubiläumsausgabe bd. 24 s. 286), ist unrichtig. wie allgemein aber Goethes äufserung, dass mit der nachricht von Jerusalems tode der plan zu Werthern gefunden war, verworfen wird, lehrt am besten der umstand, dass Gräf in seinem vortrefflichen documentenwerk 'Goethe über seine dichtungen' die zeugnisse über die entstehung des romans erst mit dem april 1773 beginnen lässt, und die in den Goethischen briefen an Kestner und Sophie La Roche von anfang november 1772 bis zum 19 januar 1773 enthaltenen anfragen und mitteilungen über Jerusalems selbstmord erst in fufsnoten zu dem bericht des dichters in der selbstbiographie aus dem jahre 1812 und nicht einmal vollständig verwertet.

Zweimal spricht Goethe in wolberechneter absicht und mit kunstvoller steigerung von der entstehung des werkes, im 12 und im 13 buch. dort, wo er die erlebnisse in Wetzlar berührt (WA. 28, 150f), deutet er die elemente an aus denen es sich bildete. er spricht (nach seinen eigenen worten) von den darin aufgeführten personen und den dargestellten gesinnungen. dh. er macht uns mit den realen menschen bekannt, die ihm mehr oder weniger die modelle für den roman lieferten, indem er Kestner, Lotte Buff, sich selbst und Jerusalem schildert. er berichtet (übrigens in anlehnung an die darstellung im 'Werther') über die eigene stimmung jener monate; über die art, wie er die natur betrachtete, über die lectüre, ihren einfluss auf sein gemüt und sein zusammenleben mit Lotte Buff und Kestner. wolweislich lässt er hier Jerusalems selbstmord unerwähnt. mit dieser schilderung umreifst Goethe den hintergrund des romans, entwickelt den stoff und berichtet über die art, wie sich in seinem innern das erlebte unbewust zur poesie umgestaltete. einen teil der individuellen äufsern und innern

Digitized by Google

voraussetzungen der dichtung sollen wir damit kennen lernen.

Im folgenden buche (WA. 28, 206 f) sucht er in weitem abstand von dem vorher berichteten zuerst die form des werkes zu erklären. vielleicht in dem bestreben seine schriftstellerische entwickelung möglichst organisch erscheinen zu lassen und den ‚Götz', den er in verbindung mit dem 'Werther' bespricht, eng mit ihm zu verknüpfen, ist er bemüht, die für ihn gewählte briefform als eine verkappte dramatische hinzustellen. weiter gilt es den inhalt des romans zu rechtfertigen, dh. seine entstehung aus der stimmung der zeit und weitern persönlichen erlebnissen herzuleiten. Goethe beginnt mit allgemeinen erörterungen über den lebensüberdruss, den er als einen kranken jugendlichen wahn der damaligen epoche hinstellt, und schliefst daran betrachtungen über den selbstmord. er erzählt, wie er sich selbst mit gedanken daran getragen hat und endlich dadurch von ihnen befreit wurde, dass er die vergeblichkeit der versuche ihn auszuführen einsah. um zur völligen lebensfreude zu gelangen, bedurfte es jedoch der lösung einer dichterischen aufgabe, in der alles was er über diesen wichtigen punct empfunden, gedacht und gewähnt, zur sprache kommen sollte. '*ich versammelte*, fährt er fort, *hierzu die Elemente, die sich schon ein paar Jahre in mir herumtrieben, ich vergegenwärtigte mir die Fälle, die mich am meisten gedrängt und geängstigt: aber es wollte sich nichts gestalten: es fehlte mir eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher sie sich verkörpern könnten. auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jerusalems Tode und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte die genauste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und in diesem Augenblick war der Plan zu Werthern gefunden*'.

Die richtigkeit dieser angabe nun zu bezweifeln haben wir keine veranlassung. sie wird durch die zeugnisse im wesentlichen bestätigt

Schon die art wie sich Goethe (am 10 october 1772) nach der falschen nachricht von Goués selbstmord Kestnern gegenüber vernehmen lässt, ist bemerkenswert. '*Schreiben sie mir doch gleich wie sich die Nachrichten von Goue konfirmiren. Ich ehre auch solche Taht, und bejammre die Menschheit und lass alle scheiskerle von Philistern Tobacksrauchs Betrachtungen drüber machen, und sagen: da habt ihrs. Ich hoffe nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschweerlich zu werden*'. als er dann die mitteilung von Jerusalems tod erhielt, schrieb er (anfang november) an Kestner die bekannten worte: '*Der unglückliche Jerusalem. Die Nachricht war mir schröcklich und unerwartet . . Der unglückliche. Aber die Teufel, welches sind die schändlichen Menschen die nichts geniefsen denn Spreu der Eitelkeit, und Götzen Lust in ihrem Herzen haben,*

Digitized by Google

und Götzendienst predigen, und hemmen gute Natur, und übertreiben und verderben die Kräfte sind schuld an diesem Unglück an unserm Unglück' usw. wenige tage darauf am 6 november reiste er nach dem schauplatz der tat, nach Wetzlar. sehr wahrscheinlich hatte der besuch mit oder hauptsächlich seinen grund darin, dass er genaueres über den vorfall erkunden wollte. denn am 19 november mahnt er Kestner: *'Schicken Sie mir doch die Nachricht von Jerusalems Todte'*. und am nächsten tag teilt er Sophie La Roche die durch Merck einige umstände des vorkommnisses von ihm zu wissen wünschte, das urteil eines freundes, des barons Kielmansegg über den fall mit: *'Das was mir wenige glauben werden, was ich Ihnen wohl sagen kann, das ängstlichste Bestreben nach Wahrheit und moralischer Güte, hat sein Herz so untergraben, dass misslungene Versuche des Lebens und Leidenschaft, ihn zu dem traurigen Entschlusse hindrängten'*. dazu fügt er selbst: *'Ein edles Herz und ein durchdringender Kopf, wie leicht von auserordentlichen Empfindungen, gehen sie zu solchen Entschliessungen über — was brauch, was kann ich Ihnen davon sagen. Mir ists Freude genug, dem abgeschiedenen Unglücklichen, dessen Taht von der Welt so unfühlbaar zerrissen wird, ein Ehrenmaal in Ihrem Herzen errichtet zu haben'*. klingt das nicht wie das thema des Werther, besonders wenn man es zu den worten hält, mit denen Goethe es nach vollendung des romans in dem brief an Schönborn (1 juni bis 4 juli 1774) formuliert? *'Die Leiden des jungen Werthers, darinn ich einen jungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen reinen Empfindung, und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Spekulation untergräbt, biss er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschafften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schiesst'*. — nicht unwichtig ist auch noch die zweite äufserung Goethes über das ereignis in dem brief an frau v La Roche vom 19 januar 1773, indem sie die widerholte beschäftigung mit dem Kestnerschen bericht, den er ende novembers erhalten hatte, bezeugt: *'Von Jerusalems Todte schrieb ich war das pragmatische Resultat meiner Reflektionen, das war freylich nicht viel. Ich hoffte auf eine umständliche autentische Nachricht, die ich nun überschicken kann. Sie hat mich so offt innig gerührt als ich sie las, und das gewissenhaffte Detail der Erzählung nimmt ganz hin'*.

Ich darf mir vielleicht gestatten, hier im wesentlichen zu widerholen, was ich in meiner einleitung zum Werther in der Pantheonausgabe über das stadium bemerke, bis zu dem in dieser zeit (ende 1772) der plan der dichtung gediehen war. wer dem stillen werden der poetischen schöpfung in der seele ihres urhebers psychologisch nachgeht, muss vermuten, dass damals bewust oder unbewust der roman concipiert wurde, dh. dass sich

Digitized by Google

damals in Goethes innern die combination dieses eminenten falles eines selbstmords mit dem was er selbst in der gleichen stadt erlebt hatte, vollzog. es war nicht blofs der mitfühlende bekannte der interessierte zeitgenosse, es war vor allem der autor in Goethe, der sich so intensiv mit dem vorfall beschäftigte und ein so lebhaftes verlangen nach den mitteilungen der näheren umstände empfand, unter denen der unglückliche Jerusalem den tod gesucht hatte.

Im folgenden jahr spann Goethe an dem dichterischen plane fort. zwar sagt er in Dichtung und Wahrheit (WA. 28, 224, 14), dass er das werk in vier wochen geschrieben habe, ohne dass ein schema des ganzen oder die behandlung eines teils irgend vorher wäre zu papier gebracht gewesen, und wir wissen auch anderswoher, dass der roman in der tat in ununterbrochener folge, wenn auch nicht in vier wochen, so doch in zwei monaten verfasst ist, indem die fortlaufende niederschrift am 1 februar 1774 begann und im april beendet war. (vgl. Gräf 1^2 s. 498—502. Morris D. junge Goethe IV s. 20 und 372). gleichwol war Goethe, wie briefliche äufserungen bezeugen, mit dem stoffe schon in der zeit vom april bis september des abgelaufenen jahres beschäftigt. vgl. Gräf s. 497 f. von den hier gesammelten zeugnissen heb ich die worte in dem brief an Kestner vom 15 september 1773 heraus: '*und ich hab euch auch immer bey mir wenn ich was schreibe. Jezt arbeit ich einen Roman, es geht aber langsam*' trotz der auffassung in der Weimarer ausgabe (WA. IV bd. 7 s. 477) kann man sie schlechterdings nur auf den Werther beziehen. hierzu kommt noch bestätigend eine äufserung aus dem jahre 1774, auf die ich weiterhin zu sprechen komme.

Freilich, dass Goethe von vornherein die absicht hatte, dem stoff dieselbe gestalt zu geben in der er schliefslich in der octobermesse 1774 ans licht trat, ist nicht anzunehmen. zunächst muss er an eine dramatische behandlung gedacht haben. '*Und das sag ich euch*, schreibt er an Kestner (am 15 april 1773, also einige monate vor der eben citierten briefstelle), *wenn ihr euch einfallen lasst eifersüchtig zu werden so halt ich mirs aus euch mit den treffensten Zügen auf die Bühne zu bringen und Juden und Cristen sollen über euch lachen*'. dieses zeugnis allein wäre natürlich kein beweis für die ausgesprochene vermutung. denn unmöglich kann man glauben, dass Goethe das Wetzlarer erlebnis in ein lustspiel oder eine posse habe verwandeln wollen. doch aber lehrt, was er schreibt, zunächst einmal, dass er sich den stoff durch den kopf gehn liefs. eine spätere mitteilung lässt aber ferner erkennen, dass sich hinter diesen scherzhaften worten ein durchaus ernstes vorhaben verbirgt. mitte juli desselben jahres schreibt er an Kestner: '*Heut vorm Jahr wars doch anders, ich wollt schwören in dieser Stunde vorm*

Digitized by Google

Jahr sass ich bey Lotten. Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel zum Trutz Gottes und der Menschen. Ich weis was Lotte sagen wird wenn Sies zu sehn kriegt und ich was ich ihr antworten werde'. nimmt man hierzu die in demselben brief enthaltenen worte *'Ich binn recht fleissig und wenns glück gut ist kriegt ihr bald wieder was, auf eine andre Manier* (dh. anders als der Götz, der kurz vorher erschienen war), so lässt sich nicht wol bezweifeln, dass Goethe mindestens den gedanken hatte, den stoff den seine Wetzlarer erlebnisse in verbindung mit Jerusalems selbstmord boten, dramatisch zu gestalten. vielleicht schimmert noch eine dunkle erinnerung daran an jener oben s. 271 erwähnten stelle in Dichtung und Wahrheit durch, in der der verfasser (W. 28, 206 f) Götz und Werther contrastiert, zugleich aber die verwantschaft der darstellungsarten hervorhebt, indem er die briefform des romans als dem dramatischen nahe stehend bezeichnet.

Allein es gibt noch eine bisher nicht beachtete, während der arbeit am roman niedergeschriebene äufserung Goethes, die, wie rätselhaft sie auch ist, uns jedenfalls von einem Vor- oder Urwerther kunde gibt. in einem brief von ihm an Sophie La Roche von mitte februar 1774 heifst es mit bezug auf den roman: *'Das liebe Weibgen hat Ihnen was von einer Arbeit geschrieben die ich angefangen habe seit Sie weg sind, würcklich angefangen denn ich hatte nie die Idee aus dem Suiet ein einzelnes Ganze zu machen'.* diese letzten worte sind gewis nicht leicht zu deuten. zunächst machen sie es, worauf ich oben hinwies, unzweifelhaft, dass der stoff (das sujet) schon früher vom dichter ins auge gefasst war. weiter darf man schliessen, dass er daran auch bereits tätig gewesen war. wenigstens ist nach meiner ansicht vor dem *'denn'* ein gedankensprung anzunehmen, wie er im briefstil des alltags so häufig begegnet, und so zu interpretieren: 'ich kann sagen: würklich angefangen. denn was niedergeschrieben ist, istunb rauchbar. es stammt aus einer zeit, da ich noch nicht die absicht hatte, den stoff zu einem einzelnen dh. doch wol selbständigen ganzen zu gestalten'. was aber soll das heifsen? sollte der Wertherstoff als ein teil einer dichtung behandelt werden? etwa als eine episode? oder ist, was Goethe schreibt, als eine absichtliche mystificierung aufzufassen? ich weifs darüber nichts zu sagen. nur lassen die worte unter allen umständen erkennen, dass bruchstücke einer dichterischen behandlung desselben stoffes vorhanden waren, als Goethe am 1 februar 1774 die niederschrift der 'Leiden des jungen Werthers' begann. und prüft man die chronologische reihenfolge der zeugnisse, so kommt man ferner zu dem schluss, dass Goethe zuerst — nach den brieflichen zeugnissen bis mitte juli 1773 — an eine dramatische gestaltung des sujets dachte, mitte septembers jedoch (vgl. die mitteilung an Kestner vom

Digitized by Google

15 dieses monats, oben s. 273) dahin gelangt war, ihm eine epische form zu geben.

Darnach ist Goethes bemerkung in 'Dichtung und Wahrheit', dass mit der nachricht von Jerusalems tod der plan zu Werthern gefunden war, allerdings zu modificieren, ohne dass wir jedoch genötigt sind, sie mit J. und andern gänzlich zu verwerfen. vielmehr ist sicher, dass diese nachricht in ihm die absicht entstehn liefs, das ereignis poetisch zu behandeln. oder mit seinen worten ausgedrückt: sie weckte in ihm den entschluss, der geschichte Jerusalems seine empfindungen zu leihen, und so aus wahrheit und lüge — wie er öfters das der dichtung eigentümliche mischen von realität und phantasie nannte (an Kestner october 1774, Italienische Reise WA. 30. 77, 25 und briefe WA. IV, bd. 8 s. 366, 4 f) — ein drittes zu bilden.

Dass dieser entschluss nicht sogleich nach dem selbstmord Jerusalems in die tat umgesetzt wurde, hatte übrigens zunächst einen äufsern grund. im herbst 1772 bis in den anfang des folgenden jahres war Goethe mit der umarbeitung des Götz beschäftigt. allein es muss auch noch innerlich der rechte zur gestaltung drängende trieb gefehlt haben. da gaben neue erlebnisse den entscheidenden impuls. es waren die schlimmen erfahrungen, die dem dichter der umgang mit den Brentanos brachte. sie nennt er in der autobiographie (W. 28 s. 221 f) neben der nachricht von Jerusalems tod als ein weiteres für die entstehung des romans bestimmendes moment.

Die richtigkeit dieser angabe wird von niemandem bezweifelt. vielmehr ist allgemein anerkannt, dass die Werthersche Lotte züge von Maximiliane Brentano empfing und Albert im zweiten teil der dichtung mehr Peter Anton Brentano als Johann Christian Kestner gleicht. diese mischung der modelle, diese contamination wird auch durch ein unmittelbares gleichzeitiges zeugnis Goethes bestätigt, jene an Kestner nach vollendung des romans anfang juni 1774 gerichteten worte: '*Ich seh sie immer noch wie ich sie verlassen habe,* |: *daher ich auch weder dich als Ehmann kenne, noch irgend ein ander Verhältniss als das alte, — und sodann bey einer gewissen Gelegenheit, fremde Leidenschafften aufgeflickt und ausgeführt habe, daran, ich euch warne, euch nicht zu stosen* :|'.

Einige schwierigkeiten bereitet allerdings die chronologie. so wie Goethe in der autobiographie von den verhältnissen der Brentanoschen ehe und seinen beziehungen zu dem hause spricht (WA. 28, 223), muss man auf einen über eine längere zeit ausgedehnten verkehr bis zum beginn der niederschrift des romans schliefsen, während er in wahrheit einen halben monat nach der ankunft Maximilianens in Frankfurt, die am 15 januar 1774 erfolgte, hand an das werk legte. früher nahm man allgemein an, dass ein bestimmter vorfall schon in diesem

Digitized by Google

monat Goethe bewog, das haus der freunde zu meiden, und dass damit der letzte impuls zur dichtung gegeben war. diese annahme stützte sich auf einen undatierten brief von ihm an Sophie La Roche, der mit den worten beginnt: '*Wenn Sie wüssten was in mir vorgegangen ist eh ich das Haus mied, Sie würden mich nicht rückzulocken denken, liebe Mama*'. — Loeper (Briefe Goethes an Sophie v. La Roche s. 28) setzte das Billett auf den 22 januar, und auch Düntzer gibt die erläuterung, dass Goethe am 20 januar kurz nach der ankunft des paares in Frankfurt, von dem eifersüchtigen gatten beleidigt, schwur die schwelle seines hauses nicht mehr zu betreten (Kürschner, Goethes Werke bd. 19 s. 197). dagegen nahm Fielitz (Schnorrs Archiv bd. 10 s. 90. 95) an, dass jener brief zwischen den 16 juni und 16 juli dh. in die zeit falle, da frau v. La Roche ihre tochter zum zweiten mal in Frankfurt besuchte und da der Werther schon vollendet war. Morris folgt in seiner neuen ausgabe des Jungen Goethe Fielitz (bd. IV s. 24 nr. 232). mafsgebend war für ihn, dass Merck am 29 januar seiner gattin schreibt (ibid. s. 76): '*Goethe est déjà l' ami de la maison, il joue avec les enfans et accompagne le clavecin de Mme avec la baſse. Mr. Brentano quoique afsez jaloux pour un Italien, l' aime et veut absolument qu'il fréquente la maison*'. weiter bestimmte ihn zu dieser datierung der umstand, dass sich Goethe in einem allerdings undatierten, von Morris jedoch mit recht dem anfang februars zugewiesenen brief an Betty Jacobi durchaus günstig und anerkennend über Anton Brentano äufsert. bei diesem stande der überlieferung ist es sehr schwer die frage zu beantworten, wann Goethe sich gezwungen sah das haus der freunde zu meiden. jedenfalls spricht aber Merck schon in dem eben citierten brief von der unerquicklichkeit der Brentanoschen ehe und weifs von schrecklichen scenen, die sich abgespielt hätten. aus einem undatierten, aber dem märz zuzuweisenden Billett Goethes an frau v. La Roche kann man möglicher weise herauslesen, dass damals seine beziehungen zu dem hause ihres schwiegersohnes gestört waren, wenn es da heisst: '*Ihre Lieben hab ich einige Zeit nicht gesehen. Ich hatte mein Herz verwöhnt*'.

Die äufsern zeugnisse lassen uns also hinsichtlich der frage, ob Goethe, als er die arbeit am Werther begann, den näheren umgang mit den Brentanos schon aufgegeben hatte oder nicht, im stich. vielleicht genügte aber zu dem entschluss den stoff anzupacken die von Merck schon am 29 januar bezeugte tatsache, dass Brentano eifersüchtig war. im april 1773 hatte der dichter, wie wir sahen (s. 273), an Kestner geschrieben: '*Das sag ich euch, wenn ihr euch einfallen lasst eifersüchtig zu werden so halt ich mirs aus euch mit den treffensten Zügen auf die Bühne zu bringen*'. dieses motiv der eifersucht des gatten der geliebten scheint mir für den trieb zur künstlerischen ge-

Digitized by Google

staltung des paraten stoffes allerdings sehr wesentlich. Goethe fühlte sich von neuem — ich gestatte mir hier widerum meine einleitung zu citieren — zu einer frau hingezogen, aber zu einer, deren gemahl auffällige schwächen des charakters bot. er sah sie an einen mann gekettet, der ihrer nicht würdig war. nun erst erschien er sich in der unbewusten identificierung des autors mit dem von ihm dargestellten, die jede in der tiefe gegründete dichterische conception voraussetzt, Jerusalem-Werther ähnlich. denn nun erst war für die tragik des romans mit dem er sich im stillen trug, ein ausschlaggebendes motiv gewonnen. die verzweiflung des helden war damit besiegelt. sollte der lebensüberdruss, der selbstmord zum gegenstand der künstlerischen behandlung gemacht werden, dann muste sich zu dem individuellen unbehagen eine zugleich generelle unzufriedenheit gesellen, ein groll gegen das harte, ungerechte schicksal, das die verehrte ihm, der sie so glücklich machen würde, entzog, und an einen mann gefesselt hielt, der sie nicht verdiente.

Man verzeihe diese etwas lang geratenen ausführungen. sie schienen notwendig, weil mir Goethes darlegungen über die entstehung des Werther immer besonders aufschlussreich, ja vorbildlich erschienen und keineswegs das schicksal verdienten, verworfen und zu den schwersten irrtümern der selbstbiographie gerechnet zu werden. gewis sind sie nicht frei von unrichtigkeiten, wie wir sahen. diese sind aber alles in allem nebensächlicher natur. selbst der hauptfehler, dass Goethe Jerusalems selbstmord mit den vorgängen im Brentanoschen hause zeitlich zusammenrückt, obgleich sie in würklichkeit durch fünfviertel jahre auseinanderliegen, erscheint nicht beträchtlich. in der hauptsache, in dem interessanten umstand, dass neben der stimmung der zeit der roman aus den drei individuellen momenten: den erlebnissen in Wetzlar, dem selbstmord Jerusalems und seinen beziehungen zu dem Brentanoschen ehepaar erwuchs, war ihm die erinnerung durchaus treu geblieben. der irrtum in den er verfiel besteht in einer verschiebung oder verwechslung der beiden letzten momente, die für das wesen seiner, wie ich meine, mit recht als classisch bezeichneten darstellung von untergeordneter bedeutung ist. nach dem, was uns die zeugnisse lehren, schüttelte Goethe nicht die nachricht von Jerusalems tod aus dem traum, mit dem ihn die erfahrungen im Brentanoschen haus umfangen hatten, sondern diese erlebnisse kamen zu der erschütterung hinzu, in die er durch den tragischen untergang jenes unglücklichen versetzt worden war. hatte dieser ihm die gefahr gezeigt, aus der er sich in Wetzlar mit männlicher stärke losgerissen hatte, so liefs das was das schicksal ihm jetzt bereitete, das verderben, das ihn damals bedroht hatte, noch einmal in heller beleuchtung aufflammen. damit war der trieb, zu dem bewährten hausmittel zu greifen und sich von den be-

Digitized by Google

drängnissen des daseins durch die poesie zu befreien, unwiderstehlich geworden. der Werther muste entstehn.

Berlin. **Otto Pniower.**

Aus Schillers werkstatt. seine dramatischen pläne und bruchstücke herausgegeben von **Georg Witkowski.** Leipzig, Max Hesse 1910. 361 ss. 8°. — geb. 2 m.

W. hat mit seinem buche einen versuch wider aufgenommen, den vor mehr als 40 jahren RBoxberger im 16 bde der Hempelschen ausgabe von Schillers werken zum erstenmal gemacht hatte: er hat in die dramatischen entwürfe und fragmente Sch.s auch die pläne, von denen nur der titel bekannt ist, eingereiht und erläutert und so ein zusammenhängendes bild von der gesamten dramatischen tätigkeit, die neben und zwischen den vollendeten dramen einhergeht, gegeben. er fasst die ergebnisse der zahlreichen untersuchungen, die auf diesem gebiete inzwischen angestellt sind, geschickt für ein weiteres publicum zusammen; klar und anschaulich weifs er den ganzen reichtum der entwürfe Schillers vor uns auszubreiten. mit voller entschiedenheit vertritt er dabei die auffassung des dramatikers, die in ihm wesentlich den genialen theaterdichter sieht. sie beginnt sich jetzt immer mehr durchzusetzen; besonders wer von der bühne her lebendig die würkung seiner kunst erfahren oder gar selbst die aufführung seiner werke geleitet hat, pflegt zu dieser auffassung zu neigen. W. ist selbstverständlich weit davon entfernt, in dieser eigenschaft Sch.s einen mangel zu sehen, weifs er doch, dass er darin mit allen grofsen dramatikern wesensverwant ist. aber viel zu einseitig hat er diese seite in Sch.s schaffen hervorgehoben und auf sie bei der betrachtung der in den fragmenten uns erhaltenen zeugnisse für die entstehungsart seiner dramen den blick gelenkt: 'überall waltet, von anfang bis zu ende, die kühlste berechnung des effects auf ein publicum von ganz bestimmter psychischer disposition (?), immer wider hat sich der dichter während des schaffens gleichsam ins parterre gesetzt und von dort aus jede einzelheit seiner arbeit auf ihre würksamkeit hin kontrolliert'. der denker, der nicht müde wird, das dramatische problem immer ernster und tiefer zu erfassen und immer schärfer herauszuarbeiten, kommt hierbei nicht zu seinem rechte.

Aus dem streben, Sch. möglichst dem modernen ideal anzunähern, entspringt auch die neigung W.s, seinen realismus stark zu betonen. nach den jugenddramen scheint ja dieser realismus gerade in den fragmenten plötzlich wider überraschend hervorzubrechen und fremdartig in die stilentwicklung, die wir in den

Digitized by Google

vollendeten dramen sich vollziehen sehen, sich einzudrängen. seit Sch.s studien zu einem Pariser sittendrama 'Die Polizey' und die skizzen zu einem seedrama vollständig ans licht getreten sind, pflegt man die stärke des sich hier bekundenden dranges, modernes leben in weitem umfang und in charakteristischen einzelheiten widerzugeben, mit bewunderung oder auch wol verwunderung zu betrachten. ja durch den gedanken 'Paris in seiner allheit' darzustellen und die zu diesem werke angelegten excerpte aus Merciers 'Tableau de Paris' fand man sich unwillkürlich an Zolas 'Ventre de Paris' erinnert. W. glaubt hier den verheifsungsvollen ansatz zu einer neuen entwicklungslinie in Sch.s dramatischem schaffen, 'das eine falsche anschauung in seinem letzten stadium ausschliefslich dem getragenen stil der idealisierenden tragödie ergeben sein lässt', zu erkennen. 'hier wird man eines bessern belehrt. neben den Sch. des Wallenstein und der Braut von Messina tritt ein anderer, ein grofser realist, der nur solange im stillen planen und schaffen wollte, bis der grofsen form der hohen tragödie durch eine reihe vorbildlicher werke auf der gereinigten deutschen bühne für alle zeiten die existenz gesichert war. der Demetrius lässt die stilwandlung erkennen, die sich gerade vorbereitete, als der tod dem dichter die feder aus der hand nahm'. ich gesteh, ich vermag diese folgerung nicht zu ziehen. ist es von vornherein wol glaubhaft, dass Sch. in der hier angenommenen weise gleichsam auf jahre hinaus ein dramatisches programm sich gestellt und erst durch eine reihe von werken dem idealisierenden stil auf der bühne eine stätte bereiten wollte, um dann selbst zum realismus abzuschwenken? und nun sehe man sich diese ansätze selbst an. wie viele sind es denn, und wie weit sind sie gediehen? das geplante exotische drama kommt über ein paar unfruchtbare, ganz verstandesmäfsig ausgeklügelte combinationen nicht hinaus, und der grofse plan der 'Polizey' schrumpft sehr bald zu einem bürgerlichen schauspiel in einer französischen provincialstadt zusammen, dessen grundriss kaum wesentlich über den damals in Deutschland üblichen mafsstab hinausgeht und das in den bereits genau skizzierten scenen des 1 actes keine spur von localfarbe zeigt, denn die paar französischen namen tun es doch nicht! wenn man der genesis dieser pläne nachgeht, dann begreift man auch, warum diese hinwendung zum realismus keine tieferen wirkungen haben konnte. sie entsprang nicht aus einer lebendigen berührung mit der würklichkeit, aus eigenen erfahrungen und betrachtungen, sondern sie war nur vorübergehend durch die lectüre, besonders französischer sittenromane in Sch. angeregt. mühsam sucht er das, was er so aus zweiter hand empfangen hat, zu sammeln und zu sichten, und schliefslich verflattern doch alle diese eindrücke, weil sie eben nur angelesen sind und nicht durch eine eigene lebendige anschauung zusammen-

Digitized by Google

gehalten werden. so bedeuten jene entwürfe in Sch.s dramatischer entwicklung doch nur einen seitenweg und einen irrweg und nimmermehr den ersten schritt zum klar erkannten höchsten ziel. auch dem stilwandel, der im Demetrius sich ankündigen soll, steh ich durchaus skeptisch gegenüber. ich finde hier dieselben stilelemente wie im Tell wider, ja die grofse pathosscene der Marfa, in der die zarin wie eine heroine der hohen tragödie spricht, geht noch weit über Melchthals apostrophe an das licht des auges hinaus. auch die art wie Sch. die culturvoraussetzungen der handlung, den charakter von land und leuten darstellt, ist in beiden dramen nicht wesentlich verschieden. wenn uns heute die Schweizer bauern stärker idealisiert erscheinen als die russischen, so ligt das nicht an dem verschiedenen verfahren des dichters, sondern nur am stoffe selbst, wie er ihm in seinen quellen entgegentrat: es war ein ganz anderes volk, das ihm u. a. Olearius schilderte, als das wovon die historiker und reiseschriftsteller von Tschudi bis auf Joh.Müller berichteten.

Für die chronologische anordnung der pläne hat W. nach Boxbergers vorgang das grofse titelverzeichnis, das zuerst in Sch.s kalender veröffentlicht wurde zu grunde gelegt. so bemerkt er zb. beim 'Hausvater' (s. 151): 'aus der stellung in der liste ist zu schliefsen, dass der gedanke ihm während der vollendung des Wallenstein kam'. dass dieser schluss unbegründet ist, habe ich in meinen Schillerstudien gezeigt: der 'Warbeck' dessen plan nachweislich während der arbeit an der 'Maria Stuart' auftauchte (an Goethe 20. 8. 99), steht in jener liste durch 9 titel von ihr getrennt hinter der 'Jungfrau von Orleans'; auf ihn folgt dann die 'Polizey', die Goethe schon im märz 1799 kennen lernte. dass in jenem verzeichnis 'die reihenfolge der titel nichts besagt und eine vorsichtige untersuchung es daher für datierungsfragen aufser betracht lassen müsse', hat auch EElster im Anz. xxv 79 ausgesprochen. seltsamer weise nimmt W. selbst s. 316 dieses urteil bei der 'Rosamund' fast wörtlich auf, stöfst also damit eigentlich sein princip a. e. wider um.

Beim 'Hausvater' will W. die frage offen lassen, 'ob es sich um eine eigene erfindung oder um eine deutsche bearbeitung von Diderots 'Père de famille' handelt', neigt aber zur zweiten annahme. ich glaube, diese frage wird dadurch entschieden, dass der titel auch in einer W. unbekannt gebliebenen dramenliste sich findet, die EMüller in der beilage zur Allg. Ztg. 1900 nr 106 (vgl. 108.132) veröffentlicht hat: sie enthält nur fremde stücke die Sch. wol für die aufführung in Weimar sich notiert hatte. da die meisten von ihnen bereits dem spielplan angehörten, so ligt es näher, an Gemmingens als an Diderots schauspiel zu denken. als aufgabe zur umarbeitung ist es hier noch nicht bezeichnet, dagegen neben dem 'Macbeth' noch 'der Hofmeister', der also künftig auch unter die dramatischen pläne Sch.s einzureihen

Digitized by Google

ist. Sch. nahm damit den versuch Schröders vom april 1778 wider auf (Litzmann II 235 f). am 25 april 1796 hatte er sich Lenzens drama bei Cotta bestellt, unmittelbar nach seiner rückkehr von einem längeren besuch bei Goethe, dessen Egmont er gerade damals für die bühne bearbeitet hatte.

Verwirrend ist bei W. die darstellung der quellen zu den 'Flibustiers'. es ist nicht richtig, dass Archenholz nur auf Raynal zurückgehe, und dass die von Schiller am anfang des fragments aufgezählten seeräubernamen 'bis auf einen bei Raynal und seinen deutschen nachfolgern nicht zu finden seien': sie stehen vielmehr alle bei Archenholz s. 476, 114; nur Jones fehlt, den ich dann bei Oexmelin, der hauptquelle von A. entdeckte. ich füge hier noch hinzu, dass die benutzung dieser quelle, besonders der 'Histoire des pirates anglois' im 4 bde bei Sch. sich auch noch auf die ganze erste hälfte des 'seestücks' die wesentlich nur stoffsammlung ist, erstreckt.

Zum schluss noch eine bemerkung pro domo: W. hält an der üblichen beziehung der 'Verschwörung gegen Venedig' auf St.Reals 'Conjuration des Espagnols contre Venise' und Otways 'Venice preserved' fest und meint, 'meine ansicht, Sch. habe dabei an Marino Falieri gedacht, entbehre der begründung'. nun, da nur der titel des dramas überliefert ist, so steht hier einfach hypothese gegen hypothese, und mein hinweis auf den 1790 in der Thalia erschienenen aufsatz von Berling über die 'Verschwörung des doge Marin Falier gegen Venedig', sowie die vergleichung der dramatischen qualitäten beider stoffe (in m. Schillerstudien 25—28) scheint mir immerhin eine 'begründung' zu enthalten.

Schulpforta. **Gustav Kettner.**

HEBBEL-LITTERATUR.

Friedrich Hebbels philosophische jugendlyrik von dr. **Paul Zincke.** Prag, Carl Bellmann, 1908 [Prager Deutsche studien, 11 heft]. 195 ss. 8°. — 5,25 kr.

Zinckes buch polemisiert unablässig: vor allem gegen Neumann (Aus Fr.Hebbels werdezeit), dann gegen Waetzoldt (Hebbel und die philosophie seiner zeit), Kutscher (Fr.Hebbel als kritiker des dramas) und andere, die Neumanns ergebnisse anerkennen. dieser fortwährende kampf bringt Z. bei der betrachtung und ableitung der Hebbelschen gedichte immer wider zum indirecten, widerlegenden verfahren, die schrift wird dadurch schwer lesbar. wenn auf diesem bereits vielbetretenen gebiet auch abwehr durchaus notwendig war, so hat Z. doch manchen allzuweiten umweg gemacht. der name Neumanns ligt dem leser schliefslich mehr im ohr als der Friedrich Hebbels.

Digitized by Google

Z.s schrift erhält ihr hauptthema dadurch, dass Neumann in Hebbels 'philosophischer' jugendlyrik überall den einfluss der Schellingschen naturphilosophie sieht. Z. lehnt eine directe oder indirecte einwirkung dieser naturphilosophie auf H. für die zeit bis zum september 1836 rundweg ab. auch für die Heidelberger zeit, wo H. mit dem anfangs für Schelling begeisterten Rousseau verkehrte, will er nichts davon wissen. früher habe sich H. mit Schelling auf keinen fall direct berührt; und auf die von andern erwogene indirecte beeinflussung (durch zeitströmung) lohne es sich nicht einzugehn.

Im letzten punct wird Z. mancher nicht zustimmen. natürlich muss erwogen werden, was ein in der einsamkeit heranreifender geist wie Hebbel aus landläufigen schriften, aufsätzen, auch blütenlesen von würklichen oder verwässerten grundgedanken grofser männer aufgenommen und weitergesponnen haben kann, und natürlich ist auf solchem wege mancher gedanke zu ihm gedrungen. welche ideen dies waren, kann allerdings nur feststellen, wer die höhere allgemeine bildung genau kennt, die H. vorfand.

Soviel ist Z. ja zuzugeben, dass die naturphilosophie der frühzeit Schellings schwerlich populär war, als H. für sie aufnahmefähig wurde. und wenn ich es trotzdem für möglich halte, dass gedanken, die von der Schellingschen naturphilosophie abzweigten, aber aus dem strengen system herausgerissen waren, zu dem jungen dichter drangen, so muss ich doch der Z.schen hauptbeweisführung recht geben: geht man würklich auf Schellings schriften zurück, so ergibt sich trotz scheinbaren ähnlichkeiten, dass H.s jugendgedichte mit dem system Schellings selbst nicht in verbindung stehn, dass die grundbegriffe dieses philosophen andere sind, und dass H.s dichternatur einem methodischen system wie dem Schellingschen schliefslich widerspricht. Z. stützt dies ergebnis vor allem auf das studium der verwant scheinenden Schellingschen schriften, er scheint mir so zuverlässiger als seine vorgänger, die entweder schriften *über* Schelling zu hilfe nahmen oder durch den begriff 'zeitströmung', den sie nicht genügend bestimmen konnten, ihre ergebnisse unsicher machten. ich glaube der neuen darlegung mit gutem gewissen zustimmen zu können.

Wenn Z. sagt, er wolle beweisen, dass sich die philosophischen ansichten H.s wenigstens bis zum september 1836 durchaus selbständig und unabhängig von jeder zeitgenössischen philosophie entwickelt hätten (nur den einfluss eines dichters, Schillers, berührt er für die frühe zeit), so kann und will er damit nicht sagen, H. sei selbst aus eigenen kräften methodischer philosoph gewesen. wie Z. ja nicht verborgen ist, entspringen H.s sogenannte philosophische gedichte einem lauschen auf gefühle oder doch einem nachsinnen und grübeln über gefühle. syste-

Digitized by Google

matisches philosophieren. hantieren mit ungefühlten, unerlebten worten war ihm als dichter im grunde unsympatisch. hier kann man nun auf einen anderen punct kommen. zeigt sich die unselbständigkeit oder selbständigkeit würklicher gedichte überhaupt darin, dass man ihnen verwantschaft oder nichtverwantschaft mit gedanken eines philosophen nachweisen kann? wäre die eigenart H.s, der sicher aus sich selbst durchaus so werden muste wie er geworden ist, irgend angezweifelt, wenn man ihm nachwiese, da und dort von einem philosophen beeinflusst zu sein? wol nicht; bei einem echten dichter bedeutet das immer nur anerkennung von verwantem, das er lebensvoll umgestaltet. der ganzen Z.schen betrachtung könnte man darum vorwerfen, sie hebe zwar die gedankliche selbständigkeit der H.schen jugendgedichte hervor, behandle sie aber nicht als dichtungen.

Und hier muss ich nun betonen, dass Z., wie seine vorgänger in anderer richtung, sich einseitig verrannt hat. er behandelt zwar hier und da die gedichte ästhetisch, aber er hat meines erachtens von einer ganzen anzahl einen falschen eindruck erhalten. immer darauf aus, einen ideengehalt zu entdecken, entdeckt er ihn auch in rein lyrischen stücken, und vernichtet sie so. was hat Z. darauf gebracht, aus recht unphilosophischen stimmungsgedichten wie 'Horn und Flöte', 'Bei einem Gewitter', 'Rosenleben' nichts als gedanken lesen zu wollen? auch 'Auf ein schlafendes Kind' und 'Offenbarung' sind ganz einfache, klare stücke, nicht 'niederschlag von speculationen'; sie bedürfen nicht 14 seiten philosophischer erörterungen, die freilich teilweise durch polemik gegen Neumann veranlasst sind. vor allem aber: wie kann jemand aus dem natürlich durch ein würkliches ereignis und eine würkliche person veranlassten lyrischen gedicht 'Auf eine Unbekannte' herauslesen, dass H. hier 'am lautesten sein pantheistisches evangelium verkünde'? die 'Unbekannte' soll die natur sein! Z., der hier nicht gegen Neumann polemisiert, citiert eifrig Schelling und findet auch hier keine anlehnung Hebbels! eine würkliche freude an der arbeit kann man bei solchen misverständnissen nicht haben.

Die entstehungsgeschichte von Friedrich Hebbels 'Maria Magdalena' von dr. **Paul Zincke.** Prag, Bellmann, 1910 [Prager Deutsche studien, 16 heft]. 100 ss. 8°. — 3,75 kr.

Hebbel selbst sagt an zwei stellen seiner briefe (im jahre 1845), er habe sich mit der 'Maria Magdalena' (fertig geworden am 4 december 1843) sieben jahre getragen. Zincke verfolgt die entstehungsgeschichte des werkes durch diese sieben jahre (herbst 1836 bis herbst 1843) hin, drei schaffensperioden aufstellend.

Digitized by Google

H. nennt in einem andern briefe (erst 1863) einen vorfall maßgebend für die entstehung des dramas, den er erlebte, als er im hause des Münchner tischlermeisters Anton Schwarz wohnte. Z. betont folgendes. dieser vorfall (verhaftung des tischlersohnes) betrifft gar nicht den mittelpunct der 'Maria Magdalena', sondern nur ein bedeutsames erregendes motiv; auch wohnte H. bei Schwarz erst 1838/39, nicht schon 1836. Z. stellt daher an die spitze seiner abhandlung das aufkeimen einer 'ersten dramatischen situation', die sich erst in der zweiten periode mit der verhaftung des bruders der heldin verbindet und so zum bestimmten plan eines 'bürgerlichen trauerspiels Klara' wird, bis die dritte periode das werk zur 'socialen tragödie Maria Magdalena' erhöht.

Für seine erste periode holt Z. hauptsächlich stoff aus dem gedicht 'Versöhnung' (october 1836), das H.s innere beschäftigung mit dem thema vom gefallenen mädchen dartut, und aus geständnissen der Münchner geliebten Hebbels Beppi Schwarz (der tochter des späteren wirtes), aus geständnissen, die zu verwinden dem jungen H. schwer wurde. diese erlebnisse mit Beppi können freilich meines erachtens nur allgemeine züge zu der figur der Klara beigesteuert haben, denn Beppi stand für H. zweifellos wesentlich tiefer als Klara.

Die zweite periode (1838/39) bringt dem dichter dann nach eigenem geständnis das für sein werk bedeutsame erlebnis im hause des tischlers. Z. zieht noch andere ereignisse in den kreis des dramas: den tod der mutter Hebbels und den tod seines freundes Rousseau. der dichter hat selbst ausgesprochen, er wolle das andenken der mutter mit dem 'höchsten schmucke der poesie' verklären, nach Rousseaus tode erneuert er dies versprechen und fügt den vorsatz einer poetischen verklärung des freundes hinzu; er wolle beide auf so würdige weise feiern, als sein geringes talent ihm verstatte. solche enthusiastischen versprechungen sind, glaube ich, nicht streng bindend. Z. findet H.s vorsatz ausgeführt in der figur der tischlersfrau und ihrer stellung zum sohne Karl, dann in der idealistischen jugendlichen mannesgestalt der 'Maria Magdalena', dem im duell die todeswunde erhaltenden secretär. wie der tischlermeister von H.s vater, so wird auch die frau von H.s mutter züge erhalten haben; die gestalt scheint mir aber im drama zu sehr zurückzutreten, als dass ich hier jene beabsichtigte verklärung ausgeführt sehen könnte. unmöglich scheint es mir sogar, den tod der mutter H.s mit dem plötzlichen tod der tischlersfrau in verbindung zu bringen. und ebenso kann ich Emil Rousseau in dem secretär nicht widererkennen; mit der hauptbedeutung dieser gestalt im drama hat der jugendfreund nichts zu tun. ähnlichkeiten, die Z. anführt (eben abgelegtes examen) scheinen mir zufällig. — ohne zweifel berechtigt und lobenswert ist es, dass

Digitized by Google

Z. die characteristischen tagebuchbetrachtungen H.s über andere bürgerliche dramen ('Hofmeister', 'Soldaten', 'Leidendes Weib', 'Emilia Galotti') mit heranzieht.

Für die dritte schaffensperiode (1841—43) schildert Z. die weitere erhöhung des themas, die ausarbeitung und bereicherung der gestalten, endlich die zeit der niederschrift. er constatiert, dass die gestalt der Klara ihre letzte verklärung Elise Lensing verdanke. H. selbst hat Elise gegenüber ausgesprochen, dass 'auf seinem denkmal' 'viel von dem wesen zu lesen sein solle, das er nicht blos am innigsten geliebt, sondern auch am meisten verehrt habe'. die situation Elisens hat freilich mit der Klaras nur wenig ähnlichkeit. einzelne ergreifende, vertiefende züge, den charakter höchsten seelenvollen leidens überhaupt, mag H. aber von Elise für die jetzige Klara übernommen haben.

Zinckes arbeit ist einem starken interesse für Hebbel und sein drama entsprungen. zu tadeln ist die sehr oft sich widerholende darstellungsweise, zu tadeln auch, dass Z. allzu häufig lange, nicht streng hergehörige abschnitte aus H.s tagebüchern, briefen und den besten darstellungen seines lebens und schaffens einflicht. H.s leben ist so ergreifend, dass die angeführten stellen auch in dieser widergabe würken. oft aber fragt man sich doch: wozu das alles? das wusten wir doch schon.

Hebbelprobleme. studien von **Oskar F. Walzel.** Leipzig, H. Hässel 1909 [Untersuchungen zur neueren sprach- und literaturgeschichte, neue folge, 1 heft]. 124 ss. 8°. — 3 m.

Von den hier zu besprechenden Hebbelbüchern ist das Walzelsche sicher das klarste und wertvollste. auch nimmt es in dem schon alten streit um die art und den wert der begabung H.s eine stellung ein, die jedenfalls mir sympathisch ist. W. betont allen vorwürfen gegenüber, dass H. in erster linie leidende und ringende menschen darstellen wolle; er verkörpere kämpfe, die er selbst vorher in sich erlebt habe, und nur in dem sinne könne man von 'ideen in den stoff tragen' reden, als er die leiden seiner menschen unter eine welthistorische, universale perspective stelle. diese art, menschliches leiden im grösten zusammenhange zu betrachten, sei ihm aber nicht eine construction, sondern stelle sich ihm selbstverständlich, zuweilen von vornherein, zuweilen fast nachträglich ein, der dichterische schaffensprocess ziehe trotz des ideenhintergrundes aus dem unbewusten seine nahrung. W. stützt sich hier teils auf den eindruck der H.schen dichtungen, teils auf des dichters geständnisse. die verwantschaft der gruppierung H.scher tragischer gestalten mit den dialektischen gegensätzen der Hegelschen philosophie sei nicht zu verkennen, bedeute aber eine originale und für den dichter innerlich notwendige übertragung der Hegelschen geschichtsauffassung auf die tragödie; die stärkere

Digitized by Google

beherzigung des menschen in diesem schema habe in der berührung mit dem ästhetiker Solger unterstützung gefunden. mit Anna Schapire unterscheidet W. zwei perioden H.s: eine erste der philosophischen construction Hegels mehr zugeneigte, in der H. aber gerade unter benutzung Hegelscher waffen die tragödie gegen Hegel verteidige (vorwort zur 'Maria Magdalena'), und eine zweite mehr empirische; H. behalte hier die art der tragik bei, wie sie in der Hegelschen formel von satz und gegensatz ligt, gebe aber auf die hervorhebung der bewusten weiterentwicklung der 'idee' (= weltgeist) durch die dramatischen gegensätze, begnüge sich mit dem tröstenden ausblick, dass der um seiner individualität willen leidende nicht vergebens leide, sondern um der zukunft willen. H. erklärt jetzt gelassen, seine dramen sollten nur den jedesmaligen welt- und menschenzustand veranschaulichen, beschäftigten sich ausschliefslich mit irdischem.

W. charakterisiert dann an beispielen H.s auffassung und ausgestaltung des tragischen in der zweiten, der 'reifen' zeit: zunächst an 'Herodes und Mariamne', 'Agnes Bernauer', 'Gyges und sein Ring', dann an den 'Nibelungen'. er zeigt, wie der dichter zuweilen etwas unerwartet, immer aber vom höchsten standpunct seine charaktere sichtbar einordnet, wie er jedesmal die kraft, die in sich die zukunft trägt, in conflict bringt mit der gegenwärtigen, auf ihr ererbtes recht pochenden kraft. zu viel gewicht legt W. m. e. auf den tröstenden ausblick in die zukunft, den H., trotz dem tragischen ende ohne versöhnung, gebe, er stellt sich etwas zu greifbares darunter vor. ich glaube nicht, dass uns 'Agnes Bernauer' mit dem beruhigenden gefühl entlässt, dass ein solcher rechtmäfsiger mord in der zukunft unmöglich sein werde. ich erlebe in dem stück nur den unerbittlichen kampf zwischen individuellem gefühl und dem gebot des staatswols, erlebe nach der katastrophe ein gerechtes urteil, eine stärkung des helden durch sein leid und somit einen ausblick, empfange aber nimmermehr die sichere aussicht, dass derartige conflicte in einer schönen zukunft überflüssig sein werden.

Der naheliegende vergleich zwischen Hebbel und Otto Ludwig gibt W. gelegenheit, H.s gestaltungsart im einzelnen noch genauer zu bestimmen. er vergleicht besonders des Dithmarsen orientalische tragödien mit Ludwigs 'Makkabäern'. dabei stellt sich natürlich heraus, dass Ludwig viel specieller individualisiert, die sache stets 'in ihrer eignen sauce' gibt; wenn dagegen H. auch ganz historisch bedingte scenen gibt (wie die sklavenscene in 'Herodes und Mariamne'), so dienen diese lichter hauptsächlich seinem grofsen zweck, die hauptgegensätze der geschilderten zeit zu charakterisieren. den endergebnissen W.s kann ich mich hier aber nicht anschliefsen; er spricht H. die

Digitized by Google

fähigkeit ab, gestalten plastisch (wie Ludwig) zu sehen, ja sogar, sie in der bewegung zu zeichnen. er gebe sie in der ruhe ('unbewegliche gruppen'), die unbeweglichkeit des marmors sei für sie charakteristisch. wenn W. würklich meinte, was er hier sagt, würde er H. mangel an gestaltungskraft vorwerfen, ihn einfach für undramatisch erklären; denn drama ist geschehen, bewegung. der vergleich mit Ludwig hat hier zu weit geführt. in den gewaltig angelegten 'Makkabäern' gibt Ludwig ja würklich eine individualisierung der einzelnen und eine zeichnung des Judenvolkes, wie sie H. so nicht aufweisen kann. dagegen hat Ludwig keineswegs die einheit fortschreitender handlung, wie H. etwa in 'Herodes und Mariamne'; fortschreitende handlung aber ist innerlich bestimmteste dramatische bewegung der gestalten. ich behaupte, dass in den entscheidenden scenen von 'Herodes und Mariamne' schon während des lesens jeder charakter in allen seinen wendungen voll ausgestaltet vor dem geniefsenden steht, freilich nicht verdeutlicht durch Ludwigs äufsere mittel. oft genug beweist H. die höchste schöpferische, rein gestaltende kraft des dramatikers, deren quelle die leidenschaft ist. W. nennt den Thüringer einen geborenen bühnenbeherscher; aber er will doch damit nicht sagen, H. sei undramatisch? Ludwig gibt das einzelne der gestalten weit sichtbarer; dafür ist das ganze bei ihm aber dramatisch weniger notwendig, mehr episch. Ludwigs bühnengeschick und lebenstreue in tausend besonderheiten bedeutet eine specielle, auf unser neues naturalistisches drama hinführende begabung; die vergleichung mit Hebbel ergibt für beide dichter aber nur, dass ihre anlage verschieden gerichtet war. besonders kann W. die figur des Erbförsters nicht gegen Hebbel anführen; Ludwig mit seiner intim naturalistischen ausmalung greift hier ja sogar zu komisch individualisierenden mitteln, deren H. sich innerhalb der zwingend tragischen handlung der 'Maria Magdalena' natürlich nie als bedienen würde, selbst wenn er es könnte. am deutlichsten tritt das entgegengesetzte bei beiden dichtern heraus, wenn man H.s 'Agnes Bernauer' mit dem bekanntesten entwurf eines Ludwigschen 'Engels von Augsburg' vergleicht. bei Ludwig ein intimer conflict: eine kokette bürgerstochter hat Albrecht zur gefährdung seiner mannes- und fürstenwürde gebracht, er erkennt sie zu spät und muss nun für sie eintreten. bei Hebbel ist keine spur von verdacht gegen Agnes, sondern ein gröfserer conflict steht im vordergrunde: unumstöfsliches staatsgebot gegen unumstöfsliches gefühlsgebot ('*Worauf sollte Gott die Welt gebaut haben, wenn nicht auf das Gefühl, was mich zu dir zieht und dich zu mir?*' ruft Albrecht). ohne zweifel ist der reiz des einzelnen bei Ludwig gröfser — wer jedoch würde, wegen der gröfseren allgemeinheit des conflictes, Hebbels jugendlich geschaffene gestalten unbeweglich nennen? zum widerspruch geneigt fühlt

Digitized by Google

man sich aber hauptsächlich, weil W. nicht deutlich unterscheidet zwischen der rein sinnlich sichtbaren bewegung der äufseren gestalt bei Ludwig und der zwingenden dramatischen bewegung der inneren gestalt bei Hebbel. trotz vieler vorzüge im einzelnen bei dem einen ist mir der andere als der gröfsere dramatiker auch der gröfsere, der geborene bühnengewaltige.

Eine einwendung allgemeiner natur habe ich endlich noch gegen W.s art der beweisführung zu erheben, die er mir zuweilen unnötig auf äufsere gründe zu stützen scheint. ich würde hier nichts aussetzen, wenn der fehler nicht am anfang und am ende der W.schen schrift hervorträte, wo man die grösten trümpfe auszuspielen pflegt. es handelt sich um folgendes. ob ein dichter vollwertige menschen schafft oder gedankliche constructionen gibt, darüber können m. e. zuletzt nur seine werke entscheiden, nicht seine äufserungen über sein schaffen oder seine selbsteinschätzungen. diese können widerholen was die werke schon sagen; ebenso gut aber kann der dichter über die eigene person irren, ebenso gut können seine äufserungen, besonders in der neueren, theoretisch ziemlich klaren zeit, trotz aller ehrlichkeit eben nur zeugnisse theoretischer klarheit über die erfordernisse wahrer dichtung sein. die dichtungen selbst müssen immer den ausschlag geben! es wäre ja schlimm, wenn (wie W. gleich am eingang sagt) die veröffentlichung von Ibsens briefen würklich unsere anschauung über Ibsens dramen 'stark erschüttern' könnte. bei Hebbel (den ich nicht so neben Ibsen stellen würde) führt es ja meist nicht zu fehlschlüssen, wenn man brief- und tagebuchäufserungen als beweis dafür anführt, dass er ein vollgültiger dichter war. aber dieser von W. an entscheidenden stellen eingeschlagene weg ist nicht der absolut sichere. so halt ich auch die am anfang und am ende des buches herangezogene schauspielerische leistung Kainzens für ein beweismittel äufserer art, das erst in zweiter linie, als bestätigung, angeführt werden darf, so überzeugend sein Kandaules wirken mochte.

Die hauptrichtung der Walzelschen schrift, ihr warmes und sonst wolbegründetes eintreten für den tragischen dichter Hebbel ist aber sicher zu begrüfsen. sie führt uns mitten in die wichtigen Hebbelprobleme und spricht sie meist klar und sympathisch durch. meine hoffnung ist, trotz meinen einwendungen W.s buch gerechter und mit mehr vertiefung in den gegenstand besprochen zu haben, als er das meine über die Flegeljahre von Jean Paul, — was freilich nicht schwer war.

Friedrich Hebbel, denker, dichter, mensch. von **Kurt Schuder.** Leipzig, Otto Weber o. j. 68 ss. 8°. — 1,20 m.

Eine sonderbare schrift, die viel zusammenträgt und bespricht und doch nur vergegenwärtigt, dass Hebbel eine sehr

Digitized by Google

interessante, problemreiche persönlichkeit ist. wie viel eine klare fragestellung wert ist, wird jedem leser dieses im ganzen verworrenen heftes deutlich werden.

Der verfasser erklärt H. auf dem gebiet dramatischer kunst für die grofse mittelstation, über die in absehbarer zeit alle bahnen führen müssen die zum endziel wollen (s. 54). dabei ist ihm H.s schaffen, dem er höchste ehrfurcht zollt, nicht ganz einwandfrei. 'er erlag der macht des gedankens' (s. 10). Sch. schliefst sich Scheunerts bemerkung an (s. 26), dass bei H. 'kein freies menschentum, sondern ein notwendiges ideentum verkündet wird'; er erklärt H. für einen 'philosophen' (s. 9), nennt aber die ausbildung seines systems einen mangel seiner natur (s. 11). dass H. dann doch trotz diesem system starke, heifsblütige menschen schafft, darin sieht Sch. die alles überragende gröfse seiner gestaltungskraft (s. 14).

Wenn Sch. nun aber mehrere dramen H.s auf ihr verhältnis zum 'system' durchspricht, so ergibt sich mir, dass er die absichten des dichters keineswegs erkannt hat. in 'Herodes und Mariamne' wird Herodes als vertreter der 'idee' betrachtet, die begehrt, das durch seine sonderexistenz schuldige individuum (Mariamne) einzuschlucken; H. soll es als ein verdienst des Herodes ansehen, dass er die Mariamne unters schwert stellt (s. 22)! in 'Gyges und sein Ring' soll Kandaules der culturell zurückgebliebene (s. 23) und wider vertreter der das individuum (Rhodope) vernichtenden idee sein, indem er sein weib den blicken eines andern enthüllt (s. 24). die constructionen Sch.s, dem die lektüre von Walzels schrift anzuraten wäre, entstellen doch einfach das bild der H.schen werke, sind torheiten; und was können da alle laut vorgetragenen Schuderschen endurteile uns gelten?

'Ich sehe die gröfse Hebbels nicht in den einzelnen dichtwerken, auch nicht einmal in den mir wertvolleren tagebüchern und den briefen, sondern in der gesamttätigkeit seines geisteslebens'. so sagt Sch. und fügt hinzu, er bewundere in diesem geistesleben eine der höchsten leistungen, deren der menschengeist fähig sei (s. 12). zum schluss wird wider verkündet: die persönlichkeit sei hier gröfser als der gestalter und denker (s. 67). einzelnes hübsche sagt uns diese schrift gelegentlich über H.s denken, dichten und menschsein, sie scheint mir aber viel zu ziellos, als dass man gültige hauptthesen aus ihr heraussuchen könnte. es wird jetzt so viel über Hebbel geschrieben, so viel prätentiös ausgerufen, dass man gediegenheit und sichere richtung von jeder neuen arbeit als erstes verlangen muss.

Digitized by Google

Hebbels stil in seinen ersten tragödien 'Judith' und 'Genoveva' von dr. **Edgar Wallberg.** Berlin, B. Behr 1909. 157 ss. 8°. — 4 m.

Dieses zuweilen (besonders im abschnitt 'Sprachstil') ermüdende buch ist doch getragen von der richtigen auffassung des kunstwerks überhaupt und des Hebbelschen im besonderen. die theoretischen grundlagen haben dem verfasser nach seiner angabe Elsters vorlesungen über stilistik und metrik gegeben; er baut seine schrift paragraphenmäfsig auf und holt aus den zwei Hebbelschen werken für jeden gesichtspunct beispiele zusammen. man fragt sich freilich leicht: wohin soll es führen, wenn etwa über alle bedeutenderen dichtungen derartige schematisch angelegte sonderuntersuchungen neben den im übrigen möglichen und auch einseitigen arbeiten über stoffverwertung, verhältnis zum leben des dichters usw. geliefert werden sollten? die vorliegende schrift ist mir denn auch für ihr ergebnis zu umfangreich und in einzelheiten nicht immer fruchtbar genug. in folgendem seh ich die wertvollsten resultate.

Wallberg nimmt Hebbel 'als realisten, der sich aber in der formgebung mancher ausdrucksmittel des idealistischen stiles bediene' (s. 14). neben einem realistischen kern (s. 14) spricht er dem dichter eine ausgleichung oder wenigstens abtönung der äufseren charaktereigentümlichkeiten zu (s. 144); bezeichnend für seine mittelstellung sei der spätere tagebuchausspruch (s. 14): *'Realismus und Idealismus, wie vereinigen sie sich im Drama? Dadurch, dass man jenen steigert und diesen schwächt. Ein Charakter z. B. handle und spreche nie über seine Welt hinaus, aber für das, was in seiner Welt möglich ist, finde er die reinste Form und den edelsten Ausdruck, selbst der Bauer'.* — in technischen dingen sei H. kein pfadfinder (s. 130), benutze noch häufig bequeme überlieferte möglichkeiten, wie monolog und beiseitesprechen (s. 139), im gegensatz zu dem in der dialogtechnik modernen Otto Ludwig (s. 145), im gegensatz sogar zu dem verehrten Kleist. dabei aber, sagt W., besafs H. ein strenges gefühl für die einheit des stiles, machte das dramatische element in seinen tragödien stets zum herschenden (s. 120). schon in den beiden ersten dramen bleiben auch die berüchtigten H.schen reflexionen in einer beziehung immer im zusammenhang mit der handlung: sie gehn nie in allgemeine sentenzen über (s. 138). es gibt für H. im drama nicht nebensächliche dinge die im schatten bleiben, die teilstücke sind mit gleichmäfsigkeit durchgearbeitet, eben als teile eines dramas (s. 146).

W. bestimmt den zt. entgegengesetzten stilcharakter beider dramen, den stilcharakter grofser scenen und den persönlichen stil der gestalten bis ins einzelne; die verteilung der bildersprache und der ausmalenden bestimmungen, die verwendung volkstümlicher, biblischer und anderer spracheigentümlichkeiten,

Digitized by Google

die ausnutzung besonderer syntaktischer figuren, alles das wird nach seinem wert für gesamtwerk, scene und handelnde person durchgesprochen.

Manche ergänzung zu den ausführungen Walzels findet sich in dieser schrift. 'unmodernen' seiten der technik gegenüber wird der durchgehnde dramatische zug hervorgehoben; W. betont, dass trotz dem allgemeinen ideenhintergrunde auch milieu bei H. sei, das er in handlung auflöse (s. 132f), die bedeutsame briefstelle aus H.s späterer zeit wird angeführt: *'Das Drama schöpft seine eigentliche Kraft aus den Zuständen, und Charaktere, die nicht im Volksboden wurzeln, sind Topfgewächse'.*

Nicht alle teile der arbeit lassen das princip des buches gleichmäfsig stark erkennen; doch wird man schliefslich finden, dass der verfasser ein recht bestimmtes bild des dichters in sich trägt.

Berlin-Friedenau. **Karl Freye.**

Hebbels werke in zehn teilen. herausgegeben, mit einem lebensbild, einleitungen und anmerkungen versehen von **Theodor Poppe.** Berlin—Leipzig—Wien—Stuttgart o. j. Deutsches verlagshaus Bong & Co. [Goldene klassiker-bibliothek. Hempels klassikerausgaben in neuer bearbeitung.] XXXII, 334; 301; 345; 162; 329; 131; 285; 483; 499; 468 ss. 8°.

Poppes ausgabe bietet die gröfseren dramatischen und epischen werke Hebbels vollständig, die lyrik nach der eignen sammlung des dichters von 1857 nebst einer nachlese der späteren gedichte, die dramatischen entwürfe und die novellistischen versuche sowie die prosaschriften ästhetisch-kritischer art in sorgfältiger, keineswegs dürftiger auswahl, dazu sehr reichlich bemessen alles wesentliche und für den verfasser charakteristische aus den tagebüchern. der text beruht auf der historisch-kritischen ausgabe RMWerners; von ihr weicht P., mehrfach im einklang mit Krumm, nur in wenigen, stets besonders begründeten fällen ab. Werner wird in dem neuen, verbesserten abdruck seiner ausgabe, der schon für 1910 in aussicht gestellt war und, sobald er erscheint, auch in diesen blättern nach gebühr eingehend gewürdigt werden soll, gelegenheit haben, zu jenen abweichenden lesarten stellung zu nehmen.

Das hauptsächliche verdienst P.s liegt in den einleitungen und anmerkungen, die in trefflicher weise den populären zwecken seiner ausgabe dienen.

Die anmerkungen vermeiden alles überflüssige, was der gebildete, nachdenkende leser zum verständnis nicht braucht, geben aber die nötigen aufschlüsse über geschichtliche und biographische zusammenhänge, ergänzen öfters den text durch aussprüche des dichters über seine werke, durch geplante vorreden, gedichte, die bühnenfassung einzelner scenen, citate aus seinen briefen u. dgl.,

Digitized by Google

führen urteile Mörikes und anderer zeitgenossen oder bewunderer Hebbels bis auf Hugo v Hofmannsthal an und weisen so gelegentlich über den dichter selbst hinaus auf allgemein ästhetische, auch für die gegenwart bedeutsame fragen.

Die einleitungen zu den einzelnen bänden und das kurze lebensbild Hebbels, das die ausgabe eröffnet, zeigen überall gründliche kenntnis des dichters und der einschlägigen literatur, deren streitfragen mitunter nur mit einem kurzen wort in verständiger weise gestreift werden. vor allem woltuend berührt es, dass die hohe bewunderung, die P. für Hebbel empfindet, und das liebevolle verständnis, mit dem er auch manches befremdliche im wesen und leben seines autors sich zu erklären und zu rechtfertigen sucht, ihn doch nicht, wie verschiedene andere verehrer des dichters, völlig blind für einzelne mängel macht. möglichst klar deckt er Hebbels geschichtsphilosophische ideen, die psychologische begründung seiner dramatischen helden, überhaupt seine künstlerischen absichten auf; aber er deutet auch richtig an, wo die ausführung dem grofsen wollen nicht vollkommen entsprach (so zb. II 32 und 38 f über den 'Diamant', III 22 ff über das 'Trauerspiel in Sicilien' und 'Julia', IV 11 f über 'AgnesBernauer' und öfter).

Vielleicht sollten derartige bedenken gegen das allzuconstruierte einzelner probleme und charaktere und gegen die erkältend nüchterne wirkung gewisser reden und scenen bisweilen noch schärfer ausgesprochen sein. auch hätte sich P. III 15 bei 'Maria Magdalene' den durchaus verfehlten versuch sparen sollen, Klaras hingabe an den ungeliebten bräutigam als 'trotzige pflichterfüllung' zu deuten, zu der sie sich nach den anschauungen ihres kreises und 'als die tochter ihres vaters' (!) gezwungen sah. warum nicht lieber einfach zugeben, dass das in allem übrigen tadellose meisterstück auf einer psychologisch kaum möglichen voraussetzung beruht? unter Hebbels vorgängern im Nibelungendrama war neben Fouqué und Raupach unbedingt Richard Wagner zu nennen und vornehmlich an seiner leistung die Hebbels zu messen. was sind den lesern, an die sich P.s ausgabe zunächst wendet, Fouqué und Raupach im vergleich mit Wagner? und Wagners 'Ring des Nibelungen' war als dichtung eben vollendet worden, als Hebbel 1853 jenen leidenschaftlichen ruf nach dramatischer erneuerung der alten sage ertönen liefs (v 5 ff)!

Man kann noch einige bedenken und wünsche solcher art an einzelheiten in der arbeit Poppes anknüpfen. die tüchtigkeit seiner gesamtleistung aber verdient volle anerkennung; sie wird allen anforderungen gerecht, die man mit fug an eine gute populärwissenschaftliche ausgabe stellen darf.

München. **Franz Muncker.**

Digitized by Google

LITTERATURNOTIZEN.

Wilhelm von Humboldts sprachphilosophie von **Moritz Scheinert.** sa. aus dem archiv für die gesamte psychologie. XIII bd, 3 h. Leipzig, Engelmann 1908. 55 ss. 8°. — Die lectüre der sprachwissenschaftlichen arbeiten Humboldts in der neuen grofsen ausgabe hat herrn Scheinert gezeigt, dass Humboldts sprachphilosophie 'in weiterem umfange auf der beurteilung von tatsachen' beruht, 'als man gemeinhin anzunehmen pflegt'. leider definiert Sch. dies 'man gemeinhin' nicht genauer. immerhin wäre sein versuch, die erkenntnis die er sich erworben hat auch andern mitzuteilen, zu loben, wenn ihm nicht allzuviel dazu fehlte. s. 53 wird 'der begriff der einverleibung' 'wunderlich' genannt und gesagt, dass 'wir' (auch hier wird leider verschwiegen, wer 'wir' sind) auf Humboldts 'poesievolle analogien' — wie 'einverleibung' wol eine ist — 'nicht viel wert' legen. andere meinen nun aber, dass grade das wort 'einverleibung' ein sehr glücklicher ausdruck für gewisse erlebnisse auf sprachlichem gebiete sei. um zu dieser meinung zu gelangen, muss man sich allerdings bemühen, diese erlebnisse nachzuerleben, was Sch. leider unterlassen hat, wol gar für überflüssig für das verständnis Humboldts hält.

Berlin-Lichtenrade, 22. 8. 1910. **Ernst Lewy.**

Hölle und fegfeuer in volksglaube, dichtung und kirchenlehre von **Marcus Landau.** Heidelberg, Winter 1909. XIX u. 296 ss. 4 m. geb. 5 m. — Aus einer ungeheuern literatur hat L. ein äufserst reichhaltiges material zusammengebracht, das die merkwürdigsten übereinstimmungen aus den verschiedensten zeiten und zonen aufweist. das bedürfnis nach anschaulicher ordnung hat überall genaue topographische gliederung, überall sorgfältige ethische aufteilung zustande gebracht. die nachahmung irdischer verhältnisse hat in Babylon wie bei den Negern (s. 107. 112) feierliche letzte gerichtstage halten lassen. der menschliche hass und hochmut hat eine aus ethischen motiven (s. 26 f) erwachsene vorstellung überall mit den greulichsten strafschilderungen (s. 145) und den abstofsendsten widerholungen socialer abstände (s. 26) überladen; die himmlische schadenfreude der seligen (s. 190) ist dem christlichen himmel nicht fern geblieben, und das ausdauernde rachebedürfnis hat kinder und eltern der verdammten (s. 200) nirgends verschont. das schlechte gewissen der höllenmaler macht sich dann in zerrbildern des 'totenschleppers' (s. 41) luft. die unterschiede liegen fast nur im costüm. doch weist der verf. immerhin auf einige singularitäten hin. wie (s. 159) auf die strafe für geiz gegen buddhistische priester.

Wir sind noch in einer solchen epoche naturalistischer stoffsammlung, und wenn das material wenigstens so übersichtlich geordnet und (wie es scheint) auch nicht ohne kritik gesichtet

Digitized by Google

ist wie hier, müssen wir den folkloristen danken. eine wissenschaftliche vereinfachung wird ja erst möglich sein, wenn zu der inhaltlichen vergleichung in breitem umfang ein vergleichendes studium der formen tritt. in welcher weise und zu welchem grunde sind die zahllosen einzelvorstellungen systematisch verarbeitet worden? wie weit haben dabei beobachtungen aus der würklichkeit (zb. der gerichtlichen folderungen; der krankheitsqualen; der vulkanischen ausbrüche und mephitischen ausdünstungen) mitgewürkt? wie weit die anlehnung an gegebene schilderungen? aber von diesem ideal einer kunstgeschichte der religiösen vorstellungen sind wir noch weit entfernt und waten einstweilen noch wie die verdammten in dem trüb und zäh fliefsenden strom der menschlichen bosheits- und racherfindungen, die zu selten ein mildres licht durchbricht.

Berlin 24. 3. 10. **R. M. Meyer.**

F. Ohrt. Kalevala. som folke digtning og national-epos. udgivet med understøttelse af Carlsberg fondet. København og Kristiania. Gyldendalske boghandel 1909. 275 ss. 5 m. 25. — Ich hatte die freude, an dieser stelle s. z. Comparettis 'Kalewala' anzeigen zu können — ein epochemachendes werk, mit dem Ohrts praktisches buch durchaus nicht verglichen werden kann. (ist das der grund, weshalb es in der geschichte der Kalewala-forschung s. 71 f gar nicht und auch sonst, so viel ich sehe, nur s. 216 polemisch erwähnt wird?) aber dieser zweite band von Ohrts Kalevala — der erste, den ich nicht kenne, enthält den text — ist doch eine dankenswerte arbeit. etwa wie Finslers 'Homer' — der auch hier besprochen wurde — führt O.s buch rasch und knapp in die wichtigen probleme einer epischen hauptfrage ein.

O. erzählt zunächst, anspruchslos und einnehmend, Lönnrots leben und die entwicklung des epos von seiner ersten zu der zweiten fassung (vergleich beider s. 46). Lönnrot steht nicht allein. die erweckung des finischen volkes und seiner kunde setzen sich gleichzeitig männer wie Castrén (s. 47) und Snellman (s. 86) zur aufgabe, von denen besonders der berühmte mythолog in seiner aufnahme von Lönnrots arbeit (s. 55. 72; vgl. allgemein s. 49. 54. 77) einen stark abweichenden standpunct verrät.

Ist nun die Kalewala ein 'volksepos'? (s. 62 f). klar ist, dass Lönnrot ein solches schaffen wollte, dass Homer und Hesiod (s. 45) ihm als vorbilder vor den augen standen und Ilias und Odyssee seine dichterische tätigkeit beeinflussten (s. 68. 70). klar ist auch, dass er den rhapsoden nicht verglichen werden kann, die keine varianten zusammenstellten und kaum die schrift kannten (s. 66). aber O. unterscheidet mit recht (s. 73) mehrere stufen der tradition: derjenigen die mit der überlieferung eine bewuste weiterführung und verarbeitung verbindet, weist er (s. 71 75) Elias Lönnrot zu.

Digitized by Google

Sein verhältnis zu den quellen ist durch die neuere finnische sagenforschung (s. 72 f), besonders durch die beiden Krohn, '*suomalaisuudesta*', klar gestellt. auch die vorgeschichte ist ziemlich deutlich: die wanderungen der lieder (s. 76 f), das alter (s. 81) sind durch eine beispiellos ausgedehnte und sorgfältige sammler- und recensententätigkeit (das Kalewala-archiv s. 64) leidlich sicher aufgeklärt. zwar gegen die späte ansetzung, durchaus in christliche zeit (s. 81), werden wir noch zweifel hegen dürfen. aber wie 'volksballaden' wandern, lässt sich durch die gunst des materials hier wie nirgends sonst studieren.

Auch die besprechung der einzelnen gesänge (s. 113 f) ist, wie die nachrichten über einzelne sänger (der wichtigste Arhippa s. 109) von allgemeiner bedeutung. der typus der 'widerholungslieder' (s. 125), in denen ein verlust erst episch, dann dramatisch mit denselben worten erzählt und trost geboten wird, könnte auch für die altgermanische dichtung (nicht nur für die Thrymskvida) von bedeutung sein — vielleicht von gröfserer, als die doch immer recht zweifelhaften mythologischen beziehungen (Niord und Frey s. 120; Balders tod s. 139). übrigens hält sich O. von dem bestreben, die ganze finnische mythologie in der Kalewala zu finden (s. 204 f), mit anerkennenswerter vorurteilslosigkeit frei. wichtig ist hier besonders jener widerspruch gegen Comparetti (s. 216): die magische poesie sei bei den Finnen weder uralt noch früh verbreitet und erst entlehnt.

Von mehr speciellem interesse sind die darstellungen des metrums (s. 218 f) und vollends der nachwürkung in späterer finnischer kunst (s. 225 f). aber sie vervollständigen das buch zu einer sehr brauchbaren 'einführung in das studium der Kalewala'.

Berlin 31. 10. 1909. **R. M. Meyer.**

Aus der heidenzeit des braunschweigischen landes. von **Th. Voges.** mit 22 abbildungen. herausgegeben vom Pestalozziverein des herzogtums Braunschweig. Braunschweig, Appelhans & co. 1910. 60 ss. 8°. 1 m. — Th. Voges in Wolfenbüttel, der sich durch eine gut orientierende abhandlung über vorgeschichtliche siedelungen im nordharzischen hügellande (im Jahrb. d. geschichtsvereins f. d. herzogtum Braunschweig bd. 6) in die prähistorische wissenschaft eingeführt hat, bestimmt dies heft in erster linie für seine collegen, die lehrer auf dem lande, in der tendenz auf eine historische vertiefung der heimatkunde. es sind lose angereihte aufsätze über bodenfunde, siedelungsgeschichte und cultur der vorzeit und frühzeit. rein belehrende artikel wechseln mit plaudereien ab die eine methodische anregung bieten, und dazwischen eingestreut sind kleine novellistische skizzen aus der urzeit, in denen eine mafsvolle phantasie waltet. ich habe das büchlein, das uns ohne strenge disposition von der eiszeit bis zum capitulare de partibus Saxoniae hinabführt, mit vergnügen gelesen; es ist in einem vortrefflichen deutsch

Digitized by Google

geschrieben: volkstümlich und gebildet, ohne wissenschaftliche prätension und doch kaum je gegen die wissenschaft verstofsend. E. S.

Alt-Frankfurt. vierteljahrschrift für seine geschichte und kunst. jahrgang II heft 1. Frankfurt a. M., H. Minjon 1910. 32 ss. kl. fol. der jahrgang zu 4 heften 4 m. — In die lange reihe der zeitschriften die, 1887 mit dem bescheidenen 'Hessenland' beginnend, das interesse weiterer kreise für geschichte, litteratur und kunst eines engen oder weiten heimatsbezirks pflegen und wachhalten, ist mit dem abgelaufenen jahre 'Alt-Frankfurt' getreten. die leitung der vornehm ausgestatteten quartalschrift liegt in den händen des archivdirectors prof. dr RJung, und so ist das organ vor der verflachung und verunkrautung durch den dilettantismus gewis gesichert. das uns vorgelegte heft enthält zunächst eine eingehende studie von PHohenemser über den bürgercapitain JohWilhFritsch und den beginn des verfassungskampfes 1705—1712, dessen treibende kraft der wackere Sachsenhäuser gastwirt gewesen ist: interessant für die geschichte der rechtssymbolik ist darin die episode mit dem 'mantelgriff' (s. 7 b). — KSimon führt aus Frankfurter museen und privatbesitz eine reihe, z. tl. höchst reizvoller porträtbüsten und medaillons des bildhauers Landolin Ohmacht vor, der den alten Strafsburgern so wolvertraut ist. ich vermisse darunter das medaillon von frau Susette Gontard geb. Borkenstein, das CCThLitzmann vor seiner Hölderlin-biographie abbildet und das sich 1890 noch im besitz des architekten Sömmering in Frankfurt befand. — methodisch lehrreich ist sodann der aufsatz von RJung über Napoleon I in Frankfurt am 31. X und 1. XI 1813 durch die kritische sichtung einer von indirecter überlieferung früh entstellten tradition. — mitteilungen über museen und ausstellungen schliefsen das heft. E. S.

Ekkehards Waltharius. ein kommentar von **J. W. Beck**, Groningen, P. Noordhoff 1908. XXVIII u. 172 ss. — 'Ein kurzgefasster commentar, der, auf der kritischen ausgabe Streckers aufgebaut, die wesentlichen puncte der interpretation berührend, besonders auch die sprachliche (sprachl.-histor. und sprachl.-psychol.) seite beachtet, war noch immer nicht erschienen'. hier erscheint er, mit einer hilflos unselbständigen, auch unklaren einleitung versehen. der text ist der Streckersche, der commentar stark abhängig von Althofs, nur das nächste verständnis fördernd, mit einer wunderlichen vorliebe für erklärung eines schwierigen satzes durch die annahme, dass er aus contamination zweier ausdrucksweisen erwachsen sei, und mit einem guten (niederländischen) gehör für die abwandlung der altlateinischen prosodie und das metrische. den beanspruchten wissenschaftlichen wert scheint mir das büchlein nicht zu haben. aber seine ausstattung ist sauber und hübsch, nur dass die heftigen

Digitized by Google

anstrengungen des druckers, deutsches ä ö ü widerzugeben, zu sichtbar geblieben sind.

Ich füge zwei vorschläge zu den beiden schlimmsten kreuzen der interpreten hinzu. ich möchte sowol in v. 19f des prologs als in v. 874 des gedichts die überlieferung halten.

Prol. 19 *Ludendum magis est dominum quam sit rogitandum,*
Perlectus longevi stringit in ampla diei,
Sis felix sanctus per tempora plura sacerdos.

'Hier (bei dieser lectüre) gilt es mehr, sich zu unterhalten als zu Gott zu beten'; also *dominum* abhängig von *rogitandum.* diese auffassung bestätigt mir v. 21: 'die übrige längere (der comparativ, nicht der superlativ steht da!) zeit kannst du dann wider ein glücklicher, heiliger priester sein', oder 'um so länger mögest du dann wider jene priesterliche stimmung haben!' denn dass sich auch v. 20 auf die bischöfliche langeweile beziehe, scheint mir auch durch die von Althof aus dem Wolfdietrich beigebrachte parallele hübsch bewährt.

v. 874 *cui* [*maritae*] *nec raptae spei pueri ludicra dedisti* interpretier ich: 'der du nicht einmal den trost der hoffnung (die nämlich jetzt geraubt ist) auf einen knaben gegeben hast'. so erst kommt das *nec* richtig heraus, das gewöhnlich schlankweg gleich *non* gesetzt ist: den gewöhnlichen *ludicra pueri* sind die *ludicra spei* (scil. *raptae*) *pueri* mit steigerung entgegengesetzt.

In v. 299 halt ich mit Meyer (Zs. 43, 131) und Strecker *aurum.*

Hinter v. 1215 ist punct oder kolon zu setzen, hinter 1216 ausrufungszeichen.

Charlottenburg. **Georg Baesecke.**

Zur komposition der Egilssaga capp. I—LXI von **W. H. Vogt.** [progr. des gymn. Augustum der stadt Görlitz]. Görlitz 1909. 65 ss. 8°. — Die composition der Isländergeschichten ist eine wenig beachtete frage. der historismus hat dafür kein auge. wer mit feinerem kritischen sinn an diese denkmäler herantritt, kann lange suchen eh er einen wegweiser oder auch nur eine ermutigung findet. unter diesen umständen ist eine arbeit wie die von Vogt besonders dankenswert. dem verf. ist der charakter der Egilssaga als kunstwerk, als unterhaltungsbuch — wenn man so will — aufgegangen. er will sie aus dem geiste und der arbeitsweise ihres autors begreifen und steht somit der antiquarischen dogmatik frei gegenüber. das ermöglicht ihm einsichten, die als fortschritte in der sagabetrachtung gelten müssen. treffend bekämpft er die geistlose chronologie der jahrestafeln (s. 26), hat ein auge für die 'ausgeschriebene hand des verf.s' (s. 60), weifs die lose eingefügten episoden als künstlerisch geforderte ruhepuncte zu würdigen (s. 32. 34. 64; sehr merkbar ist der wechsel von sturm und windstille zb. auch in Snorris Olafssaga h.), oder empfindet sie mit sicherem tact als 'vorklingende

Digitized by Google

accorde' (s. 32). derartige beobachtungen bilden ein heilsames gegengewicht gegen die allzu strengen anforderungen, die i. ü. an die geschlossenheit der composition gestellt werden. etwas reichere empirie, ja schon die herbeiziehung auch der schlusscapitel hätte hier von vornherein hemmend würken können. ich gebe V. gerne zu, dass die hand des verf.s sich gegen anfang ungleich mehr bemerkbar macht als gegen ende. glaube auch, was er über die 'zweisträngigkeit' sagt, ist hierfür nicht bedeutungslos, halte jedoch die 'einarbeitungen' für unbeweisbar. wir wissen bis jetzt eben doch zu wenig davon, wie die stoffe aussahen die der verf. verarbeitete. s. 28 f deckt V. die spuren einer älteren motivierung einleuchtend auf. aber wir wissen nicht, wieweit die 'alte volkstümliche erzählung', deren sinn hier richtig erfasst wird, als solche vor der Eigla vorhanden war.

Breslau. **G. Neckel.**

Critical contributions to early english syntax by **A. Trampe Bødtker** [Videnskabs-selskabets skrifter. II. histor. filos. klasse 1908. no. 6] Christiania, 48 ss. gr. 8°. — Die absicht dieser kritischen beiträge zur altenglischen syntax besteht nach des verf. einleitung darin, nachzuweisen inwieferne einige erscheinungen derselben, die man französischen einflüssen zuzuschreiben geneigt ist, sich auf heimischem boden entwickeln konnten, ob nun von fremdem gebrauch gefördert oder nicht. verf. sagt auch selbst sofort, dass seine einzelnen capitel nach anlage und ausführlichkeit sehr verschieden sind, und tatsächlich entfällt auf *of*-constructionen der löwenanteil (von 48 seiten gr. 8° ganze 31) während den präpositionalausdrücken mit *at, by, to* nicht ganz 8, einigen eigenheiten von zahlwörtern, adverbien und bindewörtern nicht ganz 6 seiten gewidmet sind.

Bei den *of*-verbindungen sucht B. auf grund der belege aus den ältesten quellen nachzuweisen, wie sich aus der präpositionalen geltung allmählich die abgeschwächte nur genitivische entwickelt hat, u. zw. der reihe nach die genitivische im allgemeinen, dann die verwendung zur bezeichnung der tätigen person beim passivum, die causale, die objective geltung, die vertretung des *on*, die function als genitivus materiae und partitivus, originis, possessivus, determinativus und definitivus, qualitativus. sodann wird zusammenfassend dargelegt, dass um die mitte des 12 jh.s die *of*-ausdrücke im sinne würklichen genitivs bereits fest hafteten, und da dies nur hundert jahre nach der normannischen eroberung eintrat, schliefst verf. daraus, dass eine so tief eingreifende syntaktische änderung in der kurzen zeit nicht durch fremden einfluss habe entstehn können, sondern sich auf heimischem boden (hauptsächlich wegen der abschleifung der flexionsformen, und durch die analogie der auch sonst im germanischen beliebten *von*-ausdrücke) entwickelt haben muss. französischer einfluss könne erst später und in einigen neuerungsformen eingesetzt

Digitized by Google

haben, von denen verf. jedoch nur zwei (*of me* = 'my'; a friend *of mine*) eingehender erörtert.

In ähnlicher weise wird im II capitel der heimische ursprung verteidigt von superlativen ausdrücken mit *at* (*at the first* &cet); von distributivem *by* (*by twos and threes*), von *by* zur bezeichnung der tätigen person beim passivum, von der verbindung *by himself*, vom temporalen *by*; von *to* im sinne des dativus commodi und des possessivus (*son to . . .*) und zur bezeichnung des preises. im III capitel wird endlich ebenso die von der höchsten zahl zur niedrigsten herabsteigende wortfolge der grundzahlen (*hundteontiz and fiftiz threo*), dann die verbindung *ofte tymes* und einige eigentümlichkeiten im gebrauche gewisser satzverbindungspartikeln (*so, and, to þem þät, hwen þät, zif þät, as*) als vom französischen einfluss unabhängig dargestellt.

Die ganze erörterung ist äufserst sorgfältig, umsichtig, alle umstände erwägend und demzufolge meist glücklich zu nennen, und wenn auch nicht überall völlig überzeugend so doch unzweifelhaft interessant und belehrend.

Prag am 26 märz 1910. **V. E. Mourek.**

Beiträge zur kenntnis des sprachgebrauchs im volksliede des XIV. und XV. jahrhunderts von **Karl Hoeber.** Berlin, Mayer & Müller 1908. [Acta Germanica bd. VII heft 1] 129 ss. 8°. 4 m. — Im 1. cap. behandelt H. die lautlichen verhältnisse. ein missliches beginnen; denn wenn man nur eine ganz eng begrenzte gattung aus dem gesamten hochdeutschen litteraturgebiete heraushebt, kann unmöglich etwas brauchbares herauskommen. infolgedessen sind auch die beispiele für die lautverhältnisse im Lochheimer liederbuche, das als einheitliches werk auch eine eigne sprachliche darstellung verlangte, im ganzen capitel verstreut, unübersichtlich und nicht weiter verwertet. — die folgenden abschnitte behandeln den sprachgebrauch und die poetischen stilmittel. H. macht hier eine reihe guter beobachtungen, besonders über wortgebrauch und bedeutungswandel. aber auch hier macht sich der grundfehler des ganzen buches fühlbar, die gar zu grofse beschränkung. aus den volksliedern sind nur die liebeslieder herausgehoben worden, und die gleichzeitige oder vorausliegende dichtung ist zu wenig berücksichtigt. vor allem wären Neithart und seine nachahmer, der meistergesang und die älteren fastnächtsspiele, ferner das Mhd. wb. mehr heranzuziehen gewesen. — was zb. s. 43 von *kunnen* und *mügen* gesagt wird, ist an sich richtig man denke an 'macht' und 'kunst'. aber die verwischung des unterschiedes, die mir von den verneinten formen ausgegangen zu sein scheint, findet sich nicht erst 'in der späteren zeit des mittelalters', sondern schon in der blütezeit; vgl. zu der pleonastischen verbindung der beiden worte: *ich soll und muss* (B 859ª). über die besonders im Renner beliebten zusammensetzungen mit *affen* (s. 21) hätte das Mhd. wb. ebenso

Digitized by Google

aufschluss geben können, wie über das verhältnis von *liebe* zu *minne*. hierzu vgl. besonders die litteratur bei Michels QF. 77 s. 25. — bei der besprechung der beziehungen der volkslieder zum minnesange hält sich H. in der hauptsache an die blütezeit des minnesanges. der streit zwischen sommer und winter wird nur kurz erwähnt; da war vor allem Jantzen, Germ. abh. 13 heranzuziehen. — einer zusammenstellung des sprichwörtlichen in den volksliedern folgt eine untersuchung über die innere einheit des Lochheimer liederbuches. die offenbar nicht zu den übrigen zu stellenden lieder (2. 18. 34. 45) und das inhaltlich ganz abweichende *'Ich spring an disem ringe'* (nr 42) schaltet H. aus. aus den in den übrigen liedern immer wiederkehrenden sprachlichen wendungen und motiven weist er, Arnold Mayer folgend, auf die nahen beziehungen zum mönch von Salzburg hin und schreibt die behandelten lieder einem und demselben verfasser zu. in nr. 1 scheidet er str. 5—7 als selbständiges gedicht ab. mir scheint dieses capitel das beste im ganzen buche zu sein. hier hätte auch eine zusammenhängende darstellung des sprachlichen im LL hingehört (s. o). — als materialsammlung und als vorarbeit ist H.s buch immerhin brauchbar.

Breslau. **Konrad Gusinde.**

Studien zur tierfabel von Hans Sachs. inauguraldissertation von **Erich Ricklinger.** München, Kastner u. Callwey 1909, 61 ss. 8°. — Ricklinger untersucht HSachsens tierfabel, die spruchgedichte wie die meistergesänge. er rühmt die erreichte treue in tierkundlicher hinsicht, die zuweilen glückliche charakterisierung der menschlichen rolle der tiere, die glückliche ausnützung des komischen elementes der tiergeschichten, betont den wert der didaxis für HSachs, sein streben nach anschaulichkeit, nach kürze, die seltenheit von änderungen wegen reimzwang, und untersucht die moralien. es werden damit schon bekannte resultate bei HSachs von neuem, also auch für den mg. zutreffend, bestätigt. — in den mgg., findet R., habe die enge der weise den dichter zu abweichungen von seinen sonstigen arbeitsprincipien genötigt: er muss sich oft kürzer fassen. das schliefst aber für R. in sich eine verringerung der anschaulichkeit, der charakterisierung, eine verkürzung der moral, uä. meine beobachtungen, über die ich mich gelegentlich eingehender äufsern werde, stimmen darin nicht ganz überein. dass HSachs vielfach ohne schaden kürzen konnte ligt auf der hand. mitunter, aber nur sehr selten, dünkt mich, sei eine änderung im mg. dem spruchgedicht gegenüber zu bedauern. aber meistens, auch in den von R. als belege angeführten stellen, handelt es sich etwa um eine anhäufung von einem halben dutzend von adjectiven (bd II nr 302), wenig drastische ausmalungen (bd II nr 224), breit schildernde anfangssituationen statt directem frischem beginn (bd II nr 229), aufzählungen (bd I nr 15) usw.; wo die moral manchmal etwas

Digitized by Google

kürzer ausfällt — was gewis nichts schadet — erhöht der dichter oft auf irgend eine weise die würkung, z. b. in bd III nr 222 dadurch, dass die löwin wie in der quelle, entgegen dem spruchgedicht (bd II nr 15), nur noch kräuter fressen will; die erzählung ist hier nicht gekürzt. also wol vielfach grösere kürze im mg., aber, gegen R., selten zum schaden der dichtung. und wenn R. ss. 26 und 27 meint, HSachs habe sich im mg., dem spruchgedicht gegenüber, zu sehr eingeengt gefühlt, bei zahlreichen mgg. seien die kürzungen übermäfsig breiten quellen gegenüber erzwungen, so unterschätzt er den vers- und reimvirtuosen HSachs, der über 4000 mgg. auf dem gewissen hat, abgesehen von den unzähligen andern producten in gebundener form. wol gibt es fälle wo HSachs durch den zwang gehindert war, indem dann kürzungen ungeschickt ausfielen, wie bd III nr 8, nr 38, nr 203 ua., oder der form wegen, um das mafs auszufüllen, breiter ausgemalt wurde, als es der dichter sonst vielleicht getan hätte, wie in den nrr 9. 10. 15. 43. 140. 314 uaa. aber auf schritt und tritt finden wir stellen, wo die geschickte art der durch die mg.-form bedingten änderungen auffällt. — in einer ausführlichen einleitung gibt der verf. einen überblick über die tierfabel bis auf HSachs — einen ins einzelne gehenden vergleich mit HSachs verspricht er in einer besondern arbeit —, und in der schlussbetrachtung kommt er mit Karl Drescher zum resultate, dass von späterm einfluss des meistersingers HSachs nicht viel zu spüren sei. — bisweilen sind resultate schärfer formuliert als das material es zuliefs. eine recht fleissige arbeit; der verf. hat viel liebe zum dichter und diesen, aufser in den erwähnten puncten, gut aufgefasst. als störende druckfehler sind mir aufgefallen s. 50 z. 10 nr 203 (soll heifsen 302), s. 51 z. 6 nr 399 (statt 299).

Burgdorf (Schweiz). **Eugen Geiger.**

Moritz August von Thümmels roman 'Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich' von dr **Richard Kyrieleis.** [Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft, herausgegeben von Ernst Elster. nr. 9]. Marburg, Elwert 1908. 75 ss. 8°. 2 m. — Die geschichte des deutschen romans gibt gegenwärtig das feld ab, auf dem zahlreiche dissertationen das erwünschte noch nicht angebaute plätzchen finden. fast durchgängig aber kümmern sich die neuen ansiedler nicht um ihre nachbarn. es ist, als wenn eine allgemeine verabredung bestünde, mit jeder arbeit wider von vorn anzufangen. jetzt nimmt RKyrieleis Thümmels grofsen reiseroman vor und nennt in seinem überblick über den 'stand der forschung' unglaublicherweise nicht eine von den schriften, mit denen er sich in erster linie hätte auseinandersetzen müssen. später wird auch nur Behmers arbeit über den einfluss Sternes auf Wieland herangezogen. K. bekümmert sich fast nur um die biographische litteratur und leitet

Digitized by Google

in recht interessanter weise die stimmungen der einzelnen teile des von 1791 bis 1805 erschienenen werkes aus den erlebnissen des dichters ab, schiefst freilich weit über das ziel hinaus, wenn er (s. 9) Thümmel mit Tasso vergleicht. der einfluss der ausländer, Voltaires, Rousseaus, Fieldings und Smollets, wird ausführlich und überzeugend nachgewiesen. dagegen heifst es auf s. 24 recht summarisch: 'seine landsmännischen vorläufer konnten Thümmel nicht viel anregung bieten'. dieses urteil basiert einfach auf ungenügender kenntnis der 'landsmännischen vorläufer', wie einige beispiele zeigen mögen. K. bezeichnet Wieland als den schöpfer des psychologischen romans, ohne Blankenburg zu nennen, der 1774 in seinem 'Versuch über den Roman' den 'Agathon' entzückt analysierte, aber in zukunft berücksichtigung der deutschen sitten forderte: '*Lessings Minna und die Wilhelmine mögen das übrige lehren*!' — also verlangt Blankenburg eine vereinigung von Wielands 'Agathon' und Thümmels 'Wilhelmine', dh. gerade das was K. an der 'Reise' bewundert, wenn er Thümmel preist, weil er an die stelle der leblosen griechischen scheinwelt Wielands das meisterhaft gezeichnete milieu der gegenwart gesetzt hat. wie konnte ihm diese stelle entgehn! Ferner hebt K. hervor, dass Sterne 'die besonderen zeitgeschichtlichen verhältnisse unberücksichtigt lässt', während Thümmel sie heranzieht. hier ist das vorbild der pastor Hermes, dessen reisende Sophie von den kosaken des siebenjährigen krieges entführt wird. sonderbar würkt auf s. 25 die kurze bemerkung, dass sich die durchbrechung der prosaerzählung mit versen auch 'bei Gellert, Uz, Miller, Hermes uaa.' findet. damit ist K. fertig und untersucht nicht etwa den einfluss, den das singspiel und die verserzählung bereits auf Hermes übten, sondern bleibt bei Thümmel und bespricht in aller breite (s. 60—64) die zahl der versfüfse, den umgelegten rhythmus, die reimgebilde, als ob dieses seltsame stilgemengsel classischen wert besäfse. Thümmels polemik gegen den katholicismus hat ihre vorgänger auf dem gebiete des dramas. K. nennt nur den bruder Martin im 'Götz', zieht aber weder Klingers 'Faust' noch seinen 1793 erschienenen kampfroman gegen die spanische inquisition heran. wenn K. betont, dass bei Thümmel das milieu auf die entwicklung des charakters würkt, so wird damit nur eine forderung erfüllt, die Blankenburg, JJEngel und andere in aller ausführlichkeit entwickelt und begründet hatten. zum schlusse gibt K. eine lehrreiche zusammenstellung der urteile der zeitgenossen, die mit ausnahme Schillers Thümmel bewunderten, und der nachwelt, die sich mit wenigen ausnahmen Schiller anschloss. wenn K. verlangt, dass man an die stelle der moralischen beurteilung die ästhetische treten lasse, so ist das gewis berechtigt, nur darf darüber der historische gesichtspunct nicht vernachlässigt werden. den ausländischen einwürkungen ist K. gerecht geworden, aber

Digitized by Google

er hat auf das conto Thümmels vieles gesetzt was seinen deutschen vorgängern gehört.

Leipzig. **Robert Riemann.**

Der junge Goethe und das publicum von **WRRPinger.** [University of California publications in modern philology vol. 1 nr. 1] Berkeley, University press 1909. 67 ss. 8°. — Gegenüber der herkömmlichen anschauung, Goethe habe das publicum verachtet, sucht der verf nachzuweisen: 1. dass man die für diese meinung grundlegende stelle in 'Dichtung und Wahrheit' sowie die in ihr ausgedrückte anschauung zu stark betont habe, 2. dass Goethes geringschätzung des publicums auch in diesem eingeschränkten mafs nur für seine jugend gelte, 3. dass sie auch in dieser weiteren reduction nicht seinem wesen entspreche, sondern durch fremde einflüsse (s. 47 f), besonders den Mercks (s. bes. 56. 61) ihm nahegebracht sei. — als belegsammlung für Goethes verhältnis zum volk (s. 21 f) und besonders zum publicum (s. 29 f) nicht ausreichend, vermag die arbeit in ihrer beweisführung vollends nicht zu befriedigen. von der fundamentalen tatsache, dass Goethe zwischen sich und die lesenden 'mitmenschen' die zwischeninstanz des 'kreises' einschob, wird so wenig notiz genommen, wie von den aus seinem innersten stammenden bekenntnissen im 'Tasso' und der 'Zueignung' zum 'Faust', die die theorie vom freundlichen umschwung (s. 17) allein widerlegen. zwischen der rücksicht die der praktiker und insbesondere der theaterdirector (vgl. s. 41) nahm, und seiner theoretischen überzeugung von der patriachalischen stellung des dichters (vgl. s. 38) wird nicht streng genug geschieden. auf Alb. Kösters vortrag und andere studien bei den letzten Goethefeiern ist P. nicht eingegangen. es ist ihm aber einzuräumen, dass er die notwendigkeit einer erneuten prüfung des problems dargetan hat.

Berlin, 27. 10. 10. **RMMeyer.**

Goethe und Schiller von **Fr. Warnecke.** Weimar, Böhlau 1909. 15 ss. 8°. 0,60 m. — Eine eingehende kritik der berichte beider dichter über ihre begegnung 1794 führt den verf. zu dem ergebnis, der Schillers sei vorzuziehen; wobei man zustimmen kann, ohne alle argumente (zb. die analogieen s. 11) sich anzueignen. auch dass Goethes '*Glückliches Ereignis*' ein gesamturteil über Schiller mehr als ein historischer bericht sei, wird dem scharfsinnigen kritiker zuzugeben sein. dass über die 'Metamorphose der Pflanzen' gesprochen wurde, scheint mir kein genügender grund anzuzweifeln. der irreführende titel könnte etwas bescheidener gewählt sein, wenn auch der verf. hier einen 'symbolischen fall' anzunehmen scheint. **R. M. Meyer.**

Bücherkunde der deutschen geschichte. kritischer wegweiser durch die neuere deutsche historische litteratur. von dr. **Victor Löwe.** 3 verm. u. verb. auflage. Altenburg, JohRäde 1910. 144 ss. 8°. 2,40 m. — Die altbewährte quellenkunde von Dahl-

Digitized by Google

mann-Waitz ist in der neusten auflage ein so umfangreiches und kostspieliges werk geworden, dass das verlangen nach einem knappern leitfaden durch die historische litteratur wol begreiflich erscheint. und durch den erfolg des vorliegenden bändchens, das unter einem anderen titel pseudonym zuerst 1900 erschienen ist und dann weiterhin drei auflagen erlebt hat, wird dies bedürfnis gewis bestätigt. der verf. ist redlich bemüht gewesen, die neuste litteratur nachzutragen, hat auch den stoff jetzt etwas schärfer gegliedert, aber mich dünkt doch, der raum könnte noch besser ausgenützt werden: insbesondere ist ein titelregister von 28 seiten auf 1116 seiten büchertitel doch ein directer nonsens. die einordnung, gruppierung und trennung ist nicht immer glücklich: so wenn Bergners Grundriss der kirchlichen kunstaltertümer (vermutlich weil er bis in den anfang des 18 jh.s reicht) s. 29 steht, Ottes Kunstarchäologie aber erst s. 105, oder wenn unter der litteratur zur geschichte der reformation (s. 40) bd. 3 der Kirchengeschichte von WMöller (-Kawerau) scharf hervorgehoben wird, ohne dass man erfährt, dass KMüllers werk (s. 28) in bd. II 1 (1902) die gleiche epoche behandelt. die charakteristiken, die ungleichmäfsig beigegeben sind, treffen nicht immer das richtige: es ist doch mindestens schief, wenn Zeufs Die Deutschen und die nachbarstämme, eine der grösten leistungen der deutschen wissenschaft, als 'eine art lexikon der völkerkunde' bezeichnet wird (s. 32). und was soll der student, der nicht ahnt, was in JGrimms Rechtsaltertümern steht, mit der bezeichnung 'classisches werk' anfangen? in den hilfswissenschaften und grenzgebieten ist die auswahl der litteratur oft zufällig oder willkürlich: wenn je ein hauptwerk über Lessing und Herder aufgeführt wird (s. 106), so fragt man, warum Goethe und Schiller fehlen. schliefslich wird bei einer neuen auflage eine sorgfältige bibliographische revision nicht zu umgehn sein: dass von einem werke nur erst die anfänge vorliegen (Rachfahl s. 45), dass ein 'teil' (Hettner s. 106) mehrere bände umfasst, dass die '2. auflage' nur eine titelauflage ist (Arnold s. 32), muss man aus einer 'bücherkunde' unbedingt ersehen. **E. S.**

Berichtigung zu s. 180: die dort besprochene abhandlung von R. Pestalozzi ist nur ein teil des XII heftes der sammlung 'Teutonia': 'Syntaktische beiträge', das aufserdem noch eine gröfsere arbeit über 'Die casus in Joh. Kesslers Sabbata' enthält und VII + 80 ss. 8° stark ist. preis 3 m.

Digitized by Google

KLEINE MITTEILUNGEN.

Zum Vorauer Alexander. Vom cedernwalde des berges Libanon heifst es im Vorauer Alexander (Diem. 205, 14): *diz ist noch der selbe walt, den der chunich salemon galt wider einen chunich, der hiez sigiram.* in der Strafsburger bearbeitung heifst der letzte vers (1101 Kinzel): *wider einen kuninc, der hiz Hyram.* dass das das richtige ist, kann keinem zweifel unterliegen. aber keiner der herausgeber, weder Diemer noch Weismann noch Kinzel, verliert ein wort darüber, was den dichter bewogen haben könnte, dem könig Hiram der biblischen bücher einen echtgermanischen namen zu geben; ja Kinzel bucht ganz unbefangen den namen Sigiram im register (s. 529). es scheint mir sicher, dass der Vorauer schreiber getreu seine vorlage abgeschrieben und dass diese nichts anderes gemeint hat als *der hiez sig iram.* schon an zwei andern stellen (Diem. 205, 25. 217, 13) bietet der Voraner Alexander die ältesten belege für den eigentümlichen reflexiven dativ bei *heizen*; diese dritte kommt hinzu. die schreibung *sig* ist aus der mittelfränkischen vorlage unversehrt herübergerettet: wir kennen sie aus dem dem gleichen dialekt angehörenden Annolied (41. 711) und dem legendar (vgl. Busch Zs.f.d.ph. 10, 393). für die bestimmung von Lamprechts heimat, wenn sie noch zweifelhaft sein kann (schon die erwähnung des heiligen Pantaleon halte ich für beweisend und stimme im übrigen Pfeiffers darlegungen Germ. 3, 494 völlig bei), scheint mir dieser idiotismus nicht ohne bedeutung. dass *sich* der dativ, nicht der accusativ ist, nimmt Grimm Gramm. IV 327 nach analogie der reichen ähnlichen verbindungen im as. und ags. mit recht an, wie denn überhaupt das nichtvorhandensein des dativs *sich* im mhd. eine behauptung ist die den tatsachen nicht entspricht (vgl. Alex. 5844. Eilh. 2341).

Jena, 30. okt. 1910. **Albert Leitzmann.**

LYRISCHE FEDERPROBEN. *Ein auflassregister der pfarrei Herborn für die jahre* 1416—1424 *unter den Deutschordens-acten des staatsarchivs zu Marburg weist auf der rückseite des auflasses vom j.* 1424 *die nachfolgenden federproben auf, von denen einige für die charakteristik des volksliedes jener zeit nicht ohne interesse sein mögen.* **Hans Neuber.**

Des meyen zid frawet sich der gauch
des selben glichen tun ich werlich auch.

Von unbilde mufs ich lachen
daz ich kan gemachen
daz sie meynt ich meynen sie
daz mir in myn herze qwam noch nye.

Digitized by Google

ye lenger ye liber vergifs myn nicht
libes oygelin.

ye { elder / richer / edeler } ye { erg / kerg / ungetruw } er

Taregamat ramagerat maga . . . . .

von meisterlicher mensur . .

Ich qwam in einen garten da fand ich
gamerille gamerille und ander crud
ein krutschin heifset bissen daz kan nymant
genifsen wolgemud wolgemud hufs dirn
die lange nacht bis an den tag dirdundei.

PERSONALNOTIZEN.

In Heidelberg starb am 9 december 49jährig professor dr BERNHARD KAHLE, der in den letzten jahren neben seinem specialgebiet, der nordischen philologie, auch die deutsche volkskunde pflegte. — am 22 december verschied zu Leipzig im 67 lebensjahre prof. dr GUSTAV WUSTMANN.

Der privatdocent dr WALTHER BRECHT in Göttingen wurde an Borchlings stelle als professor der deutschen sprache und litteratur an die akademie in Posen berufen. — der senat der freien und hansestadt Hamburg hat die neu begründete professur für englische sprache und cultur dem professor dr WILHELM DIBELIUS in Posen übertragen.

An der universität München hat sich dr FRITZ STRICH für neuere deutsche litteraturgeschichte habilitiert, an der universität Leipzig dr HANS WEYHE für englische philologie.

Digitized by Google

REGISTER.

Die zahlen vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

â > *æ*, *ê* fränk. A 213
accipies-bilder in incunabeln A 70 ff
additionscomposita A 155
EvAdelnburg 151
adverb als subject A 25 f. 28 f, als prädicat A 30 f
Adoniscult, grundlage der Gralssage? A 248 ff
aetiologische sagen A 141
DvAift 151
Albers 'Tundalus', collation u. kritik 190 ff
anekdote A 117
antern 'nachahmen' A 125
'Apokalypse', bruchst. d. mnd. gedichtes 269 ff
Arnold s. 'Reinaert'
aspiration von *p* u. *k* fränk. A 204 f
Atlakvida A 136 f
Attila, verschied. namensformen 99. 104
HvAue, zusammensetzungen m. *-bære* 78 ff, m. *-rich* 76 ff
auslautsgesetz des schlesischen A 36
avanturierroman A 175 ff
Avitus, m. Hieronymus befreundet 381 f

b afränk. A 194 f, geminiert A 198 f
b < *p* in lehnwörtern A 206
-bære in zussetzgen bei HvAue u. GvStraſsbg 78 ff
Baiern als heimat SHelbers 182 f; aussprache des lateins 183 f; *e*-laute 185 ff
MBeheim, meisterlieder, rhythmik u. melodik A 67 ff
Benrather linie A 17
'Bergmann', mhd. gedicht aus Böhmen 256 ff
betonica-recepte, Trierer hs. 175
beweerien A 123
Bibeltext, gotischer, und s. vorlage 365—386; griechischer, verschiedene classen 369 ff. 386; altlateinischer (Itala) 366
Biblia picta (pauperum) u. 'Spec. hum. salvationis' A 60 f
bilderbücher, typologische A 60 ff
bilinguen-hss. der Bibel 379
Bindelt, luxemb. ortsname A 202
bindungen, skaldische, als kriterium des alters A 47 f
Biterolf A 191
bits A 202
Bleheris A 249
blutfluss, spruch dagegen 171. 178
Böhmen, heimat d. cod. pal. germ. 341: 245 ff; vgl. deutsch-böhmisch
Bodensee als Rhein bezeichnet 389 f
UBoner, anfang u. schluss s. 'Edelsteins' 107—112; zu den quellen einzelner fabeln 231—244: nr 2 : 234, nr 4 : 234, nr 43 : 235, nr 48 : 236, nr 49 : 232, nr 52 : 236, nr 58 : 237, nr 74 : 237, nr 82 : 238, nr 85 : 239, nr 87 : 239, nr 89 : 231, nr 92 : 240, nr 94 : 241, nr 95 : 242, nr 96 : 243, nr 97 : 243, nr 100 : 243
RdeBorron, poet. 'Perceval' A 243 ff
brechung A 214 ff
Maximiliane Brentano geb. La Roche A 275 ff
Brixianus, codex 369. 379; prolog dazu 385 f
Brynhildpoesie der Edda A 138
GBüchner A 188 f
Burchard v. Worms, s. zeit gespiegelt in d. Nibelungendichtg 206 ff

carricaturen aus d. Franzosenzeit A 95 f
DCatonis 'Disticha' bei GvStraſsburg 349
ch u. *c* im ahd. Isidor A 205
christliche segen u. heidnische zauberſprüche 179 f. 390 ff
christmette, protestantische A 143 ff
'Christus u. die minnende Seele' A 255 ff; verfasst vom dichter d. 'Teufelsnetzes'? A 257 f; verwante dichtungen A 259
Chrysostomus, sein bibeltext 376—378. 382
circumflex am Niederrhein A 18 f
Sal. Columbus, En swensk ordesköt-sel A 109
conformationen als fehlerquelle in bibeltexten 372

d afränk. A 194 ff, geminiert A 197
deutschböhm. gedichte im cod. pal. germ. 341 : 246 ff, orthographie 248 ff
Dewin in Böhmen (burggraf Hermann) 247
dialektgeographie A 7. 15 ff
dienestman (*dienen*) in d. standes-

Digitized by Google

sprache d. ritterlichen dichtg 138. 143 ff; fehlt im Nib.liede 166
'Dietrichs Ausfahrt' (hs. w) unter dem einfluss von Wolframs 'Willehalm' 129 ff
diminutiva, mundartliche verbreitung u. geschichte A 9 ff; verhältnis zu den personennamen A 14 ff
diphthongierung im schlesischen A 34 f
dissimilation in vogelnamen A 1 f
dit rheinfränk. A 202
dolg an. u. composita 96
-dona in tirol. u. vorarlberg. ortsnamen A 148
doppelnamen A 156 f; vgl. heldensage
dormeln A 20
drüster 'heuschrecken'? bei BvRegensburg 284
dulgere mlat. '(durch wurf) preisgeben' 90 ff, germ. etymologie 93 ff
dulgis skula, dulgahaitja got. 96

ę < *ë* fränk. A 215 f
ę in *swęfter, gęfter, jener* A 215 f
Eckehard I, sein 'Waltharius' in bez. zur Nib.-dichtg 193—231; kannte bereits eine epische darstellung 194 ff, würkte auf verschiedene stadien der spätern Nib.-dichtg 200 ff. 230 f; selbständigkeit E.s 198. 202. 214 ff — zum text: prol. 19. v. 874: A 297
Eckard s. Eckewart
Eckewart im 'Nibelungenlied' 201 f
Edda, Nibelungenlieder A 135 ff
edel bei GvStrafsburg 73 ff
Egilssaga, ihre composition A 297 f
ei < *ai* fränk. A 213
eigen in d. standessprache d. ritterlichen dichtg 138. 145 ff
RvEms, bruchst. d. 'Barlaam' 354 f
entrundung in Schlesien A 34
epigramme, volkstümliche A 118
epos entsteht durch anschwellen von liedern A 130 ff. 133
ernbote = *arnebote* bei BvRegensburg 284
Eschbach als dialectgrenze A 17
WvEschenbach, bruchst. d. 'Willehalm' 351 ff; einfluss d. 'Willehalm' auf 'Virginal A' 113—134; — 'Titurel', kritik u. metrik A 111 f; Münchener fragment A 111; — 'Parzival' s. Gral
Etzelburg = Ofen, nicht Gran 226

f u. *r* afränk., lautwert A 210 f
fahrende (bürgerliche) in d. hs. C 154
falke A 5 f
familiennamen, mhd. A 151 ff
federproben, lyrische A 305 f
fegfeuer s. hölle
'Feldbauer' s. 'Bergmann'
'Floovent' u. verwante sagen A 49 ff; beziehungen zum Siegfriedslied? A 51 f
Ven. Fortunatus s. *leudus*
Frankfurt a. M. A 296
Franzosenzeit in Deutschland A 93 ff
französ. trouvères, bildl. ausdrücke aus d. sphäre d. vasallität 143
frauenverehrung im 12 jh. 140 ff
HvFreiberg, 'Schrätel u. wasserbär', orthographie d. hs. 250 ff; 'Ritterfahrt d. JohvMichelsberg', desgl. 251 ff
JvFreiberg 'Rädlein', orthographie der hs. 249 ff
fremdwörter d. schles. mundart A 31 f
Fretela s. Sunnia
Freudenleere s. 'Wiener mervart'
JWFritsch, bürgercapitän A 296
HvFritzlar, datierung nach d. thüring. wappen 360
fürbaz, betonung bei WvEschenbach A 112

g afränk A 197 ff, geminiert A 198 f
gân gên bei ThvZirkläre A 63
'Geistlicher Streit', beziehungen zu 'Teufels Netz' u. zu 'Christus u. die minnende Seele'? A 257
gemeiten adv. A 124
Gero im 'Nibelungenlied' 202
gester A 215
gi- ahd. als kennzeichen perfectiver actionsart A 182 f
glasmalereien in Mülhausen i. E. A 60
glossen, ahd. (u. and.) aus Trier 172 ff. 180 ff
Goethe u. d. publicum A 303; u. Schiller A 303; — 'Dichtung u. Wahrheit' A 265 ff; selbsterkenntnis A 268; 'Satyros' A 269; 'Werthers Leiden', entstehungsgeschichte A 269 ff
'Götter Griechenlands' A 188
Goten, orthodoxe in Konstantinopel 383; vgl. Ulfila
Gottsched, s. Shakespeare-kenntnis A 75 f
Gral, s. ursprüngl. bedeutg A 248 f; occultistische züge A 250 f
grasmücke A 4
JGreff A 171 ff; s. 'Jacob' A 173

Digitized by Google

griel A 7
Gudrunsage, alter A 14; name s. Kudrun
'Gudrúnarkvida II' A 137
guot bei GvStrafsburg 69 ff

Hadlaub u. s. familie, urkk. 276 ff
handschriften aus Amorbach 1; Berlin A 61 f; Dülmen 356; Dyck 285; Gießen A 107; Heidelberg 56.245 ff (cod pal. germ. 341); Kalocsa 56; London A 122; Marburg A 305; Millstatt-Klagenfurt A 122; Münster i. W. 269; Schafstädt 351; Schlettstadt A 59; Trier 169. 396; Wien 190
FrHebbel, charakteristik 288 f; stil 290 f; philosoph. jugendlyrik A 281 ff; beziehungen zu Schelling A 282 f; 'Maria Magdalene' A 283 ff. 292; vergleich m. OLudwig 286 f
SHelber, s. heimat Baiern 182 ff, daher die behandlung d. *e*-laute zu erklären 185 ff
heldensage, namen in mehrfacher lautgestalt 97 ff (anordnung alphabetisch 99—103)
hepfu im ahd. Isidor A 211
Herder-Satyros A 269
HvHesler, 'Evang. Nicodemi', metrik u. textkritik A 167 ff; H.s metrische theorie in der Apokal. A 168 f; alternierender rhythmus A 169
hessisches wappen s. thüringisches w.
Hettilo u. die Gudrunsage A 14
Hieronymus, brief an Sunnia u. Fretela 380—388
KHift in Speier, holzschnitte A 71
'Hochzeit' 30, 3. 37, 10: A 123 f
hölle u. fegfeuer im volksglauben usw. A 293 f
höresch bei GvStraßburg 66 ff
Hohkönigsburg A 183
Rob. Hood A 131
Hôrant, abweichende lautformen 100 f
ht < *t* A 220
WvHumboldt, sprachphilosophie A 294
Hvensche chronik u. Siegfriedslied A 53 ff

i u. *e* fränk. A 216
iambischer charakter der silbenzählenden verse A 68 ff
ibis, deutsche namen A 2
iχ,*-iχ* < *ik* mfränk. A 199 f
-ig tirol. = *-ach* A 149 f
-ilt in diminutiven A 11 f; in personennamen A 13 f
imperativnamen A 152
-in,*-en* in fränk. flexion A 217
inschriften, volkstümliche A 118
-ir d. plur. lautet nicht um A 212 f
isländische þjódsagnir A 234 ff; Þjódlög A 238 f
iu umgelautet fränk. A 213 f
-iu adjectivendung A 119

j > *g* vor *i* A 219 f
jagd im 'Rudlieb' u. im 'Nibelungenlied' 203 f. 220
jagdvögel doppelt benannt A 6
jener A 215
AvJohansdorf 152
Jónas Jónasson A 233
judendeutsch A 37

k aspiriert fränk. A 204 f; nach *l*, *r* fränk. > *χ* A 210
Kalewala A 294
GKeller als dramatiker A 97 ff; 'Der Freund', 'Schweizerschauspiele' A 102, 'Eutychus' A 103
knittelversmetrik A 115
knünich A 208 f
königs- u. kaiserideal d. dtschen ma.s A 113
Konrad(vPassau), verf. einer latein. 'Nibelungias' 194 f; steht unter d. einfluss d. 'Waltharius' 198 f; führt Rüdiger in die dichtg ein 205. 215; beginn s. darstellung 218; auffassung Hagens 221
Konstantinopel, orthodoxe Goten 383
krankheitsnamen in e. Trierer hs. 170 f
kreuzfahrer, freie u. ministerialen 135 f
'Kreuztragende Minne', mhd. gedicht A 256 f
Kriemhilt, abweichende lautformen 100. 105
'Kristnipátt' A 45
Kúdrún, namensform 105
kurznamen A 154

Lamprecht, 'Alexander' 1101: A 305
Langobarden A 191
lanze beim Gral A 251
lât 'lässt' A 210
lautverschiebung, mfrk. A 199 ff; der tenuis im auslaut A 200 f; der tenuis zur affricata u spirans A 200 ff; alter der lautverschiebung A 208 f
Lechtal, tirol., sprache und besiedlung A 146

Digitized by Google

legenden, ursprung aus volkssagen und novellen A 140
SLemnius, geburtsjahr A 125 ff
Lessing, 'Emilia Galotti' und G Kellers 'Freund' A 102; L. u. Shakespeare A 79 f
Lesura 'Lieser' A 218
leudes mlat. 84 f
leudus bei Ven. Fortunatus 84 ff
Leuthold u. s. vorbilder A 189
-lt,-ltn, obd. diminutivendg A 11 f; in personennamen A 13 f
-lich, pluralbildg A 11
lieder u. epos A 133 ff
lieder, histor. d. 17. jh s A185
Lochheimer liederbuch A 299 f
ELönnrot A 294 f
Ludolfus de Saxonia, 'Vita Christi' A 58 f; verf. d. 'Spec. hum. salv.'? A 58 f
OLudwig verglichen m. FHebbel A 286 f
'Ludwigslied', rhythmus A 224 ff

magister cum discipulis, Quentellscher holzschnitt A 71
'Marien himmelfahrt', dramat. fragm. d. 14. jh.s aus Amorbach 1—56; text 4—13; herkunft d. hs. 14. 56 (Rheinpfalz); sprache u. orthographie 14 ff; d. kirchl. tradition u. die dramat. gestaltung 24 ff; vorstufe ein liturg. spiel in latein. sprache 43 ff; die latein. gesänge d. Innsbrucker spiels 45 ff; das MHf.-spiel der Fragmenta Burana 50 ff; die entwickelung zum Amorbacher spiel 53 ff
Marke der tugenderiche s. Gv. Strafsburg
'Mâze' überlieferg. u. datierg. 56 ff.
medicin d. volkes A 115 f
mendacium 'falsche lesart' 383
Merseburg s. zaubersprüche.
WvMetze 155 n. 2
CFMeyer 'Huttens letzte Tage' A 128
miχ, diχ mfränk. A 199
JvMichelsberg s. HvFreiberg
JMiélot A 61
milchwirtschaft, geschichtliches A 103 f.
Millstätter hs. A 122
ministerialität u. ritterdichtg 135 bis 168; ministerialen in d. ritterschaft 135 ff; im conventionellen sprachgebrauch d. minnesangs 139 (s. *dienestman, eigen*)
minnesänger s. standesverhältnisse
'Minnende Seele' s. Christus
mǫrk vadmáls A 44
Mösien, doppelsprachige städte 370 f
mundarten: bairisch 184 ff (*e*-laute bei Helber 185 ff); fränkische A 193 ff; schlesische A 33; westtirolische A 155 ff; von Cronenberg A 15 ff; Eger A 22 ff; Krefeld A 7 ff.
HvdMure 155 n. 3

n vor spirans afränk A 220 f
namen (personen- u. familien-) mhd. A 150 ff.
nationalhymnen d. europ. völker A 38 ff
natursagen A 139 ff
Niálssaga A 40 ff, entstehg. u. verfasser A 45 ff
Nibelungenlied, beziehungen zum 'Walthariusʼ 193—231; zu 'Ruodlieb' 203 f; spiegelung der sächsischen kaiserzeit in einer ältern schicht 204 ff. 220 ff; Wormser einflüsse 204 ff; bischof Burchard. 206 ff; die Thidrekssaga als vorstufe 216 f; spiegelung staufischer verhältnisse 223 ff; jüngste einflüsse des 'Walthariusʼ 227 ff; zusammenfassg 230 f; vgl. Eckehard, Konrad; — ritterlicher dichter 165 f; *man* für vasallen u. dienstleute 167; — entstehung A 133
Nibelungenlieder d. Edda A 135 ff; Nibelungensage u. Floovent A 54 f; vgl. auch Siegmundssage. — fragmente d. Nl. aus Dülmen 350
'nomina herbarum, nomina olerum', glossen aus Trier 172 ff
Norwegens beziehungen zur franz. litt. im 13 jh. A 113 f

of in d. aengl. syntax A 298 f
LOhmacht A 296
ortsnamen in Tirol u. Vorarlberg A 145 ff
Ottokar, eroberg v. Accon A 133
ou u. *öu* fränk. A 218 f

p, aspiration rheinfrk. A 204 f; grenze der verschiebung A 205; *rp, lp* > *rph, lph* > *rf, lf* A 206 f
päl, pêlen ndrhein. 'schale', 'schälen' A 20
'Perceval' in prosa A 242 ff; analyse der beiden Gralbesuche Percevals A 244 ff
perfectivierung dch *gi-* A 182 f
personennamen, mhd. A 158 f

Digitized by Google

pf / p verschiebungsgrenze A 205 f
Pfälzer am Niederrhein A 21 f
Pilgrim v. Passau s. Konrad (v. Passau)
plantago-recepte, Trierer hs. 175
Platen, sonette A 186 f
Pleier A 161 ff; s. stand 162 n. 2. 3; 'Tandareis', u. Chrestiens 'Karrenritter' A 165; chronologie d. werke A 166
pleise A 148
JPontanus 'De sermone' A 117
predigtmärlein A 203 f
provenzal. troubadours, bildl. ausdrücke aus d. sphäre d. vassallität 141 ff.
Publilius Syrus bei GvStraßburg 348
'Pyramus', dramen d. 16. 17. jh.s A 184 f; vgl. Thisbe

quempas A 144 f
HQuentell, accipies-bilder A 70 f

WRaabe, 'Hollunderblüte' A 189 f
rahm, geschichtliches A 104 f
'Rädlein' s JvFreiberg
'Regel, heilige für ein vollkommenes Leben' A 261 ff; beziehungen zum SGeorgener prediger A 263; die eingestreuten exempel A 203 f
BvRegensburg, datierung einz. predigten: I 88, 3 : 279 f, I 400, 38: 280 ff; beziehungen z. jüng. Titurel? 282 f; sprachl. bemerkungen *(weseht, ernbote, drüster)* 283 f
vRegensburg, burggraf 151
reimgedichte, ahd., ihr rhythmus A 222 f
reimprosa im 'Spec. hum. salv.' A 57
'Reinaert', wertung der Dycker hs. (f) für die textkritik 285 ff, auffälliges zusmmengehn von Rein. II (b) + latein. übersetzung (l) 292 ff, f steht dem original näher als a 299; ermittelung der richtigen lesarten 299—320; die neue fassung des prologs bestätigt die hypothese von LWillems 321 f; unterschied in d. anthropomorphisierung 322 ff, verschied. gebrauch von *dier* 325 f; Wilhelm hat als nachfolger Arnolds, dem d. II teil gehört, den I teil (d. frz. 'Plaid') bearbeitet 326 ff; gleichheit d. stils 326 f, kleine sprachliche differenzen 328 ff; der inhalt einheitlich 332 ff; schluss in a echt und eigentum Arnolds 336 ff; die froschfabel 338
'Reinardus vulpes' s. 'Reinaert', lat. übersetzung
FvRetz, 'Defensorium inviolatae virginitatis Mariae' A 61
-rich in zusammensetzungen bei Gv Strafsburg 75 f u. HvAue 76 f
JRies, s. syntakt. methode A 180 f
vRietenberg, burggraf 151
BRingwaldt, 'Christl. Warnung d. tr. Eckarts' A 114 f
ritterschlag (Frankreich) u. ritterweihe (Deutschland) 137
ritterstand, entstehung u. zusammensetzung 135 ff; unterschiede d. ritterlichen cultur in Frankreich u. Deutschland 137 ff
robinsonade A 115 ff
roman. ortsnamen in Tirol u. Vorarlberg A 146 ff
romantik u. Shakespeare A 82
Rómveriasaga A 239 f
rs > *rsch* schles. A 35 f
Rubin 155 n. 5
'Ruodlieb', berührungen m. d. Nibelungendichtg 203 f
HvRute 152

s, lautwert fränk. A 211
HSachs, tierfabel im meistergesang A 300 f
vSachsendorf 155 n. 6
saga, isländ., bibliographie A 179 f
Salvina 382
satz = saz A 202
vScharfenberg 155 n. 7
Schiller, dramat. pläne A 278; 'Die Polizei' A 279; 'Hausvater' A 280; 'Flibustier' A 281; 'Verschwörung gegen Venedig' A 281; 'Wilhelm Tell', beurteilung des volkes A 85 ff, Tellcharakter u. apfelschuss A 91 ff; — Sch. u. Goethe A 303
Schimmel A 149
Schindle A 149
schlesische mdart A 23
schmakostern A 104
schmand A 104
'Schrätel u. Wasserbär' s. HvFreiberg
Schweizer festspiele A 101
schwertsage s. Siegmundssage
'De Servando medico' 168
Shakespeare in Deutschland A 33 ff
Shakespeare, Julius Caesar II 1, 45: A 186
sich mhd. dativ A 305
Siegfried Horn A 33 f
Siegfriedlied u. Floovent A 50 ff. 53 ff

Digitized by Google

Sigefrid-Sigurdr, abweich, namensformen 102
Siegmundssage 259 ff
silbenzählende metrik A 67—70
'Silvester' (Trierer), textkritisches 387 f
sonett im 19 jh. A 186 f
FvSonnenburg 150 f. 152
'Speculum humanae salvationis' A 55 ff; verfasser A 57 ff; typograph. bedeutung A 56; hss. A 57. 59. 61 f; bilder A 59 f
Spervogel MFr. 22, 33 u. heimatsfrage 388 ff
Speyer im Nibelungenliede 201 f
spiele, mittelalterliche in Thüringen u. Sachsen A 116
'spurihalz', spruch gegen sie 174. 177 ff
standesverhältnisse d. südostdeutschen lyriker 146 ff, d. epischen dichter 161 ff
HvStarkenburg 155 n. 10
steigerung in d. isländ. saga A 45
GvStrafsburg, antike elemente 339 bis 350: mythologie u. sage, quellen (aufser Thomas) Vergil m. d. commentar d. Servius, Ovid 339 ff; latein. sprichwörter 348 ff; akrostichon nach Kraus 345 anm.; — apposition zu eigennamen wie *Marke der tugendertche* 61—83; weiteres üb. phraseologie u. wortbildung s. inhaltsangabe 61
sturm und drang u. Shakespeare A 81
subject, grammat. u. psycholog. wert A 26 ff
'Sündenklage, Millstätter' v. 71. 107: A 125
Sunnia und Fretela 366. 369. 380 ff
swester A 215
syntaktische methode A 26 ff; A 180 f
syntax, altenglische, ihre französ. elemente? A 298 f

t mfränk im auslaut unverschoben A 199 ff; *t* > *tz* im auslaut A 202; vor cons. unverschoben A 209 f
Tannhäuser, stand 153 n.; — T. bei Heine u. RWagner A 113 f
teleologie d. sage A 141
Terenzverse (durch Publilius Syrus vermittelt) bei GvStrafsburg 348 u. 349
'Teufels Netz' A 257 f
Thanella A 148
Thidrekssaga vorstufe d. Nibelungenliedes 195. 197 f. 216 ff
'Þjódsagnir' auf d. heut. Island A 233 ff
Thisbe bei GvStrafsburg 339; vgl. Pyramus
Thomas überliefert GvStrafsburg vereinzelte mytholog. anspielungen 339 u. römische sprichwörter 349
Thomasin s. Zirkläre
MAvThümmel A 301 f
Tirol u Vorarlberg, ortsnamen u. besiedlung A 145 ff
trieteris A 126 f
Trier s. glossen, zaubersprüche
troubadours s. provenzalische tr.
trouvères s. französische tr.
tugent bei GvStrafsburg 61 ff
'Tundalus' s. Alber
tüschen 'zwischen' A 209
tz u. *ʒ* fränk. wechselnd A 207 f

u u. *o* nordmd. A 214 f
übernamen als familiennamen A 251 f
Ulfila 365—380. 386; Giefser fragmente A 107 f
umlaut, fränk. A 211, vor *-ir* A 212 f, von *ou* A 218; im schles. A 36 f
Ürdinger linie A 17
uttenschwalb A 1

v u. *f* fränk. lautwert A 210 f
vergessen auf A 106
'Virginal' A unter dem einfluss von Wolframs 'Willehalm' 113 ff; vgl. auch A 135 u. 'Dietrichs Ausfahrt'
vogelnamen A 1 ff, deutsche quellen A 2 f
WvdVogelweide, s. stand 156 ff
'Volker ioculator' A 120 ff
'volksepen', mhd., zumeist von rittern gedichtet 163 ff
volksepos A 129 ff; entstehg aus liedern A 130 f. 133
volksetymologie A 32
volkssagen s. Þjódsagnir
volksweisen auf Island A 238 f
Vǫlsungasaga s. Siegmundssage
Vǫlundr gemessen als *Vǫl-ùndr* 97
Vorarlberg s. Tirol

'Waltharius' s. Eckehard I
wappen, thüring.-hessisches, s. Hv Fritzlar
KJWeber, 'Demokritos' A 17
weihnachtlieder, lat. u. deutsch A 143 ff
wert bei GvStrafsburg 71 f
wesent 'grasig' bei BvRegensburg 283

widerholungslieder, finnische A 295
Wieland, abweichende lautformen 97 f. 102
Wieland und Shakespeare A 80
'Wiener mervart' in Böhmen gedichtet 247 f; orthographie d. Heidelbger hs. 248 ff
Wilhelm (Willem) s. 'Reinaert'
'Wilhelmus von Nassawe' A 35
winileod 84 n. 1. 88 f
Witege, namensformen 105
witz, seine theorie A 117
HWolleb A 128
Worms im Nib.liede 204 ff
Wulfila s. Ulfila
würgelhahe A 1

yl 'topf' A 21
'Ynglingatal', datierung A 47

z u. *tz* fränk. wechselnd A 207
UvZatzikon, 'Lanzelet', reimwörterbuch A 111
zaubersprüche, frühchristl. aus Trier 171. 174. 177 f. 396; ihr verhältnis zu den heidnischen (Merseburgern) 179 f. 390 ff
zeitgedichte d. 17. 18. jh.s A 118 ff
ThvZirkläre A 62 ff; sprache A 62 ff; reime A 63 f; litterar. einflüsse A 64 f; stil A 65 ff
Zithêrôn bei GvStrafsburg 343

Digitized by Google

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DATE DUE

AP 27'81			

DEMCO 38-297

89011793361

Digitized by Google

Digitized by Google

89011793361

b89011793361a

Digitized by Google